



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

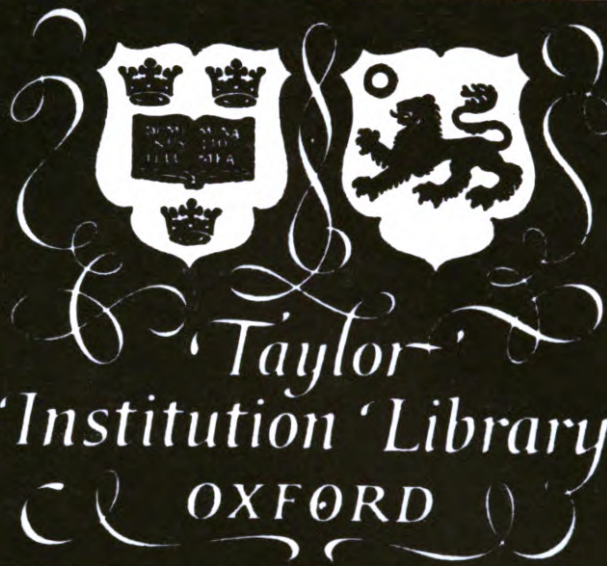
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





PRESENTED BY

Günter + Elsie Hill

2002





S f e w a f t o p o l

\_\_\_\_\_

# S e w a s t o p o l

Erzählungen aus den Jahren  
1852–1855

---

Von

L. N. Tolstoj



---

Bei Bruno Cassirer Berlin





# „Der Morgen des Gutsherrn“

Bruchstück aus einem unvollendeten Roman

„Ein russischer Gutsherr“

(1852)

Deutsch von Gustav Specht



Fürst Nechjudow war neunzehn Jahre alt und Student im Sechsten Semester, als er für die Sommerferien auf sein Landgut zog und dort den ganzen Sommer allein verbrachte. Im Herbst schrieb er mit seiner noch unausgeprägten Kinderhandschrift einen Brief an seine Tante, die Gräfin Bjelorezkaja, die, seinen Begriffen nach, seine beste Freundin und die genialste Frau auf dieser Welt war; dieser französische Brief lautete in der Übersetzung folgendermaßen:

„Mein liebes Tantchen! Ich habe einen Entschluß gefaßt, von dem mein ganzes Lebensschicksal abhängen muß. Ich verlasse die Universität, um mich dem Landleben zu widmen, denn ich fühle, daß ich dazu geschaffen bin. Um des Himmels willen, liebes Tantchen, lachen Sie mich nur nicht aus! Sie werden sagen, daß ich noch jung sei; freilich bin ich noch ein Kind an Jahren, aber das hindert mich keineswegs, meine Bestimmung zu erkennen, sowie das Gute herbeizuwünschen und es zu lieben.

Wie ich Ihnen bereits schrieb, fand ich hier ein unbeschreibliches Durcheinander vor. Ich hatte den Wunsch, die Sache in Ordnung zu bringen, vertiefte mich in sie und entdeckte, daß das Hauptübel die überaus erbärmliche, elende Lage der Bauern sei, ein Übel, das nur durch Arbeit und Beharrlichkeit zu beseitigen wäre. Wenn Sie nur zwei meiner Bauern sehen könnten, den David und den Iwan, und das Leben, das sie mit ihren Familien führen, so würde — davon bin ich überzeugt — schon der An-

blick dieser beiden Unglücklichen Ihnen mehr als alles, was ich zu sagen vermöchte, mein Vorhaben begreiflich machen. Ist es nicht meine heilige und eigentliche Pflicht, für das Glück dieser siebenhundert Menschen zu sorgen, worüber ich einst vor Gott werde Rechenschaft ablegen müssen? Ist es nicht eine wahre Sünde, sie der Willkür der brutalen Dorfältesten und Verwalter auszuliefern — nur um der eigenen Genußsucht und ehrgeiziger Pläne willen? Und warum sollte man denn in einem andern Kreise sich nach Gelegenheiten umschauen, nützlich zu sein und Gutes zu tun, wenn mir hier eine so hohe, leuchtende und dringende Aufgabe gestellt wird. Ich fühle, daß ich das Zeug zu einem guten Landwirt habe; zu einem solchen aber, wie ich ihn verstehe, bedarf es keines Kandidatendiploms und keiner Amtswürden, die Sie so sehr für mich ersehnen. Liebes Tantschen, schmieden Sie keine ehrgeizigen Pläne für mich; gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß ich einen ganz besonderen Weg eingeschlagen habe, der aber ein guter Weg ist und mich, wie ich fühle, zum Glücke führen wird. Ich habe sehr gründlich über meine zukünftigen Pflichten nachgedacht, habe einen Aktionsplan entworfen und ihn mir aufgezeichnet und, wenn Gott mir nur Leben und Kräfte verleiht, bin ich um den Erfolg meines Unternehmens nicht bange.

Zeigen Sie diesen Brief nur nicht meinem Bruder Wassja: ich fürchte seinen Spott: er ist gewöhnt, mich zu beherrschen, und ich — mich ihm zu fügen. Wanja dagegen wird meinen Entschluß begreifen, wenn er ihn auch nicht billigen sollte."

Die Gräfin antwortete ihm mit folgendem Brief, den wir hier gleichfalls aus dem Französischen übersetzen:

„Dein Brief, lieber Dmitrij hat mir nichts anderes bewiesen, als daß Du ein gutes Herz hast, woran ich niemals gezweifelt habe. Aber, lieber Freund, unsere guten Eigenschaften schaden

uns im Leben oft mehr, als unsere schlimmen. Ich will schon gar nicht davon reden, daß Du eine Torheit begehst und daß Dein Verhalten mich betrübt, — ich will lediglich durch meine Überzeugungskraft auf Dich einzuwirken suchen. Seien wir uns einmal darüber klar, lieber Freund. Du sagst, Du fühltest Dich zum Landleben berufen, Du wolltest Deinen Bauern zu ihrem Glück verhelfen und hoffest, ein guter Landwirt zu werden. Erstens muß ich Dir sagen, daß wir unsere Bestimmung erst dann erkennen, wenn wir uns erst einmal in ihr geirrt haben; zweitens, daß es leichter ist, sein eigenes Glück zu machen, als andere zu beglücken, und drittens, daß ein guter Landwirt zugleich ein kaltherziger, strenger Mensch sein muß, der Du schwerlich jemals werden wirst, wie sehr Du Dich auch als solchen aufspielen möchtest.

Du hältst Deine Erwägungen für unfehlbar und erkennst sie sogar als Lebensregeln an; in meinem Alter aber, mein Freund, traut man keinen Erwägungen und Regeln, sondern einzig und allein der Erfahrung; meine Erfahrung jedoch sagt mir, daß Deine Pläne — kindisch sind. Ich bin bald fünfzig Jahre alt, habe viele verehrungswürdige Menschen kennen gelernt, aber niemals gehört, daß ein junger Mann von Namen und Fähigkeiten unter dem Vorwand, Gutes zu tun, sich auf dem Lande vergraben hätte. Du wolltest immer als Original gelten, doch Deine Originalität ist nichts weiter als übertriebene Eigenliebe. Wähle lieber die ebenen Pfade, mein Freund: sie führen sicherer zum Erfolg; und wenn Dir der Erfolg auch an und für sich nicht als erstrebenswert erscheinen sollte, so ist er doch notwendig, um das Gute zu tun, das Du so liebst.

Das Elend einiger Bauern ist — ein unvermeidliches Ubel, oder doch ein Ubel, dem abzuhelfen ist, wenn man alle Verpflichtungen, die man der Gesellschaft, seinen Verwandten und

sich selbst gegenüber hat, nicht vergißt. Bei Deinen Gaben, Deinem Herzen und Deiner Liebe zur Rechtschaffenheit dürfte es eigentlich keine Laufbahn ohne Aussicht auf Erfolg geben; erwähle Dir nun wenigstens eine solche, die Deiner würdig ist und Dir Ehre machen kann.

Ich glaube an Deine Aufrichtigkeit, wenn Du sagst, daß Du jedes Ehrgeizes bar seist; doch Du täuschest Dich über Dich selbst. Ehrgeiz ist — eine Tugend in Deinen Jahren und bei Deinen Mitteln; er wird nur dann mißlich und gemein, wenn der Mensch nicht mehr imstande ist, diese Leidenschaft zu befriedigen. Auch Du wirst das erfahren, wenn Du Deine Absicht nicht aufgibst. Leb wohl, lieber Mitja! Es scheint mir, daß ich Dich um Deines törichten, aber edlen und großmütigen Planes willen nur noch lieber habe. Handle, wie Du es für richtig hältst; allein ich muß gestehen, daß ich Dir nicht beipflichten kann."

Als der junge Mann diesen Brief erhielt, dachte er lange darüber nach; endlich kam er zum Schluß, daß auch ein geniales Weib sich irren könne: er reichte sein Austrittsgesuch bei der Universität ein und verblieb für immer auf dem Lande.

## 2

Wie der junge Gutsbesitzer seiner Tante schrieb, hatte er sich genaue Wirtschaftsgrundsätze aufgestellt; sein ganzes Leben, Tun und Treiben war nach Stunden, Tagen und Monaten eingeteilt. Der Sonntag war dazu bestimmt, Bittsteller, leibeigenes Hofgesinde und Bauern zu empfangen, den Haushalt armer Bauern zu besichtigen und sich im Einverständnis mit der Gemeinde über Fragen der Unterstützung schlüssig zu werden, denn die Gemeinde versammelte sich jeden Sonntagabend, um zu entscheiden, wem eine Unterstützung zu gewähren sei und was für eine. Unter solchen Beschäftigungen war bereits über ein

Jahr vergangen und der junge Mann war nun schon kein Neuling mehr, weder in der Praxis noch in der Theorie der Landwirtschaft.

Es war ein klarer Juni-sonntag; Nechljudow hatte soeben Kaffee getrunken und ein Kapitel der „Maison rustique“ durchgeblättert. Jetzt steckte er ein Notizbuch und ein Bündel Banknoten in die Tasche seines leichten Paletots und trat aus seinem großen Landhaus mit den Säulenhallen und Terrassen heraus, in dessen Erdgeschosß er ein einziges kleines Zimmer bewohnte; auf den ungepflügten, verwachsenen Wegen des alten englischen Gartens schritt er dem Dorfe zu, das zu beiden Seiten der großen Landstraße gelegen war. Nechljudow war ein hochgewachsener, stattlicher junger Mann mit langem, dichtem, dunkelbraunem Kraushaar, strahlenden schwarzen Augen, frischen Backen und roten Lippen, auf denen der erste zarte Flaum sproßte. In all seinen Bewegungen und in seinem Gange offenbarten sich die Kraft, die Energie und die gutmütige Selbstzufriedenheit der Jugend. Das Bauernvolk kehrte gerade in bunten Haufen aus der Kirche zurück; Greise, junge Mädchen, Kinder, Weiber mit Schoßkindern strebten in Feiertagskleidern ihren Hütten zu; sie verneigten sich grüßend vor ihrem Gutsherrn und traten ehrerbietig zur Seite. Nechljudow blieb auf der Landstraße stehen, zog sein Notizbuch aus der Tasche und las auf der letzten, mit kindlichen Schriftzügen bekratzelten Seite einige Bauernnamen nebst den dazugehörigen Anmerkungen. „Iwan Tschurissjonof bittet um Stangen,“ las er und schwenkte nach rechts ab, dem Eingang der zweiten Hütte zu.

Die Wohnstätte Tschurissjonofs bestand aus einem halbverfaulten, an den Ecken moderigen, windschiefen Blockverhau, der sich derart in den Erdboden gesenkt hatte, daß über dem Mistwall gerade noch ein einziges Vorderfenster — ein zerbrochenes



Schiebefenster mit einem halb abgerissenen Laden – und ein mit Hanfflocken verstopftes Hinterfensterchen sichtbar waren. Der aus Balken gezimmerte Flurraum mit einer gänzlich verfaulten Schwelle und einer niedrigen Tür, ein anderes kleines Gebälk, noch älter und niedriger als der Flur, ein Tor und eine aus Flechtwerk errichtete Vorratskammer klebten an der eigentlichen Hütte. Alles dies war einstmals mit einem unebenen Dach gedeckt gewesen; jetzt aber hing nur noch struppiges, schwarzes, faulendes Stroh am Giebel, am First dagegen waren stellenweise das Gerüst und die Sparren zu sehen. Vor dem Hofe befand sich ein Brunnen mit zusammengefallenem Rasten und dem Reste einer Stange und eines Rades und mit einer schmutzigen, vom Vieh ausgetretenen Pfütze, in der Enten herumplätscherten. Am Brunnen standen zwei alte, geborstene und geknickte Weiden mit spärlichen blaßgrünen Ruten. Unter einer dieser Weiden, die davon Zeugnis ablegten, daß irgend jemand einst für die Ausschmückung dieses Ortes gesorgt hatte, saß ein achtjähriges blondes Mädchen, vor dem ein anderes, etwa zweijähriges Mädchlein herumkroch. Kaum hatte der kleine, ständig mit dem Schweife wedelnde Hofkötter, der sich bei den Kindern befand, Nechljudow erblickt, so stürzte er schon kopfüber vors Tor und stimmte ein erschrockenes, heiseres Gebell an.

„Ist Iwan zu Hause?“ fragte Nechljudow.

Das ältere Mädchen schien bei dieser Frage ganz starr vor Staunen zu werden und sperrte die Augen immer weiter auf, ohne einen Ton zu erwidern; das kleinere machte den Mund auf und wollte losheulen. Ein altes Weibchen in durchlöchertem, kariertem Rock, der von einem tief sitzenden rötlichen Gürtel zusammengehalten wurde, lugte hinter der Tür hervor und antwortete zunächst auch nichts. Nechljudow betrat den Flur und wiederholte seine Frage.

„Er ist zu Hause, guter Herr,“ sagte die Alte mit zitteriger Stimme, indem sie, ängstlich und aufgereggt, sich tief vor ihm verneigte.

Nechljudow begrüßte sie und ging durch den Flur in den engen Hof, während die Alte ihren Kopf in die Hand stützte, sich an die Tür stellte und, ohne die Augen von ihrem Herrn abzuwenden, langsam den Kopf hin- und herbewegte. Auf dem Hofe sah es ärmlich aus; hie und da sah man alten, nicht abgefahrenen, schwarz gewordenen Mist, darauf bunt durcheinander einen verfaulten Futtertrog, Mistgabeln und zwei Eggen. Die Schirmdächer rings um den Hof waren fast alle von ihrer Strohdeckung entblößt: darunter standen auf der einen Seite ein Hakenpflug und ein Wagen, dem ein Rad fehlte, nächst einem Haufen übereinander getürmter, leerer, unbrauchbarer Bienenstöcke; die andere Seite der Schirmdächer war vollkommen eingefallen, so daß ihre abgedeckten Dachsparren nicht auf den Stützen, sondern weiter davor auf dem Misthaufen ruhten. Tschurissjonok war eben dabei, mit eines Beiles Schneide und Rücken den vom abgerutschten Dach zerdrückten Flechtzaun abzuholzen. Iwan Tschuris war ein Bauer von etwa fünfzig Jahren und unter Mittelgröße. Die Züge seines sonngebräunten, länglichen Gesichts, umrahmt vom dunkelbraunen, leicht ergrauten Bart und ebensolchen dichten Haaren, waren schön und ausdrucksvoll. Die dunkelblauen, halb geschlossenen Augen schauten flug, gutmütig und sorglos drein. Sein nicht sehr großer, regelmäßiger Mund, der sich, wenn er lächelte, scharf unter dem bräunlichen dünnen Schnurrbart abzeichnete, drückte ruhiges Selbstvertrauen und einen etwas spöttischen Gleichmut gegen seine ganze Umgebung aus. Seine rauhe Haut mit den tiefen Furchen, die hervorquellenden Adern an Hals, Gesicht und Händen, seine unnatürliche gebeugte Haltung und die bogenförmig gekrümmten Beine deuteten darauf hin, daß

sein ganzes Leben in unerträglicher, allzu harter Arbeit dahingegangen war. Seine Kleidung bestand aus weißen hänfenen Hosen, mit blauen Flecken an den Knien, und einem ebensolchen schmutzigen, auf dem Rücken und an den Armen fadenscheinigen Hemde; er war tief mit einem schmalen Zwirnband umgürtet, an dem ein kupfernes Schlüsselchen hing.

„Gott helfe dir!“ rief der Herr, als er den Hof betrat.

Ischurissjonok schaute sich um und machte sich wieder an seine Arbeit. Er holte energisch aus, zerrte den Zaun unter dem Schirmdach hervor und trat dann erst, nachdem er die Axt in den Holzbloß gesteckt und seinen Gürtel zurechtgerückt hatte, in die Mitte des Hofes.

„Viel Glück zum heutigen Fiertage, Durchlaucht!“ sagte er, indem er sich tief verneigte und seinen Haarbusch zurückwarf.

„Danke, mein Lieber. Siehst du, ich komme, um mich nach deiner Wirtschaft zu erkundigen,“ äußerte Nechljudow mit kindlich treuherziger Schüchternheit und musterte dabei die Kleidung des Bauern. „Laß mal sehn, wozu du die Stangen brauchst, um die du mich auf der Bauernversammlung batest.“

„Die Stangen? Man weiß doch, wozu man die Stangen braucht, Väterchen Durchlaucht. Ich wollte nur mein Dach ein klein wenig stützen; geruhen Sie selber zu sehen: hier ist neulich eine Ecke eingestürzt, der barmherzige Gott hat es noch so gefügt, daß in dem Augenblick kein Vieh darunterstand. Da sehen Sie, es hängt noch immer so herunter,“ erklärte Ischuris mit einem verächtlichen Blick auf seinen klaffenden, schiefen, zusammengefallenen Schuppen, dem das Dach fehlte. „Jetzt sind alle Dachsparren und Seitenwände und Dachstangen so morsch, daß nicht einmal brauchbares Holz daraus zu gewinnen wäre. Und wo sollte man jetzt Bauholz hernehmen? Sie selber geruhen es ja zu wissen.“

„Wozu brauchst du dann aber fünf Stangen, wenn der eine Schuppen schon eingestürzt ist und die andern bald einzustürzen drohen? Du brauchst nicht Stangen zum Stützen, sondern alle Dachsparren, Dachstangen und Balken müssen erneuert werden,“ meinte der Gutsherr mit sichtlichem Stolz auf seine Sachkenntnis.

Ischurissjonok schwieg.

„Du brauchst also Bauholz und nicht Stangen: dann hättest du's doch auch so sagen sollen.“

„Gewiß wäre welches nötig, aber woher nehmen: man kann doch nicht in einemfort auf den Herrenhof laufen. Wenn man unsereinem so ohne weiteres erlaubte, um alles, was man braucht, bei Eurer Durchlaucht auf dem Gutshof zu betteln, — was wären wir dann für Bauern? Wenn aber Euer Gnaden nichts dagegen hätten: da liegt nämlich auf der Tenne des Herrenhofs Eichenastholz, ohne jede Verwendung,“ sagte er mit einer Verbeugung und verlegen von einem Fuß auf den andern tretend, „dann könnte ich einige schadhafte auswechseln, andere mit der Äxt behauen und aus dem Alten noch was Brauchbares zurechtzimmern.“

„Wie? aus dem Alten? Du sagst es ja selbst, daß alles bei dir baufällig und verfault ist: heute stürzt dir die eine Ecke ein, morgen eine andere und übermorgen die dritte; wenn man's schon einmal macht, so muß alles von Grund aus erneuert werden, damit keine Arbeit unnütz verschwendet wird. Sag' mir mal, wie denkst du: wird dein Hof diesen Winter noch überdauern oder nicht?“

„Wer kann das wissen?“

„Nein, was glaubst du: wird er zusammenstürzen oder nicht?“

Ischuris dachte einen Augenblick nach.

„Er wird sicher ganz und gar zusammenstürzen,“ sagte er plötzlich.

„Da siehst du's, du hättest das besser gleich auf der Versammlung sagen sollen, daß du deinen ganzen Hof umbauen mußt und nicht nur Stangen zum Stützen brauchst. Ich bin doch froh, daß ich dir helfen kann . . .“

„Das wäre zu viel Gnade, Euer Durchlaucht,“ entgegnete Tschurissjonok etwas ungläubig und ohne seinen Herrn anzusehen. „Wenn Sie mir nur vier Balken und noch die Stangen bewilligen wollten, so könnte ich schon irgendwie damit zurecht kommen; und was sich dann noch an unbrauchbarem Holz finden sollte, kann als Stütze für die Hütte verwandt werden.“

„Wie? ist denn auch deine Hütte baufällig?“

„Ich und meine Alte sind jeden Augenblick darauf gefaßt, daß die Hütte einmal über einem von uns zusammenbricht,“ erklärte Tschurissjonok gleichmütig. „Neulich hat sich eine Latte von der Decke gelöst und meine Alte totgeschlagen!“

„Wie das? totgeschlagen?“

„Ja, nun, so gut wie totgeschlagen, Euer Durchlaucht: sie bekam solch einen Schlag über'n Rücken, daß sie bis spät in die Nacht wie tot dagelegen hat.“

„Und ist es nun vorübergegangen?“

„Freilich ist's vorübergegangen, aber sie kränkelt noch immer. Sie ist übrigens schon seit jeher kränklich.“

„Wie? bist du krank?“ fragte Nechljudow die Alte, die nach wie vor in der Tür stand und sofort zu ächzen anfang, als ihr Mann von ihr zu erzählen begann.

„Da hier drückt's mich immerfort, das wird wohl das Ende sein,“ sagte sie und zeigte auf ihre schmutzige, hagere Brust.

„Da haben wir's schon wieder!“ versetzte der junge Herr ärgerlich und zuckte die Achseln. „Warum hast du dich nicht im

Krankenhaus gemeldet, wenn du krank bist? Dazu ist das Krankenhaus doch da. Hat man euch das denn nicht mitgeteilt?"

„Freilich hat man's uns mitgeteilt, guter Herr, aber woher soll man die Zeit nehmen? Da ist der Frondienst und die eigene Wirtschaft und die Kinderchen — und ich bin allein da! Wir sind ja ganz auf uns selbst gestellt . . .“

### 3

Nechljudow trat in die Hütte. Die schiefen verräucherten Wände waren in der hinteren Ecke mit allerhand Lappen und Kleidungsstücken behangen, während die vordere Ecke buchstäblich mit großen rötlichen Schaben besät war, die in der Nähe der Heiligenbilder und der Ofenbank besonders zahlreich herumwimmelten. Mitten in der Decke dieser schwarzen, dumpfigen, etwa sechs Arschin großen Hütte klappte ein gewaltiger Spalt, und obgleich an zwei Stellen Stützen vorhanden waren, hatte sich die Decke so gesenkt, daß sie jeden Augenblick einzustürzen drohte.

„Ja, die Hütte ist sehr schlecht,“ sagte der junge Herr und blickte dabei Tschurissjonok ins Gesicht, der scheinbar keine rechte Lust hatte, dieses Gesprächsthema zu berühren.

„Sie wird noch uns und unsre Kinderchen erdrücken,“ begann das Weib mit weinerlicher Stimme und lehnte sich an den Ofen, unterhalb des Schlafgerüsts.

„Was schwätzt du da!“ sagte Tschuris streng und wandte sich dann an den Herrn, wobei ein feines, kaum merkliches Lächeln seine Lippen dicht unter dem Schnurrbart umspielte: „Ist das eine Not mit ihr, Euer Durchlaucht, mit der Hütte meine ich, ich habe schon Stützen und auch neue Unterlagen angebracht, da ist eben nichts zu machen.“

„Oh, oh, wie soll man hier überwintern!“ klagte die Alte.

„Nun, wenn man noch einige Stützen aufstellt, eine neue Deckenlatte annagelt,“ unterbrach sie der Mann mit ruhiger, sachlicher Miene, „und eine Dachstange auswechselt, so werden wir uns vielleicht irgendwie den Winter über noch behelfen. Leben läßt sich’s ja hier, nur daß man sich die ganze Hütte durch die Stützen versperren wird — das ist es; rührt man aber daran, so dürfte kein heiles Spänchen übrig bleiben; nur solange sie dasteht — hält sie noch,“ schloß er, sichtlich voller Befriedigung, daß er auch diesen Umstand in Erwägung gezogen hatte.

Es ärgerte und kränkte Nechljudow, daß Tschuris es bis dahin hatte kommen lassen und sich nicht schon früher an ihn gewandt hatte; denn er hatte doch seit dem Tage seiner Ankunft niemals den Bauern etwas abgeschlagen und immer darauf gehalten, daß alle sich mit ihren Nöten unmittelbar an ihn wendeten. Er empfand sogar eine gewisse Erbitterung gegen den Bauern, zuckte zornig die Achseln und runzelte die Stirn; jedoch der Anblick der Armut, die ihn umgab, und die ruhige und selbstzufriedene Art des Tschuris inmitten dieses Elends verwandelten seinen Unmut in eine trübsinnige Hoffnungslosigkeit.

„Ja, warum hast du mir das nicht früher gesagt, Iwan?“ bemerkte er vorwurfsvoll, indem er sich auf die schmutzige krumme Ofenbank setzte.

„Ich hab’s nicht gewagt, Euer Durchlaucht,“ erwiderte Tschuris mit dem gleichen, kaum merklichen Lächeln, wobei er auf dem unebenen Erdboden von einem seiner schwarzen nackten Füße auf den andern trat; er sagte das aber so mutig und gelassen, daß es schwer war zu glauben, er habe sich nicht getraut, zum Herrn zu kommen.

„Wir sind einfache Bauern: wie sollten wir es wagen! . . .“ warf die Alte schluchzend ein.

„Et, so schwatz doch nicht!“ wies sie Tschuris aufs neue zurecht.

„In dieser Hütte kannst du nicht leben, das ist Unsinn!“ erklärte Nechljudow, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte.

„Aber wir wollen einmal folgendes machen, mein Lieber . . .“

„Wie Sie befehlen,“ fiel Tschuris ein.

„Hast du die steinernen Gerardowschen Hütten gesehen, die ich auf dem neuen Hofe erbauen ließ: die mit den Hohlmauern?“

„Die sind nicht so leicht zu übersehen!“ meinte Tschuris und ließ lächelnd seine noch vollzähligen weißen Zähne sehen. „Wir haben uns nicht wenig gewundert, als man sie baute — die komischen Hütten! Die Kinder fragten lachend, ob das etwa Speicher werden sollten, wo das Korn zum Schutz vor Ratten in die hohlen Mauern geschüttet wird. Es sind wirklich großartige Hütten!“ schloß er kopfschüttelnd und mit dem Ausdruck spöttischen Unverständnisses: „Die reinen Strafanstalten . . .“

„Ja, es sind treffliche Hütten, trocken und warm und nicht so feuergefährlich,“ versetzte der Herr, und sein junges Gesicht verdüsterte sich in sichtlichem Mißvergnügen über den Spott des Bauern.

„Unbestreitbar, Euer Durchlaucht, ganz großartige Hütten.“

„Nun also, eine dieser Hütten ist schon vollkommen fertig. Sie ist zehn Arschin groß, mit einem Flur und Speicherraum, und schon ganz fertig. Ich könnte sie dir überlassen, auf Kredit zum Selbstkostenpreis; du wirst mir's gelegentlich abzahlen,“ sagte der Herr und konnte bei dem Gedanken an seine Wohltat ein selbstzufriedenes Lächeln nicht unterdrücken. „Deine alte Hütte wirst du abbrechen,“ fuhr er fort, „sie wird als Speicher dienen; den Hof werden wir ebenfalls überführen. Dort ist vorzügliches Wasser, du erhältst eine Gemüseparzelle auf Neuland und auch deine drei Felder lasse ich dir in nächster Nähe zuweisen. Dort wirst du prächtig leben! Wie, gefällt dir denn die Sache nicht?“ fragte Nechljudow, denn sobald er von der Übersiedlung



zu sprechen begann, hatte er bemerkt, daß Tschuris, völlig regungslos und versonnen, und schon nicht mehr lächelnd, auf die Erde starrte.

„Wie Euer Durchlaucht wollen,“ erwiderte er, ohne die Augen zu erheben.

Die Alte trat plötzlich vor, als sei sie auf das empfindlichste gekränkt worden, und machte Miene, etwas zu sagen, doch der Mann ließ sie nicht zu Worte kommen: „Wie Euer Durchlaucht wollen,“ wiederholte er mit großer Entschiedenheit und Unterwürfigkeit, indem er seinen Herrn anblickte und seinen Haarschopf schüttelte, „aber es wird uns nicht beschieden sein, auf dem neuen Hof zu leben.“

„Warum?“

„Nein, Euer Durchlaucht; wenn Sie uns dort ansiedeln — wir haben es freilich auch hier schlecht genug — aber dort werden wir nie im Leben richtige Bauern werden! was können wir dort für Bauern sein? Wie Sie wollen, — aber dort läßt es sich nicht leben!“

„Aber wieso denn?“

„Ganz und gar zugrunde gehen werden wir dort, Euer Durchlaucht.“

„Warum ließe es sich denn dort nicht leben?“

„Was wär das für ein Leben? Urteile doch selber: der Ort ist unbewohnt, wer weiß was für ein Wasser dort ist, Weide ist nicht vorhanden. Die Hanffelder hier bei uns . . das ist doch alter fetter Boden, und dort? Was gibt's dort? Nichts als Ödland, weder Zäune, noch Getreidedarren, noch Scheunen, nichts gibt's dort. Wir werden uns zugrunde richten, Euer Durchlaucht, wenn du uns dorthin verjagst, ganz und gar zugrunde richten. Die Gegend da ist neu und uns fremd,“ wiederholte er, nachdenklich, aber entschieden den Kopf schüttelnd.

Nechljudow begann dem Bauern klarzumachen, daß eine Übersiedlung im Gegenteile sehr vorteilhaft für ihn sein werde; Zäune und Scheunen würde man dort schon errichten, auch das Wasser sei dort gut usw., aber das verstockte Schweigen des Tschuris brachte ihn in Verwirrung, und er hatte die Empfindung, daß er nicht so spräche, wie es am Platz gewesen wäre. Tschurissjonok widersprach ihm zwar nicht; doch als der Herr schwieg, bemerkte Tschuris mit leichtem Lächeln, es würde wohl das Beste sein, wenn man die alten Leute vom Hofgesinde und Aljoscha, den Dummkopf, auf dem neuen Hofe ansiedelte, damit sie dort die Getreidefelder bewachten.

„Das wäre wirklich großartig!“ bemerkte er und lächelte wieder. „Es ist eine aussichtslose Sache, Euer Durchlaucht!“

„Was schadet es denn, daß der Ort unbewohnt ist?“ versicherte Nechljudow geduldig. „Auch diese Gegend hier war früher unbewohnt, und jetzt wohnen doch Menschen hier; und dort, — mach nur mal einen guten Anfang und siedle dich als erster dort an . . . wirklich, du solltest dich dort ansiedeln . . .“

„Aber das läßt sich doch gar nicht vergleichen, Väterchen Durchlaucht!“ antwortete Tschuris mit Lebhaftigkeit, als befürchtete er, der Herr könnte am Ende eine endgültige Entscheidung treffen. „Dieser Platz hier liegt mitten in der Gemeinde, es ist ein belebter, uns wohlvertrauter Ort: an der Landstraße, und nicht weit vom Teich — zum Wäsche waschen für meine Alte oder zum Tränken des Viehs —, und alles hier ist unsrer Bauernhände Werk, und seit altersher eingerichtet, die Tenne und das Gemüsegärtchen und die Lorbeerweiden, die von meinen Eltern gepflanzt sind; mein Großvater und mein Vater haben hier Gott ihre Seele empfohlen, und auch ich will hier meine Lebensstage beschließen, Euer Durchlaucht, das ist alles, worum ich bitte. Wenn du so gnädig wärst, unsere Hütte instandsetzen zu helfen,

dann würdest du uns vollkommen zufriedenstellen, Euer Gnaden; wenn nicht, — nun, dann werden wir auch in der alten unser Leben schlecht und recht zu Ende bringen. Laß uns unser Leben lang zu Gott für dich beten," fuhr er fort, indem er sich tief verneigte, „aber versage uns nicht aus unserm Nest, Väterchen . . ."

Während Tschuris so sprach, ließ sich von dort, wo sein Weib stand, unter dem Schlafgerüst ein immer lauterer Schluchzen vernehmen, und kaum hatte ihr Mann „Väterchen" gesagt, so sprang die Alte plötzlich hervor und warf sich, ganz in Tränen gebadet, dem Herrn zu Füßen.

„Richte uns nicht zugrunde, unser Ernährer! Du bist uns Vater und Mutter! Wie sollten wir denn dorthin übersiedeln? Wir sind doch alte, alleinstehende Leute. Wie Gott, so auch du..." begann sie und heulte los.

Nechljudow sprang von der Bank auf und wollte die Alte aufheben, doch diese schlug mit einer wahren Wollust der Verzweiflung mit dem Kopf gegen den Erdboden und stieß die Hand des Herrn zurück.

„Was hast du? So steh doch, bitte, auf! Wenn ihr's nicht wollt, so ist's nicht nötig; zwingen werde ich euch nicht," sagte er, machte eine wegwerfende Handbewegung und trat einen Schritt auf die Tür zu.

Als Nechljudow sich wieder auf die Bank niedergelassen hatte und in der Hütte wieder Schweigen herrschte, ab und zu unterbrochen von dem Aufschluchzen der Alten, die sich unter das Schlafgerüst zurückgezogen hatte und sich dort die Tränen mit dem Hemdärmel abwischte, — da wurde es dem jungen Gutsbesitzer klar, was für Tschuris und sein Weib diese zerfallende kleine Hütte, der morsche Brunnen nebst der schmutzigen Pfütze, die faulenden winzigen Viehställe, die kleinen Speicher und die geborstenen, durchs schiefe Fensterchen guckenden Weiden be-

deuteten, — es wurde ihm seltsam schwer und traurig ums Herz, und er mußte sich schämen.

„Warum hast du denn nicht auf der Gemeindeversammlung am vergangenen Sonntag gesagt, daß du eine Hütte nötig hättest, Iwan? Ich weiß jetzt wirklich nicht, wie ich dir helfen soll. Ich habe euch allen auf der ersten Versammlung gesagt, daß ich mich ganz auf dem Lande niedergelassen habe und mein Leben euch widmen will; daß ich bereit wäre, selber allem zu entsagen, wenn ihr nur zufrieden und glücklich seid, — und ich schwör's vor Gott, daß ich mein Wort halten werde,“ sagte der junge Gutsherr, ohne zu ahnen, daß solcherlei Herzensergießungen nicht dazu angetan sind, bei irgendwem Zutrauen zu erwecken, am wenigsten aber bei einem russischen Menschen, der keine Worte liebt, sondern die Tat, und jeder Gefühlsäußerung abhold ist, so schön diese Gefühle auch sein mögen.

Doch der offenherzige junge Mann war von seinem Gefühl so beglückt, daß er nicht umhin konnte, es ausströmen zu lassen.

Ischurik hörte, den Kopf zur Seite gebeugt, bedächtig blinzeln, seinem Herrn mit erzwungener Aufmerksamkeit zu, wie einem Menschen, dem man nun einmal zuhören muß, wenn er auch Dinge redet, die nicht sehr schön sind und einen eigentlich gar nichts angehen.

„Ich kann doch nicht allen alles geben, worum sie mich bitten. Wenn ich jedem, der mich um Bauholz bittet, ja sagte, so würde ich selbst bald nichts mehr übrig behalten und könnte dem wirklich Bedürftigen nichts mehr abgeben. Deshalb habe ich ja auch einen Teil meines Waldes abgetreten, ihn zur Instandsetzung der Bauten meiner Bauern bestimmt und ihn ganz der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Dieser Wald gehört jetzt nicht mehr mir, sondern euch Bauern, ich kann darüber nicht mehr verfügen, sondern das besorgt jetzt die Gemeinde nach eigenem

Gutdünken. Komm heute in die Versammlung; ich werde der Gemeinde deine Bitte vortragen: wenn sie dir eine neue Hütte bewilligt, so ist's gut, ich habe selbst keinen freien Wald mehr. Ich wünsche von Herzen dir behilflich zu sein; da du aber nicht übersiedeln willst, so hat darüber die Gemeinde zu befinden, und nicht ich. Du verstehst mich doch?"

„Vielen Dank für Eure Gnade, Herr,“ antwortete Tschuris verlegen. „Wenn Sie uns nur Bauholz für unsern Hof schenken wollten, so könnten wir uns schon so behelfen. Was soll da noch die Gemeindeversammlung? Die Sache ist ja bekannt . . .“

„Nein, du mußt hinkommen.“

„Wie Sie befehlen. Ich werde kommen. Warum sollt' ich nicht kommen? Doch die Gemeinde bitten werde ich nicht.“

#### 4

Der junge Gutsherr wollte die Bauersleute offenbar noch nach etwas fragen; er erhob sich noch nicht von der Bank und schaute unschlüssig bald auf Tschuris, bald in den leeren ungeheizten Ofen.

„Habt ihr schon zu Mittag gegessen?“ fragte er endlich.

Unter dem Schnurrbart des Tschuris blitzte ein mokantes Lächeln auf, als belustigte es ihn, daß der Herr so törichte Fragen stelle; er antwortete gar nichts.

„Was für ein Mittagessen, guter Herr?“ äußerte die Alte tief seufzend. „Ein Stückchen Brot haben wir verzehrt — das ist unser ganzes Mittagsmahl. Wir hatten heute keine Zeit, uns Kohl zu holen, so haben wir uns denn auch keine Suppe kochen können, und was noch an Krauß da war, habe ich den Kindern gegeben.“

„Heute sind Hungerfasten,“ mischte sich Tschuris ein, die Worte der Alten erläuternd. „Ein Stück Brot und eine Zwiebel — das

ist halt unsre Bauernkost. Ich danke noch Gott dafür, daß es mir bisher, durch Eure Gnade, nicht an Brot gemangelt hat, denn wir Bauern haben ja oft nicht einmal Brot. Die Zwiebeln sind heuer überall schlecht geraten. Wir haben neulich zum Gemüsebauer Michailo geschickt — der nimmt für das Bund Zwiebeln einen Groschen, doch Geld zum Kaufen hat unserens keins. Seit Ostern sind wir wohl nicht mehr in der Kirche gewesen, und können auch keine Kerzen für den Heiligen Nikolaus kaufen."

Nechljudow wußte schon längst, und zwar nicht vom bloßen Hörensagen und auf Treu und Glauben, sondern aus eigenster Anschauung, daß seine Bauern in einer hochgradigen Armut lebten; doch diese ganze Wirklichkeit bildete einen solchen Gegensatz zu seiner eigenen Erziehung, Denkart und Lebensweise, daß er wider seinen eigenen Willen diese Tatsache vergaß, und jedesmal, wenn er, wie eben jetzt, lebhaft und greifbar daran erinnert wurde, ward es ihm unerträglich schwer und traurig ums Herz, als peinige ihn die Erinnerung an ein verübtes ungesühntes Verbrechen.

„Warum seid ihr nur so arm?“ sagte er, seinen Gedanken unwillkürlich laut aussprechend.

„Ja, wie sollten wir denn anders sein als arm, Väterchen Durchlaucht? Sie geruchen selber zu wissen, was für Boden wir hier haben: Lehmgrund, Hüggelland; und dann haben wir offenbar Gottes Zorn erregt: seit dem Cholerajahr gedeiht das Korn nicht mehr recht. Die Zahl der Wiesen und Nutzungen ist zurückgegangen; einige sind von der Gutsverwaltung belegt, andere kurzerhand den Fronländereien zugeteilt worden. Wir sind einsame, alte Leute . . . gern würde ich mich tüchtig rühren — doch reichen meine Kräfte nicht mehr dazu. Meine Alte ist krank, sie bringt fast jedes Jahr ein Mädchen zur Welt; und die muß man doch alle durchfüttern. Ich plage mich allein ab, und habe eine

siebenköpfige Familie. Gott der Herr verzeihe mir meine Sünde, aber wirklich, oft denke ich mir: wenn Gott doch nur bald einige wieder zu sich nehmen wollte. Dann hätte ich selbst es leichter und auch für sie wär's besser, als hier im Elend zu verkümmern..."

„Ach!“ seufzte das Weib laut, gleichsam zur Bekräftigung der Worte ihres Mannes.

„Der hier ist meine einzige Hilfe,“ fuhr Eschuris fort, wobei er auf einen flachsblonden, struppigen, dickbäuchigen Buben von etwa sieben Jahren wies, der soeben, leise mit der Tür knarrend, schüchtern in die Hütte trat und, die erstaunten Augen unverwandt auf den Herrn geheftet, sich mit beiden Händchen an Eschuris' Hand klammerte. „Der ist meine einzige Stütze,“ wiederholte er mit volltönender Stimme und strich mit seiner rauhen Hand über die weißen Haare des Knäbleins. „Werde ich's noch erleben? Die Arbeit übersteigt schon meine Kräfte. Das Alter wär noch nicht das Schlimmste, aber ein Leistenbruch quält mich heftig. Bei schlechtem Wetter ist's oft zum Schreien; na eigentlich wär's ja schon längst an der Zeit, daß ich aus dem Fronjoch zu den Alten entlassen werde. Da haben wir Outlow, Djomkin, Sjabrew, — die sind alle jünger als ich und haben ihr Fronland schon längst andern übergeben. Nun, ich habe niemand, dem ich's abgeben könnte — das ist mein ganzes Unglück. Man muß sich halt ernähren: und da schlage ich mich denn so durch, Euer Durchlaucht.“

„Gern würde ich dir deine Lage erleichtern, wirklich; wenn ich nur wüßte, wie?“ sagte der junge Herr mit Teilnahme, indem er den Bauern anblickte.

„Wie denn erleichtern? Es ist doch eine bekannte Tatsache: wer Land besitzen will, muß auch Frondienst leisten, — das ist nun mal nicht anders. Irgendwie heißt's eben abwarten, bis der Kleine heranwächst. Ich bitte nur noch um Ihre Gnade,

meinen Jungen von der Schulpflicht zu befreien; da ist nämlich neulich der Amtsschreiber gekommen und hat mir gesagt, daß Euer Durchlaucht den Jungen in die Schule schicken wollen. Ach, geben Sie ihn mir doch frei; was hat er denn für einen Verstand, Euer Durchlaucht? Er ist noch jung, und hat noch nichts im Kopf."

"Nein, Bruder, da mußt du dich schon fügen," wandte der Herr ein. "Dein Junge kann schon alles verstehen, es ist Zeit, daß er was lernt. Ich sage das doch zu deinem eigenen Besten. Urteile selber: wenn er heranwächst, ein guter Landmann wird und noch dazu das Schreiben und Lesen versteht und auch Vorleser in der Kirche sein kann, — so wird alles bei dir zu Hause mit Gottes Hilfe vonstatten gehen," erklärte Nechljudow, bemüht sich möglichst verständlich auszudrücken, und doch errötete er dabei und stockte.

"Unbestreitbar, Euer Durchlaucht, — Sie wünschen uns nichts Böses; aber wer soll denn zu Hause bleiben? Ich und meine Alte sind beim Fronddienst; ist mein Bube zwar auch noch klein, so kann er uns doch schon an die Hand gehn — das Vieh eintreiben oder die Gäule tränken. Wie er auch sein mag, aber er ist doch schon ein Bauer . . ." und Tschurissjonok faßte lächelnd mit seinen dicken Fingern den Knaben bei der Nase und schneuzte ihn.

"Schicke ihn trotzdem hin, wenn du mal selber zu Hause bist und er Zeit hat, — hörst du? unbedingt."

Tschurissjonok seufzte schwer und gab keine Antwort.

5

"Ja, und dann wollte ich dich noch fragen", begann Nechljudow aufs neue, "weshalb ist denn bei dir der Mist nicht abgefahren?"



„Was ist denn das für ein Mist, Väterchen Durchlaucht! Es ist ja gar nichts da, was man abfahren könnte. Was hab ich denn für ein Vieh? Eine einzige kleine Stute und ein Fohlen; meine trüchtige Kuh habe ich im vergangenen Herbst dem Verwalter übergeben — das ist all mein Vieh!“

„Wenn du so wenig Vieh hast, warum hast du dann eine trüchtige Kuh weggegeben?“ fragte der Herr verwundert.

„Womit soll man sie denn durchfüttern?“

„Hast du denn nicht genug Stroh, um eine Kuh durchzufüttern? Bei den anderen reicht es doch.“

„Die anderen haben fettes Land, mein Land dagegen ist gewöhnlicher Lehmboden, da ist nichts zu machen.“

„So dünge es doch tüchtig, damit es nicht nur Lehm bleibt, und dein Boden wird dir Brot liefern und du wirfst Futter fürs Vieh haben.“

„Was hab ich denn für Vieh? Hier gibt's ja gar keinen Mist.“

„Das ist wirklich ein seltsamer cercle vicieux,“ dachte Nechljudow, wußte sich aber absolut nichts auszudenken, was er dem Bauer hätte raten können.

„Und dann muß man auch sagen, Euer Durchlaucht, nicht der Mist ist es, der Brot wachsen läßt, sondern alles kommt von Gott,“ fuhr Tschuris fort. „Sehen Sie, vorigen Sommer hatte ich auf dem Brachland sechs Heuhaufen, und vom gedüngten Feld haben wir nicht einmal einen Garbenhaufen eingesammelt. Nur Gott allein waltet!“ fügte er seufzend hinzu. „Und das Vieh will in unserem Hofe auch nicht gedeihen. Das ist schon das sechste Jahr so. Vergangenes Jahr ist ein Kälbchen krepirt, ein anderes hab ich verkaufen müssen, da ich kein Futter hatte; vor zwei Jahren ist mir eine schöne Kuh eingegangen: sie kam gerade von der Weide — nichts hatte ihr gefehlt — plötzlich fing sie an

zu taumeln — sie taumelte solange hin und her, bis ihr die Luft ausging. Das ist ja eben mein Pech."

"Wohlan denn, mein Lieber, damit du mir nicht mehr sagst, daß du kein Vieh hättest, weil kein Futter da ist, und kein Futter, weil du kein Vieh hast — so nimm denn das hier und besorg dir eine Kuh," sagte Nechljudow errötend und holte aus seiner Hosentasche ein zerknülltes Bündel Banknoten hervor, das er auseinanderfaltete: "Kaufe dir eine Kuh auf mein Glück; das Futter hole dir von der Tenne des Herrenhofs — ich werde Anordnungen geben. Aber sieh zu, daß du mir zum nächsten Sonntag eine Kuh hast: ich komme nachzuschauen."

Tschuris zögerte solange, wobei er lächelnd und verlegen von einem Fuß auf den andern trat, ohne die Hand nach dem Gelde auszustrecken, daß Nechljudow das Geld schließlich auf die Tischkante legte, wobei er noch mehr errötete.

"Zu viel Gnade, Euer Durchlaucht", bemerkte Tschuris mit seinem gewöhnlichen, etwas mokanten Lächeln.

Die Alte unter dem Schlafgerüst seufzte einigemal schwer auf und schien ein Gebet zu murmeln.

Den jungen Herrn überkam ein peinliches Gefühl; er erhob sich eilig von der Bank, trat in den Flur und rief den Tschuris zu sich hinaus. Der Anblick eines Menschen, dem er soeben eine Wohlthat erwiesen, tat ihm so wohl, daß er sich nicht so bald von ihm trennen mochte.

"Es freut mich, daß ich dir helfen kann," sagte er, indem er am Brunnen stehen blieb. "Dir ist zu helfen, denn ich weiß, daß du kein Faulenzer bist. Du wirst deine Arbeit tun — und ich werde dir beistehen: so wirst du dich mit Gottes Hilfe wieder aufrappeln."

"Ach, es dürfte wohl kaum zum Aufrappeln kommen, Euer Durchlaucht..." meinte Tschuris und sein Gesicht nahm plötz-

lich einen ernsten, fast strengen Ausdruck an, als ob er sich durch das Ansinnen des Herrn, daß er sich je verbessern könne, tief getroffen fühlte. „Als mein Vater noch da war, lebte ich mit meinen Brüdern zusammen und wir kannten keine Not; doch als er gestorben war und wir auseinander gingen, da wurde es immer schlimmer und schlimmer. Das macht die Einsamkeit.“

„Weshalb seid ihr denn auseinander gegangen?“

„Das ist alles der Weiber wegen so gekommen, Euer Durchlaucht, als Ihr Herr Großvater nicht mehr am Leben war, zu seinen Lebzeiten hätten wir es nicht gewagt — damals herrschte wirkliche Ordnung; er sah, ebenso wie Sie, überall selber nach dem Rechten — und wir hätten nicht daran gedacht, uns zu trennen. Der Verstorbene liebte es nicht, den Bauern ihren Willen zu lassen; nach Ihrem Großvater hatte Andrej Iljitsch das Gut übernommen — Friede seiner Asche — aber er war ein Trunkenbold und ein leichtfertiger Mensch. Wir haben ihn ein paarmal um die Erlaubnis gebeten, uns zu trennen: Die Weiber lassen uns nicht leben; erlaube doch, daß wir auseinander gehen; nun, er ließ sie prügeln und nochmals durchprügeln, aber schließlich endete es doch damit, daß die Weibskleute ihren Kopf durchsetzten, und wir begannen getrennt zu leben; und was es bedeutet, ein alleinstehender Bauer zu sein, ist ja bekannt! Es herrschte damals keinerlei Ordnung; Andrej Iljitsch sprang mit uns um, wie er wollte. Sieh nur zu, daß du alles hast! Aber woher der Bauer es nehmen solle, danach fragte er nicht. Damals wurden die Kopfsteuern erhöht, die Lebensmittelabgaben wurden auch immer größer, unsere Landparzellen dagegen immer kleiner, und das Korn gedieh nicht mehr. Und als dann die Landvermessung kam und er unseren fetten Boden dem Herrenlande zuteilen ließ, der Unhold — da hat er uns gänzlich zugrunde gerichtet — da hätten wir sterben mögen! Ihr Vater, Gott hab ihn

selig — war ein guter Herr, aber wir bekamen ihn fast nie zu Gesicht: er lebte ständig in Moskau; und da mußten wir denn häufig Fuhren dorthin fahren. Manchmal war's gerade zu der Zeit, wenn die Wege schlecht waren, Futter war nicht da, aber fahren mußte man! Der Herr hatte es doch unbedingt nötig. Wir mußten das eben auf uns nehmen; aber es fehlte die Ordnung. Jetzt, wo Euer Gnaden jedes Bäuerlein vor Ihrem Angesicht erscheinen lassen, sind auch wir andere geworden, und auch der Verwalter ist ein anderer Mensch geworden. Wir wissen jetzt wenigstens, daß wir einen gnädigen Herrn haben. Und es läßt sich nicht sagen, wie dankbar die Bauern Euer Gnaden sind. Unter der Vormundschaft gab's ja keinen richtigen Herrn: der Vormund war der Herr, und Iljitsch war der Herr, und seine Frau war die Herrin, und der Schreiber von der Polizei war ebenfalls der Herr. Ach, da hatten wir Bauern viel, viel Leid zu erdulden!"

Und wiederum überkam Nechljudow ein Gefühl wie Scham, oder er fühlte Gewissensbisse. Er lüftete leicht seinen Hut und ging weiter.

6

Juchwanka-Mudrjonj will ein Pferd verkaufen," las Nechljudow in seinem Notizbuch und ging über die Straße nach dem Hofe des Juchwanka-Mudrjonj. Juchwankas Hütte war säuberlich mit Stroh von der herrschaftlichen Tenne gedeckt und aus frischem hellgrauem Espenholz gezimmert (das gleichfalls aus dem vom Herrn abgetretenen Walde herstammte). Sie hatte zwei rotgestrichene Läden an den Fenstern und eine kleine Außentreppe mit Schutzdach und wunderbar geschnitzten Brettergeländern. Der Flur und der hintere Raum waren auch in schönster Ordnung; doch der allgemeine Eindruck des Friedens und der

Wohlhabenheit, den diese Wohnstätte hervorrief, wurde ein wenig durch den dicht an das Tor gelehnten Speicher nebst einem nicht fertigen Flechtzaun und einem ungedeckten Schirmdach dahinter gestört. Während Nechljudow sich der Außentreppe näherte, kamen von der anderen Seite zwei Bauernweiber mit einem gefüllten Zuber heran. Die eine war Juchwanka-Mudrjonys Frau, die andere seine Mutter. Die erste war ein stämmiges, rotbäckiges Weib mit ungewöhnlich üppigen Brüsten und breiten, fleischigen Backenknochen. Sie trug ein sauberes, an Ärmeln und Kragen gesticktes Hemd mit gesticktem Brusteingang, einen neuen Rock, Bauernschuhe, Glasperlenketten und einen schmucken riesigen Kopfschmuck, der mit rotem Garn durchwirkt und mit Glitter verziert war. Das Ende des Schulterjochs schaukelte nicht hin und her, sondern ruhte fest auf ihrer breiten, kräftigen Schulter. Die nur leichte Anstrengung, die in ihrem roten Gesicht, den Schwingungen ihres Rückens und der ebenmäßigen Bewegung ihrer Hände und Füße zum Ausdruck kam, ließ ihre ungewöhnliche Gesundheit und männliche Kraft erkennen. Juchwankas Mutter, die das andere Ende des Schulterjochs trug, war dagegen eine von jenen Greisinnen, die die äußerste Grenze des Alters und der Zerrüttung, deren ein lebendiger Mensch fähig ist, erreicht zu haben scheinen. Ihr knochiges Gerippe, bekleidet mit einem schwarzen, zerrissenen Hemd und einem ausgebleichten Rock, war gekrümmt, so daß das Schulterjoch mehr auf ihrem Rücken, als auf der Schulter lag. Ihre beiden Hände mit den krummen Fingern, die das Tragejoch umklammert hielten, waren von merkwürdiger dunkelbrauner Farbe und konnten sich scheinbar gar nicht mehr auseinanderbiegen; der herabhängende Kopf, mit einem Lappen umbunden, ließ die verunstaltenden Spuren des Elends und des tiefen Alters erkennen. Unter ihrer niedrigen Stirn, die nach allen Richtungen von tiefen Furchen durchzogen

war, blickten zwei gerötete, wimperlose Augen glanzlos zu Boden. Ein einziger gelber Zahn ragte aus der eingefallenen Oberlippe hervor und stieß, unaufhörlich wackelnd, zuweilen auf das spitze Kinn. Die Runzeln auf dem unteren Teil ihres Gesichts und Halses sahen wie Säckchen aus, die bei jeder Bewegung hin und her schaukelten. Sie atmete schwer und ächzte dabei; jedoch ihre nackten gekrümmten Füße, die sie nur mühsam fortzuschleppen schien, bewegten sich einer nach dem andern gleichmäßig vorwärts.

7

Das junge Weib stieß fast mit Nechljudow zusammen; flink stellte es den Zuber hin, senkte die Augen nieder, verneigte sich und schaute dann mit leuchtenden Augen zu ihrem Gutsherrn auf; sie bemühte sich, hinter ihrem gestickten Hemdärmel ein leichtes Lächeln zu verbergen, und lief mit den Schuhen klappend die Außentreppe hinauf.

„Mütterchen, bring du das Tragejoch zur Tante Nastassja zurück!“ sprach sie zur Alten gewandt, indem sie in der Tür stehen blieb.

Der bescheidene junge Gutsherr blickte streng, aber aufmerksam auf das rotbäckige Weib, runzelte die Stirn und wandte sich an die Alte, die mit ihren knöchernen Fingern das Schulterjoch freigemacht, es auf die Schulter gehoben hatte und sich gehorsam anschickte, zur Nachbarhütte zu gehen.

„Ist dein Sohn zu Hause?“ fragte der Herr.

Die Alte krümmte ihren gebeugten Körper noch mehr, verneigte sich und wollte etwas sagen; sie legte aber die Hände an den Mund und fing so heftig an zu husten, daß Nechljudow ihre Antwort nicht abwartete und in die Hütte trat. Als Juchwanka, der in der vorderen Ecke auf einer Bank saß, seinen Herrn er-

blickte, stürzte er zum Ofen hin, als wollte er sich vor Nechljudow verbergen; er legte eiligst irgend ein Ding auf das Schlafgerüst und drückte sich, mit Mund und Augen zwinkernd, an die Wand, gleichsam um dem Herrn Platz zu machen. Juchwanka war ein rotblonder Bursche von etwa dreißig Jahren, hager und von gutem Wuchs. Er hatte einen noch kleinen Spitzbart und war recht hübsch anzusehen, bis auf seine unruhigen graubraunen Augen, die unter den zusammengezogenen Brauen unangenehm hervorstachen, und die zwei fehlenden Vorderzähne, was sofort auffiel, weil er seine zu kurzen Lippen ständig bewegte. Er trug ein Feiertagshemd mit grellroten Achselwickeln, gestreifte Leinenhosen und schwere Stiefel mit gefalteten Schäften. Juchwankas Hütte war drinnen nicht so eng und finster wie Eschuris' Hütte, obwohl es auch in ihr dumpf war und nach Rauch und Schafspelzen roch und hier allerhand Bauernkleider und Hausrat ebenso unordentlich herumlagen. Zwei Dinge zogen hier die Aufmerksamkeit in seltsamer Weise auf sich: der ziemlich kleine, verbogene Samowar auf dem Wandbrett und der neben dem kupferbeschlagenen Heiligenbilde hängende schwarze Rahmen mit dem Rest eines schmutzigen Glases und dem Bildnis eines Archimandriten mit krummer Nase und sechs Fingern. Nechljudow warf einen nicht gerade wohlwollenden Blick auf den Samowar, das Porträt des Archimandriten und auf das Schlafgerüst, auf dem aus alten Lumpen das Ende einer Pfeife mit Kupferbeschlag hervorschaute, und wandte sich an den Bauern.

„Guten Tag, Epiphan,“ sagte er, wobei er ihm in die Augen sah. Epiphan verbeugte sich und murmelte: „Grüß Gott, Euer Durchlaucht,“ das letzte Wort sprach er besonders zärtlich aus und ließ einen kurzen Blick über die ganze Gestalt des Herrn, die Hütte sowie Fußboden und Decke schweifen, ohne bei irgend

etwas länger zu verweilen; dann eilte er zur Schlafstelle, zog von dort seinen Kittel herunter und begann ihn anzuziehen.

„Warum ziehst du dich denn an?“ fragte Nechljudow, indem er sich auf die Bank setzte und sich sichtliche Mühe gab, Epiphan möglichst streng anzusehen.

„Wie sollte man denn nicht, Euer Durchlaucht? Das geht doch nicht... Wir verstehen, scheint's, sehr wohl...“

„Ich bin zu dir gekommen, um zu erfahren, weshalb du ein Pferd verkaufen mußt, ob du viel Pferde hast, und welches Pferd du verkaufen willst,“ erklärte der Herr trockenen Tones, indem er augenscheinlich die einstudierten Fragen hersagte.

„Zu viel Gnade, Euer Durchlaucht, daß Sie sich dazu herablassen, zu uns Bauern zu kommen,“ erwiderte Juchwanka, indem er rasch einen Blick auf das Bild des Archimandriten, auf den Ofen, auf die Stiefel des Herrn, kurzum auf alle Gegenstände warf, mit Ausnahme von Nechljudows Gesicht. „Wir beten immer zu Gott für Euer Durchlaucht...“

„Warum mußt du ein Pferd verkaufen?“ wiederholte Nechljudow, wobei er seine Stimme erhob und sich räusperte.

Juchwanka seufzte und schüttelte seine Haare zurecht, sein Blick streifte wieder durch die Hütte; als er eine Katze bemerkte, die auf der Bank liegend behaglich schnurrte, schrie er sie an: „Pack dich weg, du Luder!“ und wandte sich dann eiligst an den Herrn:

„Der Gaul taugt nichts, Euer Durchlaucht... Wenn's ein gutes Tier wäre, würde ich's nicht verkaufen, Euer Durchlaucht...“

„Wieviel Pferde hast du denn im ganzen?“

„Drei Pferde, Euer Durchlaucht.“

„Sind keine Fohlen darunter?“

„Ohne das geht's nicht, Euer Durchlaucht! Gewiß, auch ein Fohlen ist dabei.“



„Komm, zeige mir deine Pferde. Sind sie auf dem Hofe?“  
 „Jawohl, Euer Durchlaucht; ich habe getan, wie mir befohlen, Euer Durchlaucht. Wer dürfte Euer Durchlaucht den Gehorsam verweigern! Jakow Alpatytsch hat mir befohlen, die Pferde heute nicht auf die Weide zu treiben: der Fürst wolle sie sich ansehen, und so haben wir sie auch nicht hinausgelassen. Wir dürfen Euer Durchlaucht nicht ungehorsam sein.“

Während Nechljudow zur Tür hinausschritt, ergriff Juchwanka die auf der Schlafstelle liegende Pfeife und warf sie hinter den Ofen; seine Lippen bewegten sich immerfort ebenso unruhig, auch wenn der Herr ihn nicht anschaute.

Eine magere Grauschimmelseute wühlte unter dem Schirmdach in fauligem Stroh; ein zwei Monate altes langbeiniges Füllen von unbestimmter Farbe, mit bläulichen Füßen und bläulichem Maul, wich nicht von ihrem dürren Schweif, in dem Kletten klebten. Inmitten des Hofes stand, mit zugetniffenen Augen und nachdenklich gesenktem Kopf, ein dickbäuchiger Fuchswallach, allem Anschein nach ein guter Bauerngaul.

„Sind das hier alle deine Pferde?“

„Keineswegs, Euer Durchlaucht; dort ist noch eine kleine Stute und dort ein kleines Fohlen,“ belehrte ihn Juchwanka und wies dabei auf die beiden andern Pferde, die Nechljudow gar nicht übersehen haben konnte.

„Ich seh schon. Welches willst du denn verkaufen?“

„Dieses da, Euer Durchlaucht,“ versetzte er und zeigte mit dem Rockschöß auf den vor sich hindämmern den Wallach; Juchwankas Augen zwinkerten, und seine Lippen zuckten unaufhörlich. Der Wallach öffnete die Augen und lehrte ihm träge sein Hinterteil zu.

„Es scheint nicht alt zu sein und ist ein kräftiges Pferdchen,“ meinte Nechljudow. „Faß ihn mal an und zeig mir sein Gebiß! Ich werde gleich sehen, ob er alt ist.“

„Allein kann man's auf keine Weise beim Kopf fassen, Euer Durchlaucht. Das ganze Vieh ist zwar keinen Groschen wert, aber es hat seine Mucken: beißt und schlägt mit den Vorderfüßen aus, Euer Durchlaucht,“ versicherte Juchwanka, wobei er kreuzfidel lächelte und flinke Blicke nach allen Seiten warf.

„Was für ein Unsinn! Pack's an, sagt man dir!“

Juchwanka grinste lange und trat von einem Fuß auf den andern; erst als Nechljudow zornig schrie: „Nun, wird's bald?“ stürzte er unter das Schirmdach, holte eine Halfter hervor und begann hinter dem Gaul herzujaugen, indem er ihn scheu machte und ihm, statt von vorn, von hinten auf den Leib rückte.

Dem jungen Gutsherrn wurde dieses Schauspiel offenbar nachgerade langweilig, und er wollte vielleicht auch seine Geschicklichkeit zeigen.

„Gib mal das Halfter her!“ sagte er.

„Aber ich bitte Euch, Euer Durchlaucht! Das geht doch nicht... Sie wollen doch nicht etwa selbst...“

Nechljudow trat direkt von vorn auf den Gaul zu, packte ihn geschwind bei den Ohren und beugte ihn mit solcher Kraft zur Erde, daß der Wallach, der, wie es sich herausstellte, ein ganz frommes Bauernpferdchen war, hin und her zu schwanken und zu schnaufen begann und sich loszureißen suchte. Als Nechljudow sich überzeugte, daß solch eine Kraftanwendung hier gar nicht am Platze sei, und den unausgesetzt lächelnden Juchwanka erblickte, kam ihm eine Vermutung, die einem in jungen Jahren besonders verletzend erscheint, nämlich die, daß Juchwanka sich über ihn lustig mache und ihn insgeheim für ein Kind halte. Er errötete, ließ die Ohren des Pferdes los, öffnete ihm, ohne sich

des Halfters zu bedienen, das Maul und prüfte sein Gebiß: die Eckzähne waren intakt, die Kronen unverseht; demnach hatte er es hier, wie dies der junge Landwirt bereits gelernt hatte, mit einem jungen Pferde zu tun.

Juchwanka war in diesem Augenblick unter das Schirmdach getreten, und als er bemerkte, daß eine Egge nicht an ihrem Platze lag, hob er sie auf und lehnte sie aufrecht an den Flechtzaun.

„Komm hierher!“ rief der Herr mit kindlich verdrossenem Gesichtsausdruck und fast mit Tränen der Wut und Erbitterung in der Stimme. „Wie? Ist dies ein altes Pferd?“

„Aber ich bitte Sie, Euer Durchlaucht, sehr alt, zwanzig Jahre wird er wohl alt sein . . . dieser Gaul . . .“

„Schweig! Du bist ein Lügner und ein Taugenichts; ein ehrlicher Bauer lügt nicht, er hat's nicht nötig!“ herrschte ihn Nechljudow an und Tränen des Zornes erstickten seine Stimme. Er schwieg, um sich keine Blöße zu geben und nicht vor dem Bauern in Tränen auszubrechen. Juchwanka schwieg ebenfalls, zog mit der Miene eines Menschen, der sich zu weinen anschickt, ein paarmal die Luft durch die Nase und zuckte leicht mit dem Kopf. „Womit wirst du pflügen, wenn du diesen Gaul verkauft hast?“ fuhr Nechljudow fort, nachdem er sich soweit beruhigt hatte, daß er wieder in seinem gewöhnlichen Ton sprechen konnte. „Man schickt dich absichtlich ohne Pferd zur Arbeit, damit du beim Pflügen mit deinen Pferden auskommst, und du willst nun deinen letzten Gaul verkaufen. Vor allem aber sag mir, warum lügst du?“

Sobald der Herr sich beruhigt hatte, hatte auch Juchwanka seine Ruhe wiedergefunden. Er stand aufrecht da, und während seine Lippen noch immer zuckten, schweiften seine Augen von einem Gegenstand zum andern.

„Wir werden nicht schlechter als die andern für Euer Durchlaucht zur Arbeit ausfahren,“ entgegnete er.

„Ja, womit wirst du denn ausfahren?“

„Seien Sie unbesorgt, wir werden schon mit der Arbeit für Euer Durchlaucht zurechtkommen,“ versicherte er, schnauzte wütend den Wallach an und jagte ihn fort. „Wenn ich kein Geld brauchte, würde ich meinen Gaul nicht verkaufen.“

„Wozu hast du Geld nötig?“

„Es ist kein Brot mehr da, Euer Durchlaucht, und ich muß den Bauern auch meine Schulden abzahlen, Euer Durchlaucht.“

„Wie? Du hast kein Brot mehr? Wie kommt's denn, daß die andern, die doch Kinder haben, noch mit Brot versorgt sind, und du, der du kinderlos bist, keins hast? Wo ist es denn hingekommen?“

„Wir haben es aufgeessen, Euer Durchlaucht, und jetzt ist kein Krümchen mehr da. Ich werde mir zum Herbst ein neues Pferd kaufen, Euer Durchlaucht.“

„An den Verkauf deines Pferdes darfst du gar nicht denken!“

„Wenn's so ist, Euer Durchlaucht, wie sollen wir denn dann leben? Brot ist nicht da, verkaufen darf man auch nichts,“ erwiderte er, indem er sich zur Seite wandte, mit den Lippen zuckte und dann plötzlich mit frechem Blick seinem Herrn gerade ins Gesicht schaute. „Wir sollen also verhungern.“

„Nimm dich in acht, Bruder!“ fuhr ihn Nechljudow an — ganz blaß und von einem persönlichen Wutgefühl gegen Juchwanka übermannt. „Solche Bauern, wie du, werde ich nicht länger behalten. Dir wird es noch einmal schlecht ergehen!“

„Ganz nach dem Willen Euer Durchlaucht,“ entgegnete er und schloß die Augen mit einer heuchlerisch unterwürfigen Miene. „Wenn ich Ihre Gnade nicht verdient habe... Mir scheint aber, daß man mich keiner Verfehlung beschuldigen kann.“

Natürlich, wenn Euer Durchlaucht mir nicht wohl wollen . . . , es hängt eben alles von Euer Durchlaucht Willen ab; ich verstehe nur eins nicht, wofür ich leiden soll."

"Wofür? Dafür, daß die Schirmdächer deines Hofes nicht gedeckt sind, der Dünger nicht aufs Feld gefahren ist, deine Zäune zerbrochen sind, und daß du zu Hause sitzt und deine Pfeife rauchst, statt zu arbeiten; und dafür, daß du deiner Mutter, die dir ihre ganze Wirtschaft übergeben hat, nicht mal ein Stück Brot gibst, deiner Frau erlaubst, sie zu schlagen und die Alte dahin gebracht hast, daß sie sich bei mir beklagen kam."

"Aber ich bitte Euch, Euer Durchlaucht, ich weiß nicht einmal, wie so eine Pfeife aussieht," beteuerte Juchwanka verwirrt, der sich augenscheinlich vor allem durch die Beschuldigung verletzt fühlte, daß er Pfeife rauche. "Von einem Menschen kann man alles behaupten."

"Sieh, jetzt lügst du wieder! Ich habe es ja selbst gesehen . . ."

"Wie könnte ich es wagen, Euer Durchlaucht zu belügen!"

Nechljudow verstummte; er biß sich die Lippen und begann im Hofe auf und abzugehen. Juchwanka beobachtete, ohne sich vom Fleck zu rühren, mit gesenkten Blicken die Schritte des Herrn.

"Höre, Epiphan," sagte Nechljudow mit kindlich sanfter Stimme, indem er vor dem Bauern stehen blieb und sich Mühe gab, seine Aufregung zu verbergen. "So weiter leben darfst du nicht, du wirst dich zugrunde richten. Denke einmal selber darüber nach. Wenn du ein guter Bauer sein willst, so mußt du deinen Lebenswandel ändern, laß ab von deinen üblen Gewohnheiten, lüge nicht, trinke nicht, achte deine Mutter. Ich weiß doch über dich Bescheid. Beschäftige dich mit deiner Wirtschaft, nicht aber damit, daß du Holz stiehlt, das dem Staat gehört, und in die Schenke gehst. Bedenke doch, was ist denn Gutes dabei? Wenn du irgendwas brauchst, so komme zu mir; bitte mich direkt darum,

sage mir, was und wozu du es nötig hast, und lüge nicht, sondern sprich immer die ganze Wahrheit, dann werde ich dir nichts abschlagen, soweit mir dies möglich ist."

„Aber ich bitte Euch, Euer Durchlaucht, wir verstehen, scheint's, Euer Durchlaucht vollkommen!" äußerte Juchwanka mit einem Lächeln, als hätte er völliges Verständnis für den reizvollen Scherz seines Herrn.

Dieses Lächeln und diese Antwort enttäuschten Nechljudow vollends in seiner Hoffnung, das Herz des Bauern zu rühren und ihn durch Ermahnungen auf den rechten Weg zu bringen. Zudem hatte er die Empfindung, daß es ihm, dem Mächtigen, nicht gezieme, seinem Bauern ins Gewissen zu reden, und daß alles, was er gesagt hatte, durchaus nicht das sei, was hier hätte gesagt werden müssen. Er ließ betrübt den Kopf hängen und trat zum Flur hinaus. Auf der Schwelle kauerte die Alte und stöhnte laut, wohl zum Zeichen ihres Einverständnisses mit den Worten des Herrn, die sie gehört haben mochte.

„Da hast du etwas für Brot," flüsterte ihr Nechljudow ins Ohr und steckte ihr eine Banknote in die Hand. „Kaufe es dir aber selber und gib's nicht dem Juchwanka; der versäuft's ja doch."

Die Alte griff mit ihrer knöchernen Hand nach dem Türpfosten, um aufzustehen und dem Herrn zu danken; ihr Kopf wackelte, aber als sie sich endlich erhoben hatte, war Nechljudow bereits drüben auf der andern Seite der Straße.

9

„Dawydka Bjelny bittet um Brot und Zaunpfähle" — stand in Nechljudows Notizbuch, hinter dem Namen Juchwankas, vermerkt.

Nechljudow ging an einigen Höfen vorüber und begegnete

beim Einbiegen in eine Seitenstraße seinem Verwalter Jakow Alpatytſch, der den Herrn schon von weitem bemerkt hatte und nun seine Wachstuchmütze abnahm, ein seidenes Taschentuch hervorholte und sein dickes rotes Gesicht abzutrocknen begann.

„Behalt nur die Mütze auf, Jakow! Jakow, setz die Mütze auf, sag ich . . .“

„Wo sind Euer Durchlaucht gewesen?“ erkundigte sich Jakow, wobei er sich seine Mütze, ohne sie aufzusetzen, zum Schutz gegen die Sonne vorſ Gesicht hielt.

„Ich bin bei Mudrjonj gewesen. Sag mir mal bitte, warum ist er so geworden?“ fragte der Herr und schritt weiter auf der Straße voran.

„Wie denn, Euer Durchlaucht?“ forschte der Verwalter, der seinem Herrn in ehrerbietiger Entfernung folgte und sich den Schnurrbart strich, nachdem er nunmehr die Mütze aufgesetzt hatte.

„Wie denn, fragst du . . . Er ist ein vollkommener Taugenichts, ein Faulpelz, ein Dieb und Lügenbold, quält seine Mutter und ist offenbar solch ein hartgesottener Sünder, daß er sich nie mehr bessern wird.“

„Ich verstehe nicht, warum er Ihnen so mißfällt, Euer Durchlaucht . . .“

„Auch seine Frau“, unterbrach der Herr den Verwalter, „ist, scheint's, ein sehr übles Weib. Die alte Mutter ist schlechter gekleidet als eine Bettlerin und hat nichts zu essen, während sie sich herausputzt und er ebenso. Ich weiß wirklich nicht, was ich mit ihm machen soll.“

Jakow war merklich verlegen geworden, sobald Nechljudow von Zuchwankas Frau zu sprechen begonnen hatte.

„Nun, wenn er so heruntergekommen ist,“ begann Jakow, „so müssen eben Maßregeln getroffen werden. Er leidet wirklich

Not wie alle alleinstehenden Bauern, aber er steht doch wenigstens auf sich, nicht wie alle andern. Er ist ein kluger Bauer, ist des Lesens und Schreibens kundig und sicherlich wohl auch ein ehrlicher Kerl. Das Einsammeln der Kopfsteuern, das besorgt immer er. Auch ist er, unter meiner Verwaltung, drei Jahre Gemeindeältester gewesen, und man hat ihm nichts nachsagen können. Nach Ablauf des dritten Jahres beliebte es dem Vormund, ihn abzusetzen, doch auch im Dienst seines Herrn hat er sich bewährt. Freilich, seit er in der Stadt bei der Post angestellt war, hat er sich ein wenig das Trinken angewöhnt; dagegen müssen eben Maßregeln getroffen werden. Es kommt vor, daß er, wenn er betrunken ist, Unfug treibt; aber wenn man ihm mit einer Strafe droht — kommt er wieder zur Vernunft: das tut ihm gut und stellt die Eintracht in der Familie wieder her. Wenn es Ihnen aber nicht genehm ist, diese Maßregeln anzuwenden, so weiß ich mir keinen Rat, was wir mit ihm machen sollen. Er ist wirklich sehr heruntergekommen. Auch zum Soldaten taugt er nicht, weil ihm, wie Sie zu bemerken geruhten, zwei Zähne fehlen, die er sich seinerzeit absichtlich ausgeschlagen hat. Er ist ja übrigens nicht der einzige, der das getan hat, muß ich Ihnen vermelden; die Leute scheuen sich gar nicht. . . .“

„Laß das, bitte, Jakow,“ fiel ihm Nechljudow mit einem leichten Lächeln ins Wort. „Darüber haben wir uns mit dir zur Genüge ausgesprochen. Du weißt, wie ich darüber denke, und was du mir auch sagen magst — ich werde immer so denken.“

„Natürlich ist Ihnen das alles wohlbekannt, Euer Durchlaucht,“ sagte Jakow, indem er die Achseln zuckte und von hinten so auf seinen Herrn blickte, als verhielte ihm das, was er vor sich sah, nichts Gutes. „Und was die Alte betrifft, so ist Ihre Besorgnis ganz unnütz,“ fuhr er fort. „Es ist natürlich wahr, daß sie die Waisen erzogen und ernährt und den Juchwan verheiratet



hat usw.; aber das ist nun einmal bei den Bauern so üblich: wenn der Vater oder die Mutter die Wirtschaft dem Sohn abgetreten haben, — dann sind eben Sohn und Schwiegertochter die Wirtsleute, und die Alte muß sich halt ihr Brot aus eigenen Kräften erarbeiten, soweit sie dazu imstande ist. Sie haben natürlich kein allzu zartes Empfinden, aber das ist nun mal unter Bauern nicht anders. Und daher muß ich Ihnen vermelden, daß die Alte Sie unnötigerweise bemüht hat. Sie ist doch eine kluge alte Frau und eine gute Wirtin und sollte doch den Herrn mit all diesen Dingen nicht behelligen. Nun, und wenn sie sich auch mit der Schwiegertochter gezankt hat und diese ihr vielleicht auch mal einen Stoß gegeben haben sollte — das ist Weibersache! — sie hätten sich halt wieder versöhnt und Sie nicht zu bemühen brauchen. Sie nehmen sich schon sowieso alles viel zu sehr zu Herzen, Euer Durchlaucht," sagte der Verwalter und blickte mit väterlicher Zärtlichkeit und Nachsicht auf seinen Herrn, der schweigend mit großen Schritten auf der Straße vor ihm herging.

„Geruhen Sie nach Hause zu gehen?" fragte er.

„Nein, zu Dawydka ‚Bjelnyj‘ oder ‚Kosjol‘ ... wie wird er eigentlich genannt?"

„Das ist auch so ein Kreuz mit diesen Leuten, muß ich Ihnen vermelden. Die ganze Sippschaft der Kosjols ist nun mal so. Was habe ich nicht schon alles mit ihnen versucht, — nichts fruchtet bei ihnen. Gestern habe ich die Bauernfelder inspiziert: bei ihm war der Buchweizen noch nicht ausgesät; sagen Sie selbst, was soll man nun mit solch einem Volke machen? Wenn wenigstens der Alte seinen Sohn belehren wollte, aber der ist genau solch ein Tölpel, weder für seinen eigenen Hof noch für den Herrendienst taugt er was, der reine Klotz ist er. Was haben wir nicht schon alles mit ihm gemacht, der Vormund sowohl wie

ich: der Polizei übergeben und zu Hause bestraft — sehen Sie, daß, was Sie nicht mögen . . .”

„Wen bestraft? Doch nicht den Alten?”

„Jawohl, den Alten. Wie oft hat ihn der Vormund öffentlich, vor der ganzen Bauernversammlung, bestrafen lassen; aber glauben Sie, er hätte sich was drauß gemacht, Euer Durchlaucht? Keine Spur: er schüttelte es ab, ging seiner Wege und blieb der, der er war. Und Dawydko, das muß ich sagen, ist doch ein friedfertiger und kein dummer Bauer, er raucht nicht, er säuft nicht”, erklärte Jakow, „und ist dabei doch schlimmer, als manch einer, der säuft. Es bleibt sonst nichts übrig, als ihn entweder Soldat werden zu lassen oder zur Ansiedlung zu verschicken. Die ganze Sippschaft der Kossjols ist nun mal nicht anders: auch Matrjuscha, die im Hinterhof wohnt und auch zu dieser Sippe gehört, ist ebensolch ein Luder. — Sie haben mich also nicht nötig, Euer Durchlaucht?” fügte der Verwalter hinzu, da er bemerkte, daß der Herr ihm nicht zuhörte.

„Nein, du kannst gehen,” erwiderte Nechljudow zerstreut und begab sich zu Dawydko Bjelnyj.

Dawydkas Hütte stand schief und einsam am Ende des Dorfes. Da war weder ein Hof, noch eine Getreidedarre, noch eine Scheune; ein paar schmutzige kleine Viehställe klebten an der einen Seite des Hauses; auf der andern Seite lagen Haufen von Astholz und Balken für den Bau des Hofes. Hohes grünes Steppengras wuchs an der Stelle, wo einst der Hof gewesen war. Vor der Hütte ließ sich niemand blicken: nur ein Schwein lag grunzend im Schmutz vor der Schwelle des Hauses.

Nechljudow klopfte an ein zerschlagenes Fenster; doch da ihm niemand Antwort gab, ging er zum Flur und rief: „Heda! Wirtsleute!” Jedoch auch hierauf erfolgte keine Antwort. Er schritt durch den Flur, tat einen Blick in die leeren Ställe und

trat dann in die offen stehende Hütte. Ein alter roter Hahn nebst zwei Hennen spazierten auf dem Fußboden und den Bänken umher, wobei sie ihre Hälse hin und her reckten und mit den Behen aufklopften. Als sie einen Menschen erblickten, breiteten sie mit verzweifelterm Gegaßer ihre Flügel auseinander, stießen sich an den Wänden und eines von ihnen flatterte auf den Ofen hinauf. Ein Ofen mit zerbrochener Röhre, ein Webstuhl, der ungeachtet der Sommerzeit nicht hinausgetragen war, und ein ganz schwarz gewordener Tisch mit verbogener und geborstener Platte — waren die Gegenstände, die das sechs Arschin große Hüttchen gänzlich ausfüllten.

Obwohl es draußen trocken war, stand vor der Schwelle eine schmutzige Pfütze, die sich vom letzten Regen her durch ein Loch in der Decke und dem Dach gebildet hatte. Ein Schlafgerüst war nicht vorhanden. Man hätte es kaum glauben mögen, daß dies ein Wohnraum sei, — solch einen heillosen Anblick von Verwahrlosung und Unordnung bot diese Hütte sowohl von außen wie von innen dar; dennoch hauste Dawydkas Bjelny mit seiner ganzen Familie darin. Augenblicklich hatte sich Dawydkas in die Ofenecke verkrochen und schlief dort, bis über den Kopf in seinen kurzen Pelz gewickelt, einen festen Schlaf. Das aufgeschreckte Huhn, das auf den Ofen geflattert war, hatte sich von seiner Aufregung noch nicht erholt und kletterte jetzt auf dem Rücken Dawydkas herum, ohne ihn aus seinem Schlafe zu wecken.

Nechljudow wollte, da er niemand in der Hütte entdeckte, eben wieder hinausgehen, als ein schmatzender Laut und ein langanhaltender Seufzer die Anwesenheit des Hausherrn verrieten.

„Heda! Wer ist da?“ rief der Herr.

Vom Ofen her ertönte wiederum ein langer gedehnter Seufzer.

„Wer da! So komm doch her!“

Wieder erfolgte ein Seufzer, und der Ruf des Herrn wurde durch ein Knurren und ein lautes Gähnen beantwortet.

„Nun, wo steckst du denn?“

Auf dem Ofen begann es sich langsam zu regen; der Schoß eines schäbigen Schafpelzes wurde sichtbar; ein großer Fuß in einem zerrissenen Bastschuh glitt langsam herab, dann ein zweiter, und schließlich tauchte die ganze Gestalt Dawydka Bjelyjs auf, der auf dem Ofen saß und sich faul und mißvergnügt mit seiner großen Faust die Augen rieb. Er streckte langsam den Kopf vor und sah sich, gähnend, in der Hütte um; als er den Gutsherrn wahrte, begann er sich ein wenig rascher zu rühren als bisher, aber immer noch so langsam, daß Nechljudow es fertig brachte, volle drei Mal von der Pfütze zum Webstuhl und zurück zu gehen, während Dawydka immer noch damit beschäftigt war, vom Ofen herunter zu klettern. Dawydka „Bjelyj“, d. h. „der Weiße“, war in der Tat weiß: Haare, Körper, Gesicht — alles war ganz ungewöhnlich weiß. Er war hoch von Wuchs und überaus dick, jedoch so, wie es die Bauern zu sein pflegen, d. h. er hatte nicht etwa einen dicken Bauch, sondern der ganze Körper hatte etwas Massives. Seine Dicke war jedoch weichlich und ungesund. Das recht hübsche Gesicht mit den hellblauen ruhigen Augen und dem breiten Vollbart trug den Stempel der Kränklichkeit; er war weder braun und verbrannt, noch hatte er rote Wangen, sondern seine Haut zeigte eine seltsam blasse, gelbliche Farbe mit einem leichten violetten Schimmer um die Augen, als wäre das Gesicht vor lauter Fett aufgedunsen oder geschwollen. Seine Hände waren weich, rund und gelblich, wie dies bei Wassersüchtigen vorzukommen pflegt, und mit feinen weißen Haaren bedeckt. Er war so schlaftrunken, daß er nicht imstande war, die Augen ganz zu öffnen und dazustehen, ohne zu schwanken und zu gähnen.

„Schämst du dich denn nicht, am helllichten Tage zu schlafen,“ begann Nechljudow, „jetzt, wo du dir deinen Hof herrichten mußt und kein Brot hast?“

Als Dawydka aus seiner Verschlafenheit zu sich gekommen war und sich nach und nach bewußt wurde, daß der Herr vor ihm stand, faltete er die Hände unter dem Bauch, senkte den Kopf ein wenig zur Seite und rührte kein Glied. Er schwieg; aber der Ausdruck seines Gesichtes und die Haltung seines Körpers schienen zu sagen: ‚Ich weiß schon, ich weiß schon; ich bekomme das nicht zum erstenmal zu hören. Nun, so prügeln Sie mich meinetwegen durch, wenn das nötig ist — ich werd’s ertragen.‘ Es schien fast, als hätte er den Wunsch, der Herr möge nur aufhören zu reden und ihn nur recht bald schlagen, und zwar möglichst schmerzhaft auf seine runden, weichen Wangen schlagen, ihn aber nur bald wieder in Frieden lassen. Da Nechljudow merkte, daß Dawydka ihn gar nicht verstand, versuchte er durch verschiedene Fragen das ergebene und geduldige Schweigen des Bauern zu brechen.

„Wozu hast du mich denn um Bauholz gebeten, wenn es schon einen ganzen Monat lang bei dir lagert, und gerade während deiner freiesten Zeit so daliegt? Wie?“

Dawydka schwieg hartnäckig und rührte sich nicht.

„Nun, so antworte doch!“

Dawydka knurrte irgend etwas und zwinkerte mit seinen weißen Augenwimpern.

„Man muß doch arbeiten, Brüderchen: ohne Arbeit gelangt man zu nichts. Sieh mal, jetzt hast du kein Brot, und woher kommt das alles? Weil dein Acker schlecht gepflügt, nicht zweimal gepflügt und nicht rechtzeitig bestellt ist — und das alles aus Faulheit. Du bittest mich um Brot: freilich werde ich’s dir geben, weil es nicht angeht, daß du verhungerst; aber es ist nicht

recht, daß du es so treibst. Wessen Brot soll ich dir denn geben? Was glaubst du wohl, wessen Brot das sein wird? So antworte doch: wessen Brot werde ich dir geben?" wiederholte Nechljudow beharrlich.

„Herrenbrot," murmelte Dawydko, indem er zaghaft und flehend die Augen erhob.

„Und woher stammt das Herrenbrot? Bedenke doch selber: wer hat das Land gepflügt und geeggt? wer hat das Korn gesät und geerntet? Doch wohl die Bäuerlein? nicht wahr? Also paß mal auf: wenn man schon Herrenbrot unter die Bauern verteilt, dann sollten doch wenigstens die das meiste bekommen, die am meisten gearbeitet haben; du aber hast am wenigsten gearbeitet — man beschwert sich beim Frondienst auch über dich — du hast weniger als alle andern gearbeitet und bittest um mehr Herrenbrot als die andern. Weshalb sollte man es dir geben, und den andern nicht? Wenn alle wie du auf der Bärenhaut lägen, wären wir schon längst alle miteinander verhungert. Man muß arbeiten, Brüderchen; wie du es aber treibst — das ist ganz schlimm — hörst du, Dawydko?"

„Ich höre," brummte er langsam durch die Zähne.

## 10

In diesem Augenblick glitt am Fenster der Kopf einer Bauernfrau vorbei, die Linnen auf einem Tragesoch trug, und gleich darauf trat Dawydkos Mutter in die Hütte, ein hochgewachsenes, rüstiges und lebhaftes Weib von fünfzig Jahren. Ihr von Pockenarben und Runzeln durchfurchtes Gesicht war nicht hübsch, aber die gerade, energische Nase, die zusammengepreßten schmalen Lippen und die flinken grauen Augen verrieten Verstand und Willenskraft. Ihre eckigen Schultern, die flache Brust, die hageren Hände und die stark entwickelten Muskeln ihrer schwarzen nackten

Füße zeigten, daß sie schon längst aufgehört hatte, Weib zu sein, und nur noch Arbeiterin war. Sie trat geschwind in die Hütte, machte die Tür zu, strich sich den Rock zurecht und blickte ihren Sohn zornig an. Nechljudow wollte ihr etwas sagen, sie wandte sich jedoch ab und bekreuzigte sich mehrmals, wobei sie das schwarze, hölzerne Heiligenbild anblickte, das hinter dem Webstuhl sichtbar war. Als sie damit zu Ende war, ordnete sie das schmutzige karierte Tuch, das um ihren Kopf gebunden war, und verneigte sich tief vor dem Gutsherrn. „Gottes Segen und Heil zum christlichen Feiertage, Euer Durchlaucht,“ sagte sie. „Du unser väterlicher Herr . . .“

Das Erscheinen seiner Mutter brachte Dawydkas merklich in Verwirrung, er krümmte leicht seinen Rücken und ließ den Kopf noch tiefer herabhängen.

„Danke, Arina,“ erwiderte Nechljudow. „Ich habe soeben mit deinem Sohn über eure Wirtschaft gesprochen.“

Arina — oder Arischka = Burlak („der Treidler“), wie die Bauern sie schon seit ihrer Mädchenzeit nannten — stützte das Kinn auf die Faust ihres rechten Armes, dessen Ellenbogen auf die linke Hand gestemmt war; dann begann sie, ohne zu warten, bis der Herr zu Ende gesprochen hatte, so heftig und lärmend draufloszureden, daß die ganze Hütte von ihrer Stimme erfüllt wurde, und es von draußen so scheinen konnte, als sprächen mehrere Weiberstimmen durcheinander.

„Wozu denn noch viel mit ihm reden, mein väterlicher Herr! Er kann ja nicht einmal so sprechen wie ein Mensch. Stehst du, da steht er, der Tölpel,“ fuhr sie fort und wies verächtlich mit dem Kopf auf die jämmerlich ungestaltete Figur Dawydkas. „Es ist nicht viel los mit meiner Wirtschaft, Väterchen Durchlaucht. Wir sind arm und nackt; es gibt keine Elenderen als uns im ganzen Dorfring: weder für uns, noch für den Herrendienst

taugt er etwas — es ist eine Schande! Er hat uns soweit gebracht. Da habe ich ihn nun geboren, ihn ernährt mit Speise und Trank, und wir konnten es kaum erwarten, bis uns der Bursche heranwuchs. Nun haben wir die Bescherung; Brot frißt er wohl, aber arbeiten tut er soviel, wie dieser verfaulte Holzkloß hier. Er kann nur auf dem Ofen liegen oder, wie jetzt, dastehen und sich seinen blöden Schädel kratzen," schalt sie, indem sie ihrem Sohn nachäffte. „Wenn du, Väterchen, ihm wenigstens etwas Angst einjagen könntest. Ich bitte ja selbst darum: strafe du ihn um des Herrgotts willen, laß ihn Soldat werden — das käme auf dasselbe heraus. Ich bin mit meiner Kraft zu Ende — das ist es."

„Scheust du dich nicht vor der Sünde, deine Mutter so weit zu bringen, Dawydkä?" wandte sich Nechljudow vorwurfsvoll an den Bauer.

Dawydkä rührte sich nicht.

„Ich würde nichts sagen, wenn er ein kranker Mensch wäre," fuhr Urina mit derselben Lebhaftigkeit und den gleichen Bewegungen fort, „aber man braucht ihn ja nur anzusehen: aufgeschwemmt ist er wie 'ne Müllersfau. Arbeit wäre, scheint's, genug da — für diesen Fettkloß! Aber er zieht es vor, auf dem Ofen zu liegen und zu faulenzeln. Und macht er sich mal an etwas heran, dann sehe ich schon lieber gar nicht erst hin: bis er sich erhebt, bis er sich vorwärts bewegt, bis er . . .," sagte sie, die einzelnen Worte lang dehnend, wobei sie ihre eckigen Schultern schwerfällig von einer Seite zur andern bewegte. „Da ist heute der Alte selber nach Reifig in den Wald gefahren und hat ihm befohlen, mehrere Gruben zu graben: aber daraus ist wieder nichts geworden, er hat nicht einmal den Spaten in die Hand genommen . . . (Sie schwieg einen Augenblick.) Er hat mich Verwaiste zugrunde gerichtet!" kreischte sie plötzlich laut weinend



auf, schlug die Hände auseinander und näherte sich mit drohender Gebärde ihrem Sohn. „Du Weichmaul, du nichtsnutziges, verzeih' mir Gott!“ (Sie kehrte sich verächtlich und verzweifelt von ihm ab, spuckte aus und wandte sich wiederum an den Herrn, wobei sie fortwährend mit der gleichen Erbitterung und mit Tränen in den Augen die Arme schwang.) „Ich mache ja alles allein, guter Herr. Mein Alter ist krank und gebrechlich, und ich habe keine Hilfe an ihm, bin immer allein und allein. Selbst ein Stein — muß endlich bersten. Wenn ich bloß sterben könnte — dann wäre mir leichter — so oder so, es ist aus! Er hat mich zu Tode gepeinigt — der Schuft! Du unser väterlicher Herr, du! Ich bin am Ende meiner Kraft! Die Schwiegertochter hat sich zu Tode gearbeitet — auch mit mir wird es das gleiche Ende nehmen.“

11

„Wie denn zu Tode gearbeitet?“ fragte Nechljudow ungläubig. „Vor Überanstrengung ist sie gestorben, guter Herr, so wahr ein heiliger Gott lebt. Vor zwei Jahren — da holten wir sie aus Baburino zu uns,“ fuhr sie fort und ihr Zorn wich plötzlich, um einer weinerlichen und betrübten Stimmung Platz zu machen. „Es war ein junges, frisches, folgsames Weib, lieber Herr. Als Mädchen hatte sie zu Hause beim Vater ein gutes Leben gehabt, Not hatte sie nicht gekannt, doch als sie zu uns kam und sich an unsere Arbeit gewöhnen mußte — beim Frondienst, daheim und überall... Sie und ich — sonst war ja niemand da. Mir macht das nichts aus. Ich bin an harte Arbeit gewöhnt; sie aber war in andern Umständen und mußte dazu noch Not leiden, väterlicher Herr, sie arbeitete über ihre Kräfte und überanstrengte sich dabei, die Gute. Vergangenen Sommer, am Peterpaulstage, wurde sie zu all dem Unglück noch Mutter: sie gebar

ein Knäblein, aber Brot hatten wir keins; wir aßen irgendwas, lieber Herr, aber dann kam noch eine dringende Arbeit hinzu, und so ist ihr denn die Brust verdorrt. Es war ihr erstes Kindchen, eine Kuh besaßen wir nicht, — das ist nun mal so unser Bauernlos; das Kind konnte nicht einmal mit der Flasche aufgezogen werden, und in ihrer Weibereinfalt begann sie sich darüber nur noch mehr zu grämen. Und als dann das Kindchen starb, da hat sie vor Kummer geheult und geheult und immerfort geschrien; aber bei dem Elend und der Arbeit wurde es nur noch schlimmer mit ihr: im Laufe des Sommers war ihre Kraft erschöpft, und am Mariahilf-Tage starb auch sie, die Gute. Er hat sie zugrunde gerichtet, der Viehkerl!" rief sie, indem sie sich wieder in verzweifelter Wut an ihren Sohn wandte. „Um was ich dich bitten wollte, Euer Durchlaucht," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, wobei sie die Stimme senkte und sich verneigte.

„Um was?" fragte Nechljudow zerstreut und noch ganz aufgeregert durch ihre Erzählung.

„Er ist ja noch ein junger Bauer. Von mir kann man nicht mehr viel Arbeit erwarten: heute bin ich noch da, und morgen bin ich vielleicht schon tot. Wie soll er dann ohne Frau auskommen? Was kann er dir denn dann für ein Bauer sein? Denk du ein wenig an uns, väterlicher Herr."

„Das heißt, du willst ihn verheiraten? Das läßt sich hören!"

„Laß uns die göttliche Gnade zuteil werden! Du bist uns ja Vater und Mutter zugleich."

Und auf einen Wink, den sie ihrem Sohn gegeben, fielen sie beide vor ihrem Herrn auf die Knie.

„Weshalb fällst du denn vor mir auf die Knie?" sagte Nechljudow, ergriff sie ärgerlich bei den Schultern und hob sie auf. „Kannst du denn nicht so zu mir sprechen? Du weißt, daß

ich das nicht mag. Bitte, verheirate deinen Sohn, ich bin's zufrieden, wenn du eine Braut für ihn hast."

Die Alte erhob sich und begann sich mit dem Armel ihre trocknen Augen zu reiben. Dawydfa folgte ihrem Beispiel; nachdem er sich mit seiner dicken Faust gleichfalls die Augen gerieben, nahm er wieder seine alte, geduldige und ergebene Haltung an und hörte zu, was Urina sprach.

„Eine Braut ist schon da; die gibt es immer. Nämlich die Wasjutka Michejkina, es läßt sich nichts gegen das Mädchen sagen; aber ohne deinen Willen wird sie ihn nicht nehmen.“

„Ist sie denn nicht einverstanden?“

„Nein, guter Herr, wenn man sie frei wählen ließe — dann nein.“

„Dann ist eben nichts zu machen. Ich kann sie nicht dazu zwingen; sucht euch eine andre; wenn nicht in unserm Dorf, dann eben wo anders. Ich will sie loskaufen, wenn sie es aus freiem Willen tut; aber jemand gewaltsam zum Heiraten zwingen — das geht nicht. Ein solches Gesetz gibt es nicht, und außerdem ist das eine große Sünde.“

„Ach, guter Herr. Wie wäre es möglich, daß sie es freiwillig täte, wenn sie unser Leben und unsere Armut sieht? Selbst eine Soldatenfrau würde ein solches Elend nicht auf sich nehmen wollen. Welcher Bauer würde denn seine Tochter auf unsern Hof ziehen lassen? Und wenn er in einer noch so verzweifelten Lage wäre — er täte es nicht. Wir sind ja ganz nackt und bettelarm. Eine — wird man sagen — haben sie schon verhungern lassen, und so wird's auch meiner Tochter ergehen. Wer wird denn da seine Tochter hergeben?“ fügte sie hinzu, indem sie ungläubig den Kopf schüttelte. „Überlege dir's doch, Durchlaucht!“

„Was kann ich denn da machen?“

„Sorge du irgendwie für uns, väterlicher Herr!“ wiederholte Arina inständig. „Was sollen wir sonst anfangen?“

„Ja, wie soll ich denn da sorgen? Auch ich kann in diesem Falle nichts für euch tun.“

„Wer wird denn für uns sorgen, wenn nicht du?“ klagte Arina, wobei sie den Kopf senkte und mit dem Ausdruck schmerzlicher Ratlosigkeit die Arme ausbreitete.

„Ihr habt um Brot gebeten, nun gut, ich werde anordnen, daß man euch welches überläßt“, erklärte der Herr nach kurzem Schweigen, während Arina seufzte und Dawydko ihrem Beispiel folgte. „Aber weiter kann ich nichts tun.“

Nechljudow trat in den Flur hinaus. Mutter und Sohn folgten dem Herrn mit tiefen Verbeugungen.

12

„O ich Verwaiste und Verlassene!“ rief Arina tief seufzend. Sie blieb stehen und warf einen wütenden Blick auf den Sohn.

Dawydko drehte sich sofort um: er wälzte seine klobigen Füße in den schmutzigen Riesen-Bastschuhen schwerfällig über die Schwelle und verschwand durch die gegenüber liegende Tür.

„Was soll ich nur mit ihm anfangen, Vater?“ fuhr Arina fort, indem sie sich aufs neue an den Herrn wandte. „Du siehst ja selber, was mit ihm los ist! Er ist an und für sich kein schlechter Bauer, säuft nicht und ist friedfertig, tut keinem Kinde etwas zu leid — es wäre eine Sünde, das zu leugnen; es läßt sich ihm nichts Arges nachsagen, aber weiß der Himmel, was in ihn gefahren ist, daß er sich selber zum Feinde wurde. Ihm ist nicht wohl in seiner Haut. Du glaubst gar nicht, Väterchen, wie einem das Herz blutet, wenn man ihn so sieht, welch ein Kreuz er auf sich genommen hat. So mißraten er auch ist — mein Mutterleib hat

ihn doch getragen; es ist mir leid um ihn, ach so leid . . . Er ist auch nicht trotzig gegen mich oder den Vater oder die Obrigkeit, nein, er ist ein furchtsamer Bauer, sozusagen, ein ganz kleines Kind. Wie soll er sich als Witwer zurechtfinden? Sorge du für uns, guter Herr", wiederholte sie, offenbar bemüht, den schlechten Eindruck zu verwischen, den ihr Geschimpfe auf den Herrn gemacht haben mochte. „Ich habe mir's schon hin und her überlegt, Väterchen Durchlaucht," fuhr sie in zutraulichem Flüsterton fort, „ich werde nicht klug daraus, weshalb er so ist. Ihn können nur böse Menschen verdorben haben."

Sie schwieg eine Weile.

„Wenn man nur den richtigen Menschen fände: dann könnte er noch geheilt werden."

„Was du da für einen Unsinn schwätzt, Arina! Wie kann man einen Menschen verderben?"

„Ach, väterlicher Herr, man kann ihn so sehr verderben, daß er sein Lebtag kein rechter Mensch mehr wird! Es gibt doch genug böse Leute auf der Welt! . . . Die Bosheit bringt es fertig, eine kleine Hand voll Erde aus der Fußspur herauszufragen . . . oder wer weiß was . . . und dann wird nimmermehr ein Mensch aus ihm. Die Sünde ist immer bei der Hand. Ich denke mir, ob ich nicht einmal zum alten Dunduk gehen soll, der in Worobjowka wohnt: der kennt so mancherlei Worte, auch Kräuter kennt er, und heilt die Besessenen, und er versteht es auch, Wasser vom Kreuz herabträufeln zu lassen: ob der mir nicht helfen kann . . ." meinte die Arina, „vielleicht macht er ihn gesund."

„So also steht's mit der Armut und Unwissenheit!" dachte der junge Herr, während er trübsinnig sein Haupt neigte und mit großen Schritten die Dorfstraße hinabging. „Was soll ich mit ihm anfangen? Ihn in dieser Verfassung belassen, ist unmöglich — so-

wohl für mich als auch wegen des bösen Beispiels, das er den andern gibt, und auch seinetwegen ist's unmöglich," sprach er zu sich selbst, wie um sich zu überzeugen, indem er die einzelnen Gründe an den Fingern abzählte. „Ich mag ihn nicht länger in solch einer Lage sehen, wie soll ich ihm aber heraus helfen? Er macht mir einen Strich durch meine schönsten Wirtschaftspläne. Wenn ich dulde, daß es solche Bauern gibt, werden meine Träume niemals in Erfüllung gehen," dachte er und empfand dabei Ärger und Ingrimm gegen den Bauern, der seine Pläne zunichte machte. „Soll ich ihn zur Ansiedlung verschicken, wie Jakow vorschlägt, wenn er's schon selbst nicht will, daß es ihm wohlgehe, oder soll ich ihn einziehen und Soldat werden lassen? Das muß ich mir überlegen: so wäre ich ihn wenigstens los und könnte ihn gegen einen guten Bauern eintauschen," erwog er bei sich selbst.

Das Nachdenken hierüber bereitete ihm Vergnügen; doch zugleich sagte ihm ein unklares Bewußtsein, daß er nur mit einer Seite seines Verstandes nachdächte und daß hier irgend etwas nicht stimmte. Er blieb stehen. „Halt! woran denke ich?" fragte er sich selber. „Ja, das war's: also Soldat werden lassen oder zur Ansiedlung. . . Und warum eigentlich? Er ist ein guter Mensch, besser als viele andere, und woher weiß ich denn . . . Soll ich ihn etwa freilassen?" überlegte er, wobei er jetzt die Frage nicht, wie früher, nur mit einer Seite seines Verstandes erwog. „Das wäre ungerecht und obendrein unmöglich." Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der ihm große Freude machte; er lächelte vor sich hin wie ein Mensch, der eine schwierige Aufgabe gelöst hat. „Ich will ihn zu mir auf den Hof nehmen," sprach er zu sich selber, „will selbst auf ihn acht geben, ihn durch Sanftmut und Ermahnungen, durch passende Auswahl einer Beschäftigung an die Arbeit gewöhnen und ihn so bessern."

„Ja, so werde ich es machen,“ beschloß Nechljudow in heiterer, selbstzufriedener Stimmung; dann besann er sich darauf, daß er noch zu dem reichen Bauer Dutlow gehen müsse: er näherte sich jetzt einem hohen und geräumigen Gebäudekomplex, mit zwei Schornsteinen, inmitten des Dorfes. Auf seinem Wege bei der Nachbarhütte begegnete ihm ein hochgewachsenes, einfach gekleidetes Weib von etwa vierzig Jahren.

„Ein frohes Fest, Väterchen!“ rief das Weib in unbefangenen Ton, indem es neben ihm stehen blieb und sich froh lächelnd verneigte.

„Guten Tag, Amme!“ erwiderte er. „Wie geht es dir? Ich gehe gerade zu deinem Nachbar.“

„So, Väterchen Durchlaucht, das ist schön. Aber werden Sie nicht auch zu uns kommen? Wie würde sich mein Alter freuen!“

„Nun gut, ich komme; laß uns mal miteinander plaudern, Amme. Ist dies deine Hütte?“

„Jawohl, diese hier, Väterchen.“

Die Amme lief voraus. Nechljudow folgte ihr in den Flur, setzte sich auf einen Bottich, nahm eine Zigarette heraus und rauchte sie an.

„Dort ist es heiß; wollen wir nicht lieber hier sitzen und plaudern,“ erwiderte er auf die Aufforderung der Amme, doch in die Hütte einzutreten. Die Amme war ein noch frisches und hübsches Weib. Ihre Gesichtszüge, besonders ihre großen schwarzen Augen, hatten große Ähnlichkeit mit denen des Herrn. Mit auf der Brust verschränkten Armen schaute sie ihrem Herrn keck ins Gesicht und begann mit ihm zu sprechen, wobei sie fortwährend ihren Kopf hin und her bewegte.

„Was ist denn los, Väterchen? weshalb geruhen Sie zu Dutlow zu gehen?“

„Ich möchte, daß er dreißig Dessjattinen Land von mir pachtet und dort seine eigene Wirtschaft einrichtet und daß er gemeinschaftlich mit mir einen Wald kaufen soll. Denn Geld hat er doch, was soll es nutzlos bei ihm herumliegen? Wie denkst du darüber, Amme?“

„Nun ja, Väterchen, es ist bekannt, daß die Dutlows mächtige Leute sind; er ist wohl der erste Bauer hier am Platz,“ meinte die Amme, ihren Kopf hin und her schaukelnd. „Vergangenes Jahr hat er aus eigenem Holz einen zweiten Bau errichtet, ohne die Herrschaft um Unterstützung zu bitten. An Pferden wird er wohl, außer den Fohlen und Jährlingen, noch sechs Dreigespanne aufbringen; und erst sein Vieh, seine Kühe und seine Schafe, — wenn die von der Weide kommen und die Weiber auf die Straße eilen, um sie in den Stall zu treiben, — drängen und stauen sie sich im Tor, daß es eine Not ist; auch Bienen besitzt er: zweihundert Stöcke, wenn nicht mehr. Ein sehr mächtiger Bauer, und Geld muß er auch haben.“

„Wie meinst du, hat er viel Geld?“ fragte der Herr.

„Die Leute sagen — aber vielleicht tun sie es nur aus Mißgunst —, der Alte habe nicht wenig Geld; natürlich wird er nicht darüber reden, und auch den Söhnen verheimlicht er es, es muß aber sicherlich welches da sein. Warum sollte er sich nicht an dem Kauf des Waldes beteiligen, es sei denn, daß er fürchtet, das Gerücht von seinem Reichtum könnte sich zu sehr verbreiten. Vor fünf Jahren, da wollte er sich einmal zusammen mit dem Verwalter Schkalik mit einem kleinen Anteil an einigen Wiesen beteiligen; aber der Schkalik, der hat ihn wohl betrogen, und der Alte hat dabei 300 Rubel verloren; seither macht er so was nicht mehr. Ja, wie sollte es ihm denn nicht gut gehen, Väter-



chen Durchlaucht!" setzte die Amme ihren Bericht fort. „Drei Landanteile besitzen sie, es ist eine große Familie, das sind alles Arbeitskräfte, und auch der Alte selbst — um die Wahrheit zu sagen — ist ein tüchtiger Landwirt. Auf allem, was er unternimmt, ruht Gottes Segen, so daß die Leute sich sogar schon wundern; mit seinem Korn und mit seinen Pferden, mit seinem Vieh und mit seinen Bienen und auch mit seinen Kindern hat er immer Glück. Jetzt hat er alle seine Kinder verheiratet. Bisher hat er Mädchen aus unserem Dorf genommen, jetzt aber hat er den Iljuschka mit einer Freigelassenen verheiratet, die er selbst losgekauft hat. Und es ist ein braves Weib aus ihr geworden.“

„Leben sie in Eintracht miteinander?“ fragte der Herr.

„Wo es im Hause ein wirkliches Familienoberhaupt gibt, da herrscht auch Eintracht. Freilich, die Schwiegertöchter der Dutlows — das ist nun mal Weiberart — die schelten und streiten sich hinter dem Ofen, aber die Söhne leben trotzdem unter dem Regiment des Alten in Eintracht.“

Die Amme schwieg einen Augenblick.

„Wie man hört, will der Alte jetzt seinen ältesten Sohn, den Karp, zum Herrn des Hofes einsetzen. Er selber sei schon zu alt geworden, sagt er, und taue nur noch zur Pflege der Bienen. Gewiß, auch Karp ist ein guter Bauer, ein ordentlicher Bauer, aber als Landwirt wird er sich mit dem Alten nicht messen können. Soviel Verstand hat er denn doch nicht!“

„Dann wird vielleicht Karp die Pacht übernehmen und sich am Kauf des Waldes beteiligen wollen, wie glaubst du?“ forschte der Herr, der darauf bedacht war, alles aus der Amme herauszubekommen, was sie von ihren Nachbarn wußte.

„Schwerlich, Väterchen,“ fuhr die Amme fort. „Der Alte hat seinem Sohne keinen Einblick in seine Geldverhältnisse ge-

währt. Solange er selbst noch lebt und das Geld bei sich im Hause liegen hat, geht alles nach dem Kopf des Alten; und die Söhne befassen sich doch vorwiegend mit dem Fuhrgeschäft."

"Der Alte wird also nicht einverstanden sein?"

"Er wird sich fürchten."

"Wovor denn fürchten?"

"Ja, Väterchen, darf denn ein herrschaftlicher Bauer eingestehen, daß er Geld hat? Wenn's das Unglück so will, so läuft er Gefahr, sein ganzes Vermögen zu verlieren! Sieh nur, mit dem Verwalter hat er sich in Geschäfte eingelassen, und ist dabei hereingefallen. Wie kann er denn gegen ihn prozessieren! Er hat sich mit dem Verlust des Geldes abfinden müssen; aber bei dem Gutsbesitzer würde er ohnedies von vornherein den kürzeren ziehen."

"Also deswegen . . ." sagte Nechljudow errötend. „Leb wohl, Amme."

"Leben Sie wohl, Väterchen Durchlaucht. Wir danken gehorsamst."

14

"Soll ich nicht lieber nach Hause gehen?" überlegte Nechljudow, während er auf das Tor des Dutlowschen Hofes zuschritt; ein dunkles Gefühl der Traurigkeit und eine gewisse moralische Erschlaffung hatte sich seiner bemächtigt.

In diesem Augenblick öffnete sich das neue Bretttertor knarrend vor ihm, und ein hübscher, rotbäckiger, blonder Bursche von achtzehn Jahren in der Tracht eines Fuhrmanns erschien im Tor, er führte drei starkbeinige, noch ganz schweißbedeckte, langmähnige Pferde an der Leine, warf keck seinen weißblonden Haarschopf zurück und verneigte sich vor dem Herrn.

"Ist dein Vater zu Hause, Ilija?" fragte Nechljudow.

„Er ist bei den Bienentörben, hinter dem Hofe,“ antwortete der Bursche, während er die Pferde, eines nach dem andern, durch das halbgeöffnete Tor führte.

„Wohlan, ich werde fest bleiben, ich werde ihm meinen Vorschlag machen und alles tun, was von mir abhängt,“ dachte Nechljudow; er ließ die Pferde an sich vorüber und betrat den geräumigen Hof Dutlows. Man sah, daß kürzlich Mist aus dem Hofe abgefahren worden war: der Erdboden war noch schwarz und schweißig, und stellenweise, besonders aber am großen Tor, lagen rötliche, zottige Klumpen. Auf dem Hofe und unter den hohen Schirmdächern standen in geordneten Reihen viele Wagen, Pflüge, Schlitten, Holzleisten, Zuber und allerhand bäuerliches Wirtschaftsgerät; Tauben flatterten und gurrten im Schatten der breiten, festen Dachsparren; es roch nach Mist und nach Teer. In einer Ecke des Hofes waren Karp und Ignat damit beschäftigt, in einem großen, eisenbeschlagenen, dreispännigen Wagen neue Sitzpolster anzubringen. Alle drei Söhne Dutlows hatten fast das gleiche Gesicht. Der jüngste, Ilsa, dem Nechljudow im Toreingang begegnet war, war bartlos, kleiner von Wuchs, hatte eine frischere Gesichtsfarbe und trug eine schmuckere Kleidung als die älteren Brüder; der zweite, Ignat, war etwas größer, hatte dunkleres Haar und ein Spitzbärtchen, auch er trug hohe Stiefel, ein Fuhrmannshemd und eine Lammfellmütze, sah aber nicht so festlich und so sorglos aus wie der jüngere Bruder. Karp, der älteste, war noch höher von Wuchs, trug Bastische, einen grauen Raftan und ein einfaches Hemd ohne Achselzwickeln; er hatte einen roten Vollbart und sein Gesichtsausdruck war nicht nur ernst, sondern fast finster.

„Befehlen Euer Durchlaucht, den Vater zu holen?“ fragte Karp, der auf den Herrn zuging und sich flüchtig und etwas linksich verneigte.

„Nein, ich werde selbst zu ihm in den Bienengarten gehen — ich will mir mal seine Einrichtung dort ansehen; ich habe aber mit dir zu sprechen,“ sagte Nechljudow und entfernte sich nach der anderen Seite des Hofes, weil er nicht wollte, daß Ignat seine Unterredung mit Karp hörte.

Das Selbstgefühl und ein gewisser Stolz, der sich im ganzen Benehmen dieser beiden Bauern kundtat, und das, was ihm die Amme erzählt hatte, machten den jungen Herrn so befangen, daß er sich nur schwer entschließen konnte, mit ihnen über seinen Vorschlag zu sprechen. Er fühlte sich gleichsam schuldbewußt, und es schien ihm leichter, mit dem einen Bruder allein zu sprechen, so daß der andere es nicht hören könne. Karp wunderte sich scheinbar, daß der Herr ihn beiseite führte, er folgte ihm aber nach.

„Sieh mal,“ begann Nechljudow stockend, „ich wollte dich fragen, ob ihr viele Pferde habt.“

„Fünf Dreigespanne könnte man schon aufbringen; Füllen sind auch da,“ antwortete Karp ungezwungen und kratzte sich am Rücken.

„Nicht wahr, deine Brüder tun Fuhrdienste bei der Post?“

„Bei der Post fahren von uns drei Dreigespanne; eben ist Iljuschka von einer Fahrt zurückgekommen.“

„Wie? Ist das vorteilhaft für euch? Wieviel verdient ihr damit?“

„Von Vorteil kann da keine Rede sein, Euer Durchlaucht. Wenigstens füttern wir uns und die Pferde damit durch — und auch dafür sei Gott gedankt.“

„Warum befaßt ihr euch dann nicht mit anderen Sachen? Ihr könntet doch Wald kaufen oder Land pachten.“

„Natürlich könnte man Land pachten, wenn geeignetes da wäre, Euer Durchlaucht.“

„Ich will euch folgendes vorschlagen: statt des Fuhrgeschäfts,

daß ihr nur zu eurem Lebensunterhalt betreibt — pachtet lieber dreißig Dessjatinen Land bei mir. Den ganzen Ackergrund, der hinter Ssapow liegt, gebe ich euch in Pacht; dort könnt ihr eine eigene große Wirtschaft einrichten."

Nechljudow begann nun begeistert, ohne zu stocken, dem Bauern seinen Plan der Errichtung einer Bauernfarm, über den er wiederholt nachgedacht hatte, auseinanderzusetzen. Karp hörte sich die Rede des Herrn sehr aufmerksam an.

„Zu viel Gnade, Euer Durchlaucht," sagte er, als Nechljudow verstummt war und ihn nun, auf eine Antwort wartend, ansah. „Die Sache ist natürlich gar nicht so übel. Es ist besser für den Bauern, Ackerbau zu treiben, als mit der Peitsche in der Hand herumzukutschieren. Man kommt dabei zu viel unter fremde Leute und kriegt allerlei Volk zu sehen — da wird unsereins allzu leicht verwöhnt. Das beste ist, wenn der Bauer sich mit der Landwirtschaft befaßt."

„Wie denkst da also darüber?"

„Solange Väterchen noch lebt —, darf ich nichts darüber denken, Euer Durchlaucht. Sein Wille entscheidet."

„Führ mich in den Bienengarten; ich werde einmal mit ihm darüber sprechen."

„Bitte hierher," sagte Karp, indem er langsam auf die hintere Scheuer zuschritt. Er öffnete ein niedriges Pförtchen, das zum Bienengarten führte, ließ den Herrn eintreten und schloß es wieder. Dann gesellte er sich zu Ignat und machte sich schweigend an die unterbrochene Arbeit.

Nechljudow schlüpfte in gebückter Haltung durch das niedrige Pförtchen, unter dem schattigen Schirmdach, und betrat den hinter dem Hofe gelegenen Bienenstand. Es war ein mäßig

großer Raum, umfriedet von Stroh und Flechtzäunen, durch die das Licht hindurch schimmerte; in symmetrischer Anordnung standen dort die mit kleinen Brettchen bedeckten Bienenstöcke, um die goldfarbene Bienen summend herum schwärmten —, alles das übergossen von den heißen, glitzernden Strahlen der Juni-sonne. Ein schmaler ausgetretener Pfad führte von dem Pförtchen bis in die Mitte des Gartens zu einem Holzgestell, auf dem ein metallenes Heiligenbildchen stand, das grell in der Sonne leuchtete. Einige junge Linden, die ihre krausen Wipfel stattlich und hoch über das Strohdach des Nachbarhofes hinausragen ließen, rauschten bei dem Gesumme der Bienen kaum hörbar mit ihren dunkelgrünen frischen Blättern. Die kurzen Schatten des strohgedeckten Zaunes wie der Linden und der mit Brettern bedeckten Bienenstöcke fielen schwarz auf das niedrige struppige Gras, das zwischen den Bienenstöcken wucherte. Zwischen den Linden, vor der Tür einer aus Balken gezimmerten, mit frischem Stroh gedeckten kleinen Mooshütte war die gebeugte, nicht sehr große Gestalt eines alten Mannes zu sehen; sein unbedecktes graues Haupt mit der Glaze schimmerte in der Sonne. Beim Knarren des Pförtchens schaute der Alte sich um, trocknete sich das schwitzende sonngebräunte Gesicht mit dem Zipfel seines Hemdes ab und ging, sanft und freudig lächelnd, dem Herrn entgegen.

Im Bienengarten war es so gemütlich, so heiter, still und sonnig; die Gestalt des grauhaarigen alten Männchens mit den vielen strahlenförmigen Fältchen um die Augen und die Art, wie er nun mit nackten Füßen in den unförmigen weiten Schuhen schwerfällig daherkam, um mit treuherzigem selbstzufriedenem Lächeln den Herrn in seinem alleinigen Besitztum zu begrüßen —, war so mild und freundlich, daß Nechljudow sofort die düsteren Eindrücke des heutigen Morgens vergaß; sein Lieblingsstraum

stand ihm lebendig vor Augen. In Gedanken glaubte er bereits alle seine Bauern so reich, so gütig und wohlwollend vor sich zu sehen wie den alten Outlow: alle lächelten ihm freundlich und fröhlich zu, denn er allein war es, dem sie Wohlstand und Glück verdankten.

„Wünschen Sie vielleicht ein Netz, Euer Durchlaucht? Die Bienen sind jetzt sehr böse und stechen,“ sagte der Alte; er nahm einen nach Honig duftenden schmutzigen Leinensack, der an einem Reifen befestigt war, vom Zaun herab und reichte ihn dem Herrn hin. „Mich kennen die Bienen und stechen mich nicht,“ fügte er mit einem sanften Schmunzeln hinzu, das fast niemals von seinem hübschen sonngebräunten Gesichte wich.

„Dann habe auch ich's nicht nötig. Wie? schwärmen die Bienen schon?“ fragte Nechljudow, ebenfalls lächelnd, ohne zu wissen warum.

„Gelegentlich schwärmen sie schon, Väterchen Mitrij Mikolajewitsch,“ erklärte der Alte, indem er einen ganz besonders zärtlichen Ton in diese Anrede des Herrn mit Vor- und Vatersnamen legte, „eben, eben erst haben sie damit angefangen. Wir haben ja ein kaltes Frühjahr gehabt, wie Sie zu wissen geruhen.“

„Ich habe einmal in einem Buch gelesen,“ begann Nechljudow und wehrte die Bienen ab, die ihm ins Haar gekrochen waren und ihm dicht um die Ohren summten, „wenn man die Waben senkrecht zwischen den Stangen aufstellt, so schwärmen die Bienen früher. Deshalb baut man auch solche Bienenstöcke aus Brettern . . . mit Querhölzern . . .“

„Treiben Sie, bitte, die Bienen nicht fort, sonst wird's nur noch schlimmer,“ sagte der Alte, „oder wünschen Sie nicht doch ein Netz?“

Nechljudow tat es weh, aber aus kindlicher Eitelkeit mochte er es nicht eingestehen; er lehnte es noch einmal ab, das Netz zu

nehmen und fuhr fort, dem guten Alten von jener Einrichtung der Bienenstöcke zu erzählen, deren Beschreibung er im „Maison rustique“ gelesen hatte und bei der, seiner Meinung nach, doppelt so viel Schwärme zu erzielen waren; in diesem Augenblick stach ihn aber eine Biene in den Hals, er verlor den Faden und stockte in seiner Erzählung.

„Das ist richtig, Väterchen Mitrij Mikolajewitsch,“ meinte der Alte und blickte seinen jungen Herrn väterlich gönnerhaft an, „im Buche steht es so. Aber vielleicht haben sie das nur aus Mutwillen so geschrieben: der Leser soll's nur so machen, wie wir's beschreiben, wir aber lachen ihn aus, wenn er's tut. Das kommt auch vor! Man kann die Biene nicht belehren, wohin sie ihre Waben bauen soll. Sie klettert in den Rahmen herum, kreuz und quer, wie's ihr paßt. Schauen Sie mal, bitte, her,“ sagte er, indem er aus einem der zunächst stehenden Stöcke den Korken herausnahm und in die Öffnung hineinguckte; es wimmelte von Bienen, die an den schrägen Waben lebhaft summend herumkletterten. „Sehen Sie dort, das sind junge Bienen; man sieht's daran, daß die Königin über ihnen sitzt, aber die Waben bauen sie aufrecht oder seitwärts, wie es ihnen im Stock am besten paßt,“ erläuterte der Alte, sichtlich begeistert von seinem Lieblingsgegenstand und ohne die gefährvolle Lage des Herrn zu bemerken. „Heute schwirren sie in ‚Hörschen‘ von Blütenstaub herum, heute ist ein warmer Tag — man kann alles genau sehen,“ fügte er hinzu, indem er den Bienenstock wieder zustopfte, die herumkriechenden Bienen mit einem Tuche fest drückte und dann mit seiner rauhen Handfläche einige Bienen von seinem runzligen Nacken verscheuchte. Die Bienen taten ihm nichts; dagegen kämpfte Nechljudow mit dem Wunsch, aus dem Bienengarten zu entfliehen: die Bienen hatten ihn an etwa drei Stellen gestochen und umsummten von allen Seiten seinen Kopf und Hals.



„Hast du viele Bienenstöcke?“ fragte er, indem er den Rückzug zur Gartenpforte antrat.

„Soviel mir Gott beschieden hat,“ erwiderte Dutlow lächelnd. „Man soll die Stöcke nicht zählen, Väterchen: die Bienen lieben das nicht. Und dann, Euer Durchlaucht, ich wollte Euer Gnaden noch bitten,“ fuhr er fort, wobei er auf einige am Zaun stehende schmale Bienenstöcke wies. „Wegen des Ossip, des Mannes der Amme; wenn Sie's ihm doch einmal verbieten wollten: so schlecht zu handeln, bei sich im Dorf, und noch obendrein als Nachbar, — das ist nicht schön.“

„Schlecht zu handeln? . . . Ach, stechen die aber fürchterlich!“ entgegnete der Herr, der bereits die Klinke des Gartenpförtchens in der Hand hielt.

„Jawohl, jahrein, jahraus läßt er seine Bienen auf meine jungen Bienen los. Die sollen sich entwickeln und gedeihen, statt dessen saugen und nagen die fremden Bienen ihnen die Waben weg,“ erzählte der Alte, ohne auf die Grimassen, die der Herr schnitt, zu achten.

„Schon gut, später, nachher . . .“ murmelte Nechljudow, und nicht mehr imstande, länger auszuhalten, lief er, die Bienen mit beiden Händen abwehrend, im Trab zum Pförtchen hinaus.

„Man muß die Stelle mit Erde abreiben: das macht nichts,“ meinte der Alte und folgte dem Herrn auf den Hof hinaus. Nechljudow rieb sich die Bienenstiche mit Erde; errötend blickte er sich schnell nach Karp und Ignat um, die ihn gar nicht ansahen, und verzog ärgerlich das Gesicht.

„Auch wegen meiner Kinder wollte ich Euer Durchlaucht noch um etwas bitten,“ begann der Alte, wobei er die grimmige Miene des Herrn gar nicht zu bemerken schien oder sie tatsächlich nicht bemerkte.

„Um was?“

„Sehen Sie, mit den Pferden ist's Gott sei Dank bei uns noch gut bestellt, und einen Knecht haben wir auch, so daß wir unsere Verpflichtungen gegen den Herrn genau erfüllen können.“

„Nun und weiter?“

„Wenn Sie die Gnade hätten, meine Söhne gegen einen Gewerbezins vom Frondienst zu befreien, so könnten Iljuschka und Ignat den ganzen Sommer über mit drei Dreigespannen ihr Fuhrgeschäft betreiben: dann könnten sie sich vielleicht auch etwas erarbeiten.“

„Wohin wollen sie denn gehen?“

„Wo wir gerade hin müssen,“ mischte sich Iljuschka ins Gespräch, der inzwischen die Pferde unter dem Schirmdach angebunden hatte und nun zum Vater trat. „Die Burschen sind mit acht Dreigespannen nach Romen gefahren, haben sich dort selbst verpflegt und noch, wie man sagt, dreißig Rubel für jedes Dreigespann nach Hause gebracht; auch nach Odest könnte man fahren — wie es heißt, ist dort auch das Futter billiger.“

„Das ist es gerade, worüber ich mit dir sprechen wollte,“ wandte sich der Herr an den Alten, wobei er in möglichst geschickter Weise den Plan seiner Bauernfarm zur Sprache zu bringen wünschte. „Sag mir mal, bitte, ist es wirklich vorteilhafter, ein Fuhrgeschäft zu betreiben, als sich daheim mit Ackerbau zu beschäftigen?“

„O, gewiß ist es vorteilhafter, Euer Durchlaucht!“ mischte sich Ilja wiederum ins Gespräch, indem er keck seinen Haarschopf zurückwarf. „Zu Hause ist nicht einmal Futter für die Pferde da.“

„Nun, wieviel verdienst du dir so in einem Sommer?“

„Zur Frühjahrszeit fuhren wir, obwohl das Futter teuer war, mit Waren nach Kiew, beförderten dann Grütze von Kursk nach

Moskau, und haben so für unseren Lebensunterhalt gesorgt, auch die Pferde waren satt, und obendrein habe ich noch fünfzehn Rubel in Gold nach Hause gebracht."

"Es ist an und für sich kein Unglück, ein ehrliches Gewerbe zu betreiben," meinte der Herr, sich aufs neue an den Alten wendend, "indessen scheint es mir doch, daß sich auch noch eine andere Beschäftigung finden ließe; außerdem ist dies eine Arbeit von besonderer Art, der junge Bursche fährt in die verschiedensten Gegenden, kommt mit mancherlei Leuten zusammen und wird verwöhnt und leicht übermütig," fügte er hinzu, indem er die Äußerungen Karp's wiederholte.

"Wir sind doch Bauern. Womit sollte sich denn unsereins beschäftigen, wenn nicht mit dem Fuhrgeschäft?" entgegnete der Alte mit seinem sanften Lächeln. "Fährst du gut — so bist du selbst satt und auch die Pferde sind satt; was aber dieses Verwöhntwerden anbetrifft, so fahren sie bei mir gottlob nicht das erste Jahr, — ich selber bin auch gefahren, und habe von niemand Schlechtes gelernt, sondern nur Gutes."

"Es gibt doch genug Dinge, womit ihr euch zu Hause beschäftigen könntet: mit eurem Acker und mit den Wiesen..."

"Das geht nicht so leicht, Euer Durchlaucht!" versetzte Iljuschka mit Feuereifer, "wir sind doch damit auf die Welt gekommen, alle diese Dinge sind uns wohlvertraut, es ist eine Sache, die sich für uns am besten eignet: das Liebste für unsereinen, Euer Durchlaucht, ist Lasten zu fahren!"

"Erweisen Sie uns doch die Ehre, Euer Durchlaucht, und geruhen Sie in unsere Hütte einzutreten. Sie sind doch noch gar nicht in unserem soeben eingeweihten Hause gewesen," sagte der Alte, indem er sich tief verneigte und dem Sohn einen Wink gab. Und Iljuschka lief eiligst in die Hütte, während Nechljudow und der Alte ihm folgten.

Als sie die Hütte betraten, verneigte sich der Alte noch einmal, stäubte die Bank in der vorderen Ecke mit seinem Rockschöß ab und fragte lächelnd:

„Was darf ich Ihnen anbieten, Euer Durchlaucht?“

Die Hütte war hell, behaglich und geräumig eingerichtet und mit Schornstein, Schlafgerüsten und Schlafbänken versehen. Die frischen Balken aus Espenholz, zwischen denen halbverwelktes Moos hervorschaute, waren noch nicht nachgedunkelt; die neuen Bänke und Schlafgerüste waren noch nicht durch den Gebrauch glatt geschauert, der Fußboden noch nicht abgetreten. Ein junges hageres Bauernweib mit länglichem, nachdenklichem Gesicht, Ijas Frau, saß auf einer Britsche und schaukelte mit dem Fuß eine Wiege, die vermittelst einer langen Stange an der Decke befestigt war. In der Wiege schlummerte ein Säugling; er lag lang ausgestreckt mit geschlossenen Auglein da und atmete kaum merklich. Ein anderes, stämmiges, rotbäckiges Weib, Karys Frau, hatte die Ärmel bis über die Ellbogen ihrer kräftigen, sonngebraunten Arme aufgestreift und schnitt am Ofen Zwiebeln über einer Holzschüssel. Ein poekennarbiges schwangeres Weib, das sich das Gesicht mit dem Ärmel verdeckte, stand in der Nähe des Ofens. Es war sehr heiß in der Hütte, da nicht nur die Sonne mächtig vom Himmel herunter brannte, sondern auch der Ofen eine starke Wärme ausstrahlte, und es roch stark nach frischgebakkenem Brot. Vom Schlafgerüst guckten die blonden Köpfchen zweier Buben und eines Mädchens, die in Erwartung der Mittagsmahlzeit dort hinaufgekrochen waren, neugierig auf den Herrn herunter.

Nechljudow war es eine Freude, einen solchen Wohlstand zu sehen, zugleich aber fühlte er ein peinliches Unbehagen gegenüber

diesen Weibern und Kindern, die ihn alle anblickten. Errötend ließ er sich auf die Bank nieder.

„Gib mir ein Stückchen heißes Brot, das esse ich gern,“ sagte er und errötete noch mehr.

Karps Frau schnitt ein großes Stück Brot ab und reichte es dem Herrn auf einem Teller. Nechljudow schwieg, da er nicht wußte, was er sagen sollte; die Weiber schwiegen gleichfalls; der Alte aber lächelte sanft.

„Weshalb schäme ich mich denn eigentlich? Als ob ich mir irgendeiner Schuld bewußt wäre?“ dachte Nechljudow. „Weshalb sollte ich ihm denn nicht den Vorschlag mit der Farm machen? Was für eine Torheit!“ Indessen schwieg er immer weiter.

„Nun, Väterchen Mitrij Nikolajewitsch, was geruhten Sie wegen der Kinder zu beschließen?“ fragte der Alte.

„Ich würde dir raten, sie überhaupt nicht wegziehen zu lassen, sondern hier am Ort eine Arbeit für sie zu finden,“ sagte Nechljudow, plötzlich Mut fassend. „Weißt du, was ich mir für dich ausgedacht habe: kaufe doch halbpast mit mir einen Wald im staatlichen Forst und auch noch etwas Ackerland . . .“

„Wie das, Euer Durchlaucht? für welches Geld sollen wir denn das kaufen?“ unterbrach der Alte den Herrn.

„Ja, du mußt wissen, es ist ja kein großer Wald —, für zweihundert Rubel etwa,“ bemerkte Nechljudow.

Der Alte lächelte ingrimmig.

„Schön; wenn Geld da wäre, weshalb sollte man ihn dann nicht kaufen!“ sagte er.

„Wieso? Hast du denn kein Geld mehr?“ fragte der Herr vorwurfsvoll.

„Ach, Väterchen Durchlaucht!“ erwiderte der Alte in kummervollem Ton, wobei er sich nach der Tür umsah. „Wir sind schon

zufrieden, wenn wir die Nahrung für unsere Familie herbeschaffen können, an den Kauf eines Waldes können wir gar nicht denken."

"Aber du hast doch Geld, warum soll es nutzlos daliegen?" sagte Nechljudow forschend und mit Nachdruck.

Der Alte geriet plötzlich in eine heftige Erregung; seine Augen funkelten, und seine Schultern bebten.

"Das haben vielleicht böse Zungen von mir erzählt," begann er mit zitternder Stimme. "Wahrhaftigen Gott," beteuerte er mit wachsendem Eifer und richtete die Augen auf das Heiligenbild. "Meine Augen mögen mir im Kopf platzen, mag ich doch auf der Stelle in die Erde versinken, wenn ich noch Geld, außer den fünfzehn Rubeln besitze, die Iljuschka nach Hause gebracht hat, und davon müssen noch die Kopfsteuern bezahlt werden — Sie geruhen doch selber zu wissen: wir haben uns eine neue Hütte gebaut . . ."

"Schon gut, schon gut," sagte der Herr, indem er sich von der Bank erhob. "Lebt wohl, Leute!"

18

"Mein Gott! mein Gott!" dachte Nechljudow, während er mit großen Schritten durch die schattigen Alleen des verwilderten Gartens seinem Hause zuschritt und zerstreut Blätter und Zweige abbrach, die ihm unterwegs unter die Finger kamen, "waren denn alle meine Träume vom Zweck und von den Pflichten meines Lebens nichts als Unsinn? Weshalb ist mir so schwer und so weh zumute, als sei ich unzufrieden mit mir; ich habe mir doch eingebildet, daß ich mir auf diesem, von mir erwählten Wege stets jene volle moralische Befriedigung verschaffen würde wie damals, als mir diese Gedanken zum erstenmal in den Kopf kamen?" Und mit ungewöhnlicher Lebendigkeit und Klarheit

versetzte er sich in seiner Phantasie um ein ganzes Jahr in jenen glückseligen Augenblick zurück.

In aller Herrgottsfrühe, vor allen anderen Hausgenossen, war er aufgestanden, qualvoll erregt, in dem dunklen, unbestimmten Drange der Jugend; es hatte ihn hinausgetrieben, und nun irrte er ziellos im Garten umher, dann ging er durch den Wald und inmitten der mächtigen, üppigen und doch ruhevollen Natur schweifste er an jenem Maismorgen lange allein umher, ohne an etwas zu denken und unter dem Überschwang eines unaussprechlichen Gefühls leidend. Bald gaukelte ihm seine junge Phantasie das wollustvolle, von allen Reizen des Unbekannten umwobene Trugbild des Weibes vor, und es schien ihm, dieses sei das unausgesprochene Sehnen, das in ihm lebte. Aber irgendein anderes, besseres Gefühl sagte ihm: Das ist es nicht, und nötigte ihn, weiter zu suchen. Bald schwebte sein unerfahrener, fortstürmender Geist immer höher und höher empor, in die Sphären des Wesenlosen; die Gesetze des Seins schienen sich ihm zu erschließen, und mit stolzem Entzücken verweilte er bei diesen Gedanken. Allein wiederum sagte ihm ein edleres Gefühl: Das ist es nicht, und zwang ihn, wieder weiter zu forschen und neue Erregungen und Erlebnisse zu suchen. Wie immer nach einer angestregten Thätigkeit, ohne Gedanken und Wünsche, legte er sich auf den Rücken unter einen Baum und blickte hinauf zu den durchsichtigen Morgenwolken, die über ihm am tiefen, unendlichen Himmel dahineilten. Plötzlich traten ihm, ohne allen Grund, Tränen in die Augen: Gott weiß woher blitzte ein leuchtender Gedanke in ihm auf, der seine ganze Seele erfüllte, und mit Entzücken klammerte er sich an ihn: der Gedanke, daß die Liebe und das Gute Wahrheit und Glück ausmachten; und zwar die einzige Wahrheit und das einzig erreichbare Glück auf dieser Welt. Und diesmal sagte das bessere Gefühl ihm nicht mehr:

Das ist es nicht; er richtete sich auf und begann den Gedanken zu prüfen und zu analysieren. „Das ist es! Ja, das ist es bestimmt!“ rief er voller Begeisterung, und alle seine früheren Überzeugungen, alle Eindrücke seines Lebens schwanden vor dieser neuentdeckten und, wie ihm schien, völlig neuen Wahrheit dahin. „Wie dumm war alles, was ich bisher dachte, woran ich glaubte und was ich liebte“ — sprach er zu sich selber —: „Liebe, Selbstverleugnung — das ist das einzig wahre, keinem Zufall unterworfenen Glück!“ sprach er immer wieder, wie um sich in seiner Überzeugung noch mehr zu befestigen, indem er lächelte und mit den Armen hin und her fuchtelte. Ihn übermannte ein nie geahntes Gefühl freudiger Erregung, als er nach allen Seiten hin prüfte, wie dieser Gedanke auf das Leben angewandt werden könne; und er fand die Bestätigung dafür sowohl im Leben wie in jener inneren Stimme, die zu ihm sprach: Das ist es! „Wohlan, so muß ich denn Gutes tun, um glücklich zu sein,“ sprach er zu sich selbst, und seine ganze Zukunft erstand vor ihm, nicht mehr als eine wesenlose Schwärmerei, sondern in greifbaren Formen: er malte sich sein Leben als Gutsherr aus.

Vor ihm lag ein gewaltiger Wirkungskreis, eine Tätigkeit, die sein ganzes Leben ausfüllen sollte, das er dem Guten geweiht hatte und das ihm folglich nur Glück bescheren würde. Er brauchte sich kein Arbeitsfeld zu suchen: es lag bereit für ihn; eine unmittelbare Pflicht ward ihm auferlegt, — er war doch Besitzer vieler Bauern . . . Und welche eine tröstliche, lohnende Tätigkeit stand ihm bevor: „auf diese schlichte, so empfängliche, noch unverdorrene Bevölkerungsklasse einzuwirken, sie aus ihrer Armut zu erlösen, für ihren Wohlstand zu sorgen, ihr die Bildung zukommen zu lassen, deren er sich selbst durch einen Glücksfall erfreute, sie von ihren Untugenden zu heilen, die nur die Frucht ihrer Unwissenheit und ihres Aberglaubens waren, sie in der



Gesittung zu fördern und sie dazu zu bringen, das Gute zu lieben . . . Welch eine glänzende und glückliche Zukunft war das! Sie werden mir, der ich dies alles um meines eigenen Glückes willen tun werde — zu alledem noch dankbar sein, und ich werde sehen, wie ich mit jedem Tage dem vorgesteckten Ziele näher und näher komme. Eine wundervolle Zukunft steht mir bevor! Warum habe ich dies alles nicht schon früher erkannt?"

Und weiter spann er seinen Gedanken fort — „wer hindert mich daran, selbst glücklich zu sein, in der Liebe zu einem Weibe und im Familienleben mein Glück zu finden?" Und seine jugendliche Phantasie ließ ihm die Zukunft noch weit bezaubernder erscheinen. „Ich und meine Frau, die ich so lieb habe, wie niemand je irgendein Wesen auf der Welt geliebt hat, wir leben mit unseren Kindern, vielleicht mit meiner alten Tante, inmitten dieser ruhigen, poesievollen, ländlichen Natur, die Liebe zueinander, die Liebe zu den Kindern — ist unser sicherer Besitz, und wir wissen beide, daß wir zum Guten berufen sind. Wir helfen einander auf dem Wege zu diesem Ziel vorwärts zu kommen. Ich treffe die notwendigen Anordnungen, gewähre in gerechter Weise die notwendigen Unterstützungen, errichte eine Farm, Sparkassen und Werkstätten; während sie mit ihrem hübschen Köpfchen, im schlichten weißen Kleide, das sie leicht über ihrem zierlichen Fuß emporrafft, durch den Schmutz in die Dorfschule, ins Krankenhaus oder zu einem unglücklichen Bauern geht, der sich eigentlich jede Unterstützung verschert hat, und sie hilft und tröstet überall . . . Die Kinder, die Greise und die Frauen vergöttern sie: sie schauen zu ihr empor wie zu einem Engel, sie erscheint ihnen als die Vorsehung. Dann kommt sie nach Hause und verheimlicht mir, daß sie bei dem unglücklichen Bauern gewesen ist und ihm etwas Geld geschenkt hat, ich aber weiß alles und umarme sie herzlich und küsse sie innig auf ihre

wundervollen Augen, ihre zaghaft errötenden Wangen und ihre frischen, roten, lächelnden Lippen."

.....

„Wo sind diese Träume geblieben?“ dachte der Jüngling, als er, nach seinen Morgenbesuchen, dem Hause zuschritt. „Schon länger als ein Jahr suche ich das Glück auf diesem Wege, und was habe ich gefunden? Freilich, manchmal fühle ich, daß ich mit mir zufrieden sein kann, aber das ist eine so nüchterne, verstandesmäßige Zufriedenheit. Ja und nein, ich bin einfach unzufrieden mit mir! Ich bin unzufrieden, weil ich hier kein Glück finde, und dennoch das Glück herbeisehne, es leidenschaftlich herbeisehne. Genüsse sind mir hier bisher noch nicht zuteil geworden, und ich habe mir jeden Weg zu ihnen verbaut. Warum? Wozu? Wer hat dadurch gewonnen? Meine Tante hat recht gehabt, als sie mir schrieb, daß es leichter sei, sein eigenes Glück zu finden, als andere glücklich zu machen. Sind meine Bauern denn reicher geworden? haben sie sich eine gewisse Bildung erworben oder Fortschritte in der Gesittung gemacht? Nicht im geringsten! Sie haben es jetzt nicht besser, mir aber erscheint meine Tätigkeit mit jedem Tage schwerer. Wenn ich wenigstens einen Erfolg bei meinem Unternehmen hätte, wenn ich einen Dank davon hätte . . . nein, ich sehe nichts als eine falsche Routine, Lasterhaftigkeit, Mißtrauen und Hilflosigkeit. Ich vergeude die besten Jahre meines Lebens,“ dachte er und entsann sich plötzlich dessen, daß seine Gutsnachbarn — wie er von der Wärterin gehört hatte — ihn einen grünen Jungen nannten; und daß kein Geld mehr in seinem Kontor war, und daß die von ihm erfundene neue Dreschmaschine unter dem allgemeinen Gelächter der Bauern lediglich ein pfeifendes Geräusch hervor-

gebracht, aber nicht gedroschen hatte, als man sie zum erstenmal auf der Tenne, vor einem zahlreichen Zuschauerkreise, in Gang setzte; und daß er jeden Tag auf das Erscheinen des Kreisrichters gefaßt sein mußte, und daß ihm eine Inventuraufnahme auf dem Gute bevorstand, denn er hatte sich zu verschiedenen Unternehmungen hinreißen lassen und infolgedessen die Zahlung des Grundzinses verabsäumt. Und plötzlich mußte er mit großer Lebhaftigkeit an jenen ländlichen Spaziergang im Walde, an die Träumereien vom Gutsbesitzerleben und an seine Moskauer Studentenbude denken, wo er einst spät nachts bei einer Kerze mit seinen Kommilitonen und seinem sechzehnjährigen vergötterten Freunde zusammen war. Fünf Stunden hintereinander hatten sie gelesen und irgendwelche langweiligen Aufzeichnungen über das Zivilrecht durchgepaßt, und als sie damit fertig waren, hatten sie sich ihr Abendessen holen lassen, Geld für eine Flasche Champagner zusammengebracht und von der Zukunft, die ihnen bevorstand, gesprochen. Wie ganz anders hatte der junge Student sich diese Zukunft ausgemalt! Damals verhieß sie ihm eine Fülle von Genüssen, eine reiche Tätigkeit, glänzende Erfolge und führte sie alle beide unfehlbar dem, was hier auf Erden als das höchste Gut gilt — dem Ruhme entgegen.

„Er geht diesen Weg schon und geht ihn schnell,“ dachte Nechjudow, als er sich seines Freundes erinnerte.

In diesem Augenblick jedoch näherte er sich bereits der Außentreppe seines Hauses, vor der etwa zehn Bauern und Leute vom Hofgesinde in Erwartung ihres Herrn standen, dem sie verschiedene Anliegen vorzutragen hatten. Er erwachte aus seinen Träumereien und sah sich genötigt, sich wieder der Wirklichkeit zuzuwenden.

Hier sah man ein zerlumptes, blutbeflecktes Bauernweib mit zerzaustem Haar; die Frau war gekommen, um sich unter Tränen

über ihren Schwiegervater zu beschweren, der sie totschlagen wollte; ferner sah man hier zwei Brüder, die schon vor zwei Jahren den väterlichen Bauernhof unter sich aufgeteilt hatten und sich nun hier gegenseitig mit verzweifelten und grimmigen Blicken maßten; auch ein unrafterter grauköpfiger Mann vom Hofgesinde, ein Trunkenbold mit zitternden Händen, war dabei, den sein Sohn, der Gärtner, zum Herrn geschleppt hatte, um sich über den liederlichen Lebenswandel des Vaters zu beklagen; ferner war da noch ein Bauer, der sein Weib aus dem Hause gejagt hatte, weil sie das ganze Frühjahr über nicht gearbeitet hatte; und endlich auch dieses kranke Weib selber: schluchzend und ohne ein Wort zu äußern, saß sie auf dem Rasen vor der Außentreppe und ließ ihr entzündetes, nachlässig mit einem schmutzigen Lappen verbundenes geschwollenes Bein sehen . . .

Nechljudow hörte sich alle Bitten und Beschwerden an: hier erteilte er gute Ratschläge, da versuchte er einen Streit zu schlichten und dort stellte er Hilfe in Aussicht; bedrängt von einem seltsam gemischten Gefühl der Mattigkeit, der Scham, der Machtlosigkeit und Reue begab er sich endlich in sein Zimmer.

## 20

In dem mäßig großen Zimmer, das Nechljudow bewohnte, standen ein altertümliches, mit Kupfernägeln beschlagenes Ledersofa, mehrere ebensolche Sessel, ein aufgeklappter altertümlicher Bostontisch mit Inkrustationen, Vertiefungen und einer Einfassung aus Kupfer, auf dem allerhand Papiere herumlagen, sowie ferner ein altes, gelbliches, geöffnetes englisches Klavier mit abgegriffenen, schon krumm gewordenen, schmalen Tasten. Zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in einem alten geschnitzten Goldrahmen. Neben dem Tisch auf dem Fußboden

lagen ganze Stapel von Papieren, Büchern und Rechnungen. Überhaupt herrschte im Zimmer ein formloses Durcheinander und eine große Unordnung; diese gewaltige Unordnung bildete einen krassen Gegensatz zu der steifen, altfränkisch=herrschaftlichen Einrichtung der übrigen Zimmer in diesem großen Hause. Als Nechljudow ins Zimmer trat, warf er mißmutig seinen Hut auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Klavier stand, schlug die Beine übereinander und ließ den Kopf hängen.

„Wünschen Sie zu frühstücken, Euer Durchlaucht?“ fragte die Wärterin, die eben ins Zimmer trat, — eine hochgewachsene, hagere, runzlige alte Frau in einer Haube, mit einem großen Tuch und in einem Kattunkleid.

Nechljudow sah sich nach ihr um und schwieg eine Weile, als käme er langsam zur Besinnung.

„Nein, ich habe keine Lust dazu, Amme,“ sagte er und versank aufs neue in Sinnen.

Die Wärterin schüttelte mißbilligend den Kopf und seufzte: „Ach, Väterchen Dmitrij Nikolajewitsch, was grämen Sie sich denn so. Es gibt doch einen noch größeren Kummer als den — es wird schon noch alles vorübergehen, wahrhaft'gen Gott...“

„Ich gräme mich ja gar nicht. Wie kommst du denn darauf, Mütterchen Malanja Pchinogenowna?“ entgegnete Nechljudow und versuchte zu lächeln.

„Ich sehe es ja, daß Sie sich grämen,“ begann die Wärterin eifrig. „Tag für Tag sind Sie mutterseelenallein. Und alles nehmen Sie sich so zu Herzen, an alles treten Sie persönlich heran; und Sie haben schon fast ganz aufgehört, zu essen. Ist das vernünftig? Sie sollten doch einmal in die Stadt fahren oder Ihre Nachbarn besuchen... Hat man denn so etwas schon gesehen? In Ihren jungen Jahren sich so über alles zu grämen! Entschuldige mich, Väterchen, ich setze mich hin,“ fuhr die Wär-

terin fort, indem sie sich an der Tür niederließ. „Sie haben soviel Nachsicht mit den Bauern, daß sich schon niemand mehr vor Ihnen fürchtet. Ist das ein Benehmen, wie es sich für Herrschaften geziemt? Das ist nicht gut; Sie schaden sich nur selbst dadurch, und auch das Bauernvolk wird übermütig. Unser Volk ist nun mal so: es hat kein Verständnis für so etwas. Wahrhaftig. Wenn Sie wenigstens zu Ihrem Tantchen hinfahren wollten: sie hat Ihnen die Wahrheit geschrieben . . .“ redete die Wärterin ihm ins Gewissen.

Nechljudows Stimmung wurde immer düsterer und düsterer. Er hatte seine rechte Hand aufs Knie gestützt, jetzt erhob er sie schlaff und berührte leise die Tasten. Ein zufälliger Akkord erklang, ihm folgte ein zweiter und ein dritter . . . Nechljudow rückte näher ans Klavier heran, zog die andere Hand aus der Tasche und begann zu spielen. Oft griff er ohne jede Überlegung einen Akkord, diese Akkorde waren zum Teil falsch, klangen manchmal sogar roh und banal und verrieten keinerlei musikalisches Talent, aber er fand einen seltsam wehmütigen Genuß in diesem Spiel. Bei jedem Wechsel der Harmonien lauschte er beklommenen Herzens, was wohl darauf folgen und sich daraus ergeben würde, und wenn mitunter wirklich etwas Geordnetes zustande kam, ergänzte er das Fehlende von ohngefähr in seiner Phantasie. Es schien ihm, als höre er Hunderte von Melodien: Chor und Orchester, entsprechend den jeweiligen Harmonien. Den größten Genuß jedoch bereitete ihm die rege Tätigkeit seiner Einbildungskraft, die ihm währenddessen, zusammenhanglos und fragmentarisch, aber mit erstaunlicher Deutlichkeit die mannigfaltigsten, buntesten und absonderlichsten Gestalten und Bilder der Vergangenheit und Zukunft vorspiegelte. Plötzlich tauchte die dicke Figur Dawydkas-Bjelyjs vor ihm auf, der beim Anblick der schwarzen, schwieligen Faust seiner Mutter angstvoll mit den

weißen Wimpern zuckte, sein gekrümmter Rücken und seine riestigen, mit weißen Haaren bedeckten Hände, die auf alle Mißhandlungen und Entbehrungen nur mit Geduld und stiller Ergebenheit reagierten. Dann sah er die geschäftige Amme, die sich während der Zeit ihres Dienstes im Hofgesinde eine gewisse anmaßende Ungezwungenheit angewöhnt hatte, und er stellte sich aus irgendeinem Grunde vor, wie sie durch die Dörfer zieht und den Bauern predigt, man müsse sein Geld vor den Gutsbesitzern verstecken, und er sprach gedankenlos vor sich hin: „Ja, man muß sein Geld vor den Gutsbesitzern verstecken.“ Plötzlich erscheint ihm vor seinem Geist auch das blonde Köpfchen seiner zukünftigen Frau, merkwürdigerweise neigte sie ihr Haupt weinend und kummervoll auf seine Schulter. Dann wieder schaute er in die gütigen blauen Augen des Eschuris, die sein einziges, dickbäuchiges Söhnchen voll Zärtlichkeit anblickten: dieser Junge war nicht nur sein Sohn, sondern erschien ihm auch als sein künftiger Helfer und Retter. „Ja, das ist die wahre Liebe!“ flüsterte er. Darnach mußte er an die Mutter Juchwankas denken, an den Ausdruck der Langmut und alles verzeihenden Güte, den er, trotz ihres hervorstehenden Zahnes und ihrer entstellten Züge, in ihrem Greisengesicht wahrnahm. „Wahrscheinlich habe ich in den siebenzig Jahren ihres Lebens als erster diese Beobachtung gemacht,“ dachte er und flüsterte „seltsam“, wobei er unbewußt fortfuhr, die Tasten zu greifen und auf die Töne zu lauschen. Dann erinnerte er sich lebhaft an seine Flucht aus dem Biengarten und an den Ausdruck in den Gesichtern Ignats und Karpß, die augenscheinlich lachen wollten, aber so taten, als ob sie garnicht nach ihm hinsähen. Er errötete und sah sich unwillkürlich nach der Wärterin um, die noch immer an der Tür saß, ihn schweigsam und durchdringend anblickte und ab und zu ihr graues Haupt schüttelte. Und dann tauchte plötzlich ein Dreigespann vor

ihm auf: drei schweißbedeckte Pferde und die schöne, kräftige Gestalt des Iljuschka mit den hellen Locken, den munter blitzenden, schmalen, blauen Augen, dem frischen Rot der Wangen und dem hellen Flaum, der eben erst anfing seine Lippen und sein Kinn zu bedecken. Er erinnerte sich, wie Iljuschka Angst bekommen hatte, man werde ihn nicht mehr mit den Fuhrleuten fortziehen lassen, und mit welchem Eifer er für diese seine Lieblingsbeschäftigung eintrat; und nun erstand wieder ein anderes Bild vor ihm: An einem grauen nebligen Morgen steht er vor sich auf der glitschigen Chaussee eine lange Reihe hochbeladener, mit Bastmatten bedeckter dreispänniger Fuhrn mit großen schwarzen Buchstaben darauf. Starkbeinige, wohlgenährte Rosse ziehen an dem straffen Strange schellentklingelnd mit gewölbten Rücken wacker die Last bergan, indem sie sich aus voller Kraft mit ihren mächtigen Stollen am glatten Boden festhaken. Bergab, dem Wagenzug entgegen, kommt ein flinker Postwagen gefahren und der Wiederhall seiner klingenden Glöckchen erfüllt weithin den hohen dichten Wald, der sich zu beiden Seiten der Straße hinzieht.

„Ah — Ah — Ai!“ ruft der vordere Fuhrmann mit dem Blechschild an der Lammfellmütze laut und mit kindlicher Stimme und schwingt die Peitsche hoch über dem Kopf.

Neben dem Vorderrad der ersten Fuhr geht langsam und schwerfällig in ungeheuren Stiefeln der rotbärtige Karp mit düsterem Blick einher. Auf der zweiten Fuhr liegt Iljuschka und streckt seinen hübschen Kopf vor; er hat in der Morgendämmerung im vorderen Teil des Wagens unter der Bastdecke gelegen, und jetzt ist ihm schon warm. Drei mit Koffern beladene Dreigespanne sausen rasselnd mit Schellengeläut und lautem Gefohle vorbei. Iljuschka steckt seinen hübschen Kopf wiederum unter die Bastdecke und schlummert ein. Doch nun bricht ein heller war-



mer Abend an! Vor den ermüdeten, vor dem Gasthof sich stauenden Dreigespannen öffnet sich knarrend ein Bretttertor, und die hohen, mit Bastmatten bedeckten Fuhren verschwinden eine nach der andern langsam über den Lattensteg durch das Tor schwankend unter den breiten Schutzdächern. Iljuschka begrüßt munter die vollbusige Wirtin mit dem zarten weißen Gesicht, und sie fragt ihn: „Kommt Ihr weit her? Für wieviele soll ich Abendbrot bereiten?“ und ihre zärtlich leuchtenden Augen mustern den schmucken Burschen mit Wohlgefallen. Nachdem Iljuschka für die Pferde gesorgt hat, betritt er die heiße, mit Menschen vollgepfropfte Hütte, bekreuzigt sich, setzt sich vor seine volle hölzerne Schale und unterhält sich heiter mit der Wirtin und seinen Gefährten. Da ist auch sein Nachtlager unter dem offenen Sternenhimmel, der unter dem Schirmdach sichtbar ist, auf dem duftenden Heu, neben seinen Pferden, die stampfend und schnaubend das Futter in der hölzernen Krippe durchwühlen. Er schreitet auf den Heuhaufen zu und wendet sich gen Osten; wohl dreißigmal hintereinander schlägt er das Kreuzeszeichen über seiner breiten starken Brust; er wirft seinen hellen Lockenschopf zurück, spricht das Vaterunser und wiederholt wohl zwanzigmal „Herr, erbarme dich!“, dann hüllt er sich bis über den Kopf in seinen langen Kutscherrock und schläft den gesunden, sorglosen Schlaf eines frischen, kräftigen Menschen. Im Traum erscheinen ihm viele Städte: Kiew mit seinen Heiligen und seinen Pilgerscharen, Komen mit seinen Kaufleuten und seinen Waren, er sieht Odest und das ferne blaue Meer mit den weißen Segeln, und die Stadt Zarjgrad mit den goldenen Häusern und den Türkenweibern mit weißen Brüsten und schwarzen Augenbrauen, — er schwebt überall hin, und es trägt ihn empor auf unsichtbaren Schwingen. Frei und leicht fliegt er dahin, immer weiter und weiter, tief unten sieht er die goldenen Städte in

strahlenden Glanz getaucht, und den dunkelblauen Himmel mit den dichten Sternen und die blaue See mit den weißen Segeln — o wie süß ist es und welche Lust, so dahin zu fliegen, immer weiter und weiter . . .

„Wie herrlich ist das doch!“ flüstert Nechljudow vor sich hin, und plötzlich geht ihm der Gedanke durch den Sinn: „Warum bin ich nicht Iljuschka?“

1852.

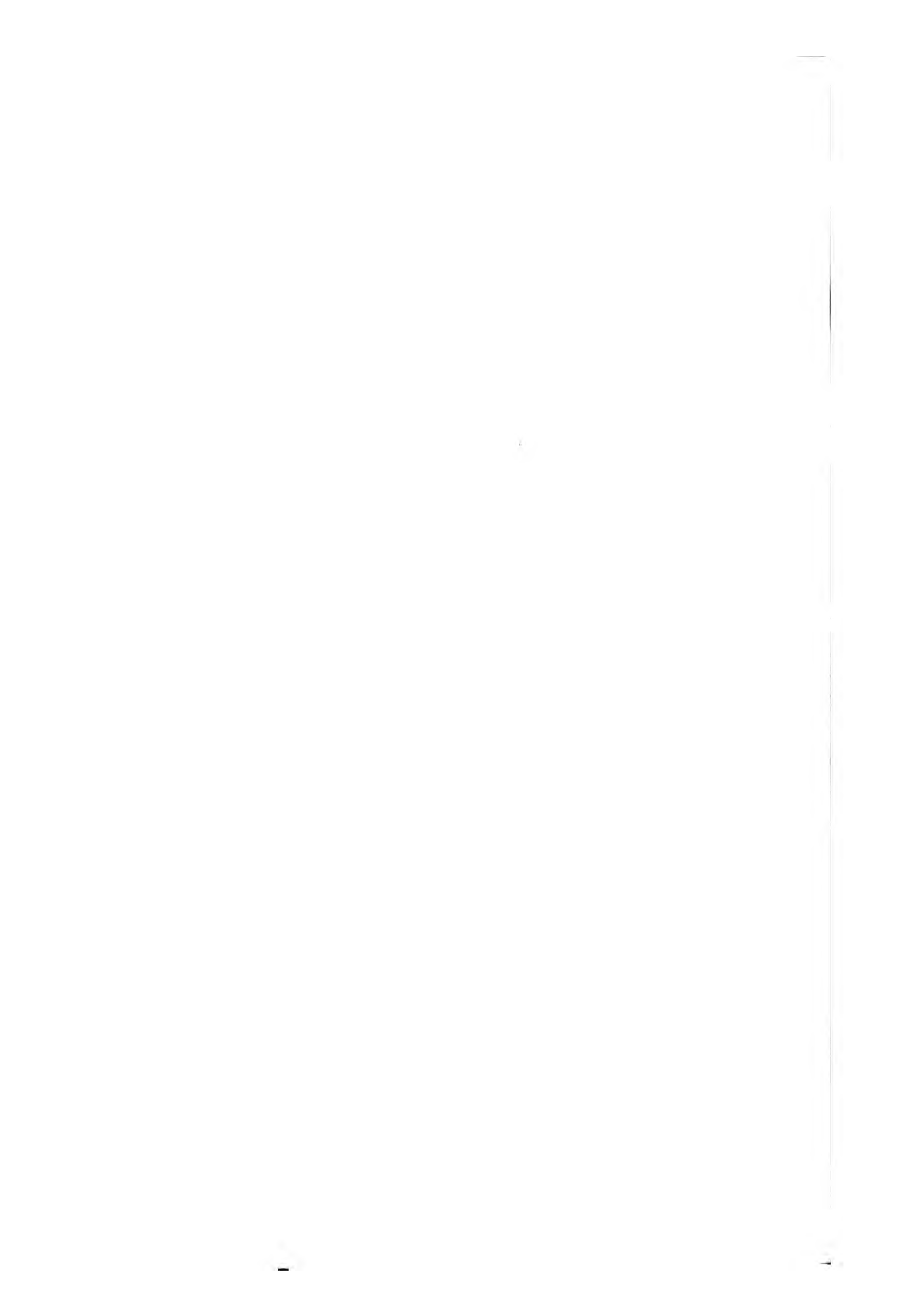




# Ein Überfall

Erzählung eines Freiwilligen  
(1852)

Deutsch von R. v. d. Osten-Sacken



Der Krieg hatte mich stets interessiert. Aber nicht der Krieg im Sinne der Kombinationen großer Feldherren; meine Vorstellung wollte bei der Ergründung solch gewaltiger Operationen versagen: ich konnte sie nicht begreifen. Mich interessierte nur die nackte Tatsache des Krieges — das Töten. Auf welche Weise und unter welchen Gefühlseinflüssen ein Soldat den andern umbringt, war mir interessanter, als die Truppenaufstellung in den Schlachten bei Austerlitz oder Borodino.

Die Zeit lag längst hinter mir, in der ich noch, mit den Händen fuchtelnd, im Zimmer auf und ab lief und mich als Held betrachtete, der unzählige Menschen tötet und zum Lohn dafür den Generalsrang und unsterblichen Ruhm erntet. Mich beschäftigte nur die Frage: unter dem Einfluß welchen Gefühls entschließt sich der Mensch ohne sichtbaren Nutzen, der Gefahr entgegenzugehen und, was noch erstaunlicher ist, seinesgleichen zu töten? Ich wollte immer glauben, es geschehe aus einem Gefühl des Zornes heraus; es ist jedoch unmöglich, anzunehmen, daß alle Kämpfenden stets zornig sind, und so mußte ich das Gefühl der Selbsterhaltung und der Pflicht als Beweggrund gelten lassen.

Was ist Tapferkeit, diese Eigenschaft, die von allen Völkern und zu allen Zeiten so hoch geachtet wird? Wie kommt es, daß man dieser guten Eigenschaft, im Gegensatz zu allen anderen, oftmals bei lasterhaften Menschen begegnet? Kann es denn sein, daß Tapferkeit nur die physische Fähigkeit, kaltblütig Gefahren

zu bestehen, bedeutet? daß man sie in der Weise schätzt, wie etwa eine hohe Gestalt oder einen kräftigen Körperbau?

Kann man denn ein Pferd tapfer nennen, das aus Furcht vor der Peitsche unverzagt in den Abgrund springt, wo es zerschmettert wird? — ein Kind, das, die Bestrafung fürchtend, wagemutig in den Wald läuft, wo es sich verirren wird? — oder ein Weib, das aus Furcht vor Schande ihr Kindchen umbringt und strafrechtlich belangt wird? — oder einen Menschen, der sich aus Ruhmsucht entschließt, seinesgleichen zu töten und Gefahr läuft, selbst erschlagen zu werden?

Man kann eine jede Gefahr auf sich nehmen oder auch nicht, und wenn diese Entscheidung unter dem Einfluß eines edlen oder eines kleinlichen minderwertigen Gefühls getroffen wird, — muß dies dann nicht Tapferkeit oder Feigheit genannt werden? — Das waren Fragen und Zweifel, die mich beschäftigten und zu deren Aufklärung ich die erste Gelegenheit ergreifen wollte, an einem Gefecht teilzunehmen.

Im Jahre 184. lebte ich während des Sommers im Kaukasus in der kleinen Festung N.

Am zwölften Juli trat der Hauptmann Chlopow durch die niedrige Thür in meine Erdhütte herein. Er trug Säbel und Epauletten, ein Aufzug, in dem ich ihn seit meiner Ankunft im Kaukasus noch nie gesehen hatte.

„Ich komme direkt vom Obersten,“ sagte er, meinen fragenden Blick, mit dem ich ihn empfing, beantwortend, — „morgen wird unser Bataillon aufrücken.“

„Wohin?“ fragte ich.

„Nach N. N., dort sollen sich die Truppen versammeln.“

„Dann wird von dort aus wohl ein Vormarsch erfolgen?“

„Offenbar.“

„Wohin? Was glauben Sie?“

„Ach was, glauben! Ich sage Ihnen, was ich weiß. Gestern abend kam ein Tatar, der vom General abgesandt war, angeritten und überbrachte den Befehl, das Bataillon solle heute abmarschieren und für zwei Tage Zwieback mitnehmen. Aber wohin, warum, auf wie lange, das, mein Freund, fragt man nicht; der Marschbefehl genügt.“

„Wenn sie nur für zwei Tage Zwieback mitnehmen, so wird man doch die Truppen nicht länger in Anspruch nehmen!“

„Nun, das will noch nichts bedeuten!“

„Aber, wie denn nur?“ fragte ich erstaunt.

„Nun, so! Als wir nach Dargi marschierten, nahmen wir nur für eine Woche Zwieback mit, und blieben dann fast einen Monat.“

„Werde ich mitgehen dürfen?“ fragte ich nach kurzem Schweigen.

„Sie dürfen wohl, aber mein Rat wäre, daß Sie lieber nicht mitkommen; warum wollen Sie sich in Gefahr begeben?“

„Nein, erlauben Sie mir, Ihren Rat nicht zu befolgen. Einen ganzen Monat bin ich nun schon hier und warte nur auf die Gelegenheit, ein Gefecht mit anzusehen, und Sie verlangen, ich solle sie mir entgehen lassen!“

„Nun, wie Sie wollen; wäre es denn aber wirklich nicht besser, zu bleiben? Sie könnten uns hier erwarten, und auf die Jagd gehen. Wir aber würden mit Gott marschieren. So wäre es wunderschön.“

Er sagte das alles in solch überzeugendem Tone, daß es mir erst wirklich schien, als wäre dies alles wunderschön. Ich erwiderte ihm jedoch mit großer Bestimmtheit, daß ich um keinen Preis zurückbleiben würde.

„Und was werden Sie dort schon viel sehen?“ sagte der Hauptmann, der mich durchaus überzeugen wollte, „wollen Sie vielleicht wissen, wie sich so ein Gefecht abspielt? Dann lesen



Sie doch nur „Das Buch vom Kriege“ von Michailowskij-Danilewskij nach, — das ist ein prächtiges Buch — alles ist darin auf das genaueste beschrieben; wo die einzelnen Korps standen und wie die Schlachten geschlagen werden.“

„Aber dieses interessiert mich gar nicht, ganz im Gegenteil,“ unterbrach ich ihn.

„Nun, und was denn? Offenbar wollen Sie nur sehen, wie man Menschen tötet? — Da war im Jahre 32 so ein Schlachtenbummler hier, ein Spanier, glaube ich; bei zwei Feldzügen war er dabei, und so'nen blauen Mantel hat er getragen . . . schließlich haben sie den Braven aber doch erledigt. Hier, mein Lieber, läßt sich niemand imponieren!“

So peinlich es mir auch war, daß der Hauptmann meine Absichten so schlecht verstand, machte ich dennoch keinen weiteren Versuch, ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

„Na, und war er tapfer?“ fragte ich ihn.

„Das weiß Gott! stets ritt er in der vordersten Reihe, und wo ein Feuergefecht war, — da fehlte er nie.“

„Dann war er also sehr tapfer!“ sagte ich.

„Nein, das heißt doch nicht ‚tapfer sein‘: sich ungebeten in etwas einmengen!“

„Was nennen Sie denn ‚tapfer?‘“

„Tapfer? — tapfer?“ wiederholte der Hauptmann mit dem Ausdrucke eines Menschen, an den eine derartige Frage zum erstenmal herantritt.

Nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, fuhr er fort:

„Tapfer ist der, der sich so benimmt, wie es sich gehört.“

Es fiel mir ein, daß Plato die Tapferkeit als die Erkenntnis dessen definiert, was man fürchten, und was man nicht fürchten soll.

Obwohl die Definition des Hauptmannes zu allgemein gehalten und zu unklar war, kam es mir vor, als sei der Grundgedanke in der Erklärung beider nicht gar so verschieden, wie es im ersten Augenblick erscheinen mochte, ja, als ob sogar die Auslegung des Hauptmannes richtiger sei, als die des griechischen Philosophen.

Wäre es dem Hauptmann gegeben gewesen, sich wie Plato auszudrücken, so würde er wohl gesagt haben: Tapfer ist der zu nennen, der das fürchtet, was zu fürchten ist, und das nicht fürchtet, was man gar nicht zu fürchten braucht. Mich drängte es, dem Hauptmann meine Gedanken zu erläutern.

„Ja,“ sagte ich, mir scheint, daß man jedesmal die Wahl hat, der Gefahr entgegenzugehen, oder nicht. Wird nun die Wahl beispielsweise unter dem Einfluß des Pflichtgefühls getroffen, so ist das Tapferkeit; entscheidet man sich aber unter dem Einfluß eines minderwertigen Gefühls, so nenne ich das Feigheit. Man kann daher unmöglich einen Menschen, der aus Ruhmsucht, Neugierde oder gar aus Habgier sein Leben wagt, ‚tapfer‘ nennen; andererseits wird, wer unter Einfluß des ehrenhaften Gefühls der Pflicht gegen die Familie oder einfach aus Überzeugung die Gefahr meidet, niemals ein Feigling zu nennen sein.“

Während ich sprach, blickte mich der Hauptmann mit einem sonderbaren Ausdruck an; dann erwiderte er, während er seine Pfeife stopfte: „Nun, das kann ich Ihnen so nicht beweisen; da ist aber bei uns ein Fahnenjunker, der liebt sehr zu philosophieren. Sprechen Sie doch mit ihm. Er dichtet auch.“

Ich hatte mich erst im Kaukasus mit dem Hauptmann näher befreundet, kannte ihn jedoch schon von Rußland her. Seine Mutter, Maria Iwanowa Ehlopowa, die ein kleines Gut besaß, lebte nur zwei Werst von meinem Gute entfernt. Vor meiner Abreise nach dem Kaukasus war ich bei ihr. Das alte Mütterchen war sehr

froh, daß ich ihren Paschenka — so nannte sie noch immer den alten, ergrauten Hauptmann — sehen würde, ihm gleichsam als lebender Brief von ihrem Leben und Treiben berichten und ihm ein Bäckchen überbringen könnte.

Nachdem sie mich mit einer prachtvollen Pastete und einem Fleischgericht bewirtet hatte, ging sie in ihr Schlafzimmer; als sie von dort zurückkehrte, hielt sie ein schwarzes, ziemlich großes Amulett in der Hand, an das ein schwarzseidenes Band angenäht war.

„Hier ist unsere liebe heilige Fürsprecherin vom Brennenden Busch,“ sagte sie, küßte, sich bekreuzigend, das Mutter-Gottesbild und legte es mir dann in die Hand.

„Machen Sie sich die Mühe, mein Lieber, und überbringen Sie es ihm! Sehen Sie: als er nach dem Kaukasus abreiste, ließ ich eine Messe für ihn lesen und gelobte, dieses Mutter-Gottesbild anfertigen zu lassen, wenn ‚er‘ lebend und unverfehrt bleiben würde. Nun sind es schon 18 Jahre her, daß die heilige Fürsprecherin und die lieben Heiligen ihn beschützten; keinmal war er verwundet und in was für Schlachten hat er nicht schon gestanden! Wenn mir der Michail, der mit ihm war, davon erzählte, sträubten sich, glauben Sie mir, meine Haare. Und alles, was ich über ihn weiß, habe ich nur durch andere erfahren. Mein Liebling schreibt nie etwas über seine Kämpfe, — er fürchtet sich, mich zu erschrecken.“

(Erst im Kaukasus wurde mir berichtet, und auch nicht von dem Hauptmann selbst, daß er viermal schwer verwundet gewesen sei. Es versteht sich von selbst, daß er der Mutter weder von seinen Verwundungen, noch von seinen Feldzügen jemals etwas schrieb.)

„Ich schicke ihm meinen Segen zusammen mit dem heiligen Gottesbild,“ fuhr sie dann fort. „Er soll es nun stets tragen.“

Die heilige Fürsprecherin wird ihn weiter beschützen, besonders in Gefechten soll er es immer tragen. Sage ihm, lieber Freund: „Deine Mutter hat es so gewollt.“ Ich versprach ihr, den Auftrag auf das peinlichste zu erfüllen.

„Ich weiß, Sie werden ihn lieb gewinnen, meinen Paschenka,“ — begann das alte Mütterchen wieder — „er ist ein so prächtiger Mensch! Glauben Sie mir, es vergeht kein Jahr, ohne daß er mir Geld schickt. Auch der Annuschka, meiner Tochter, hilft er viel. Und alles nur von seinem Gehalt!“ Dann schloß sie mit Tränen in den Augen: „Ewig werde ich Gott danken, daß er mir einen solchen Sohn geschenkt hat.“

„Schreibt er ihnen oft?“ fragte ich.

„Nur selten, mein Lieber; vielleicht einmal im Jahre, und auch nur, wenn er Geld schickt, fügt er ein Wörtchen hinzu; sonst nicht. Mütterchen, wenn ich nicht schreibe, sagte er, so bedeutet das: ich bin am Leben und gesund; und wenn mir — Gott verhüte — etwas zustoßen sollte, wird man's dir auch ohne mich schreiben.“

Als ich dem Hauptmann das Geschenk seiner Mutter übergab (es war in meiner Wohnung) erbat er sich ein Stückchen Einschlagpapier, wickelte das Amulett behutsam hinein und steckte es ein.

Ich erzählte ihm nun ausführlich von dem Leben seiner Mutter; er schwieg. Als ich geendigt hatte, ging er still in eine Ecke meines Zimmers und stopfte sich dort auffallend lange die Pfeife.

„Eja, sie ist eine prächtige Alte,“ rief er dann mit etwas dumpfer Stimme aus der Ecke herüber. „Ob Gott uns noch ein Wiedersehen schenken wird?“

Aus diesen einfachen Worten sprach unendlich viel Liebe und Wehmut.

„Warum dienen Sie eigentlich hier?“ fragte ich ihn.

„Man muß doch dienen,“ antwortete er voll Überzeugung.

„Sie müßten nach Rußland gehen, da wären Sie sich doch näher.“

„Nach Rußland? Nach Rußland?“ wiederholte mit traurigem Lächeln, ungläubig den Kopf schüttelnd, der Hauptmann. „Hier tauge ich schließlich noch zu was, in Rußland dagegen würde ich der letzte Offizier sein. Auch muß man doch zugeben, daß für unsereinen, einen armen Schlucker, das doppelte Gehalt etwas zu bedeuten hat.“

„Ist es denn möglich, Paul Iwanowitsch, daß Sie bei ihrer Lebensweise nicht mit dem gewöhnlichen Gehalt auskommen?“ fragte ich.

„Reicht denn das doppelte etwa aus?“ fuhr der Hauptmann auf. „Sehen Sie sich doch nur unsere Offiziere an! Hat einer von ihnen einen Kupfergroschen übrig? Alle müssen sie sich bei dem Marktender was ankreiden lassen; alle stecken sie bis über die Ohren in Schulden. Sie sagen: ‚bei meiner Lebensweise!‘ Bleibt mir denn bei meiner Lebensweise etwas von meinem Gehalt übrig? Nicht ein Groschen! Sie kennen die hiesigen Preise noch nicht, hier ist alles dreimal so teuer!“

Der Hauptmann lebte äußerst sparsam. Er spielte keine Karten, zechte selten und rauchte ganz einfachen Tabak, den er nicht „Tjüt-jün“, sondern, wer weiß warum? „Sambrotalischen Tabak“ nannte.

Schon vordem hatte mir der Hauptmann sehr gefallen; er war eine jener schlichten, ruhigen russischen Naturen, denen man gerne und mühelos gerade in die Augen blickt. Nach jenem Gespräch jedoch empfand ich aufrichtige Achtung für ihn.

Am folgenden Tage holte mich der Hauptmann um 4 Uhr morgens ab. Er trug einen alten abgeriebenen Überrock ohne Epauletten, weite lesgghische Beinkleider, eine kleine weiße Lammsfellmütze mit gelb gewordenen und herabhängenden Haaren und einen unansehnlichen asiatischen Säbel über der Schulter, von solch jämmerlichem Aussehen, wie man ihn nur bei armen Offizieren und kleinrussischen Ansiedlern antrifft, die sich auf eigene Kosten ausrüsten. Der kleine weiße Gaul, auf dem er ritt, schritt, den Kopf hängen lassend und fortwährend mit dem dünnen Schwanz um sich schlagend, in kurzem Paßgang dahin. — Trotz des weder kriegerischen noch schönen Außern des Hauptmannes lag eine solche Gleichgültigkeit gegen die Umgebung in seiner Erscheinung ausgedrückt, daß er unwillkürlich Achtung einflößte.

Ich ließ ihn keine Minute warten, saß auf, und wir ritten zusammen zu den Toren der Festung hinaus.

Das Bataillon war uns schon an die zweihundert Faden <sup>1)</sup> voraus und erschien uns wie eine schwarze, dichte, schwankende Masse. Daß dies die Infanterie sein mußte, konnte man nur aus den langen, dicht neben einander emporstarrenden Nadeln der Bajonette erraten.

Ab und zu trafen das Ohr auch die Laute eines Soldatenliedes, einer Trommel und die herrliche Tenorstimme des Vorgesängers der sechsten Kompanie, an der ich mich in der Festung schon mehr als einmal erfreut hatte.

Der Weg führte durch die Mitte einer breiten tiefen Schlucht, an dem Ufer eines kleinen Fließchens entlang, das um diese Zeit „Mutwillen trieb“, d. h. Hochwasser führte. — Schwärme wilder

---

<sup>1)</sup> Russisches Längenmaß. Anm. des Herausgebers.

Tauben tummelten sich an den Ufern. Bald ließen sie sich am steinigen Rande nieder, bald machten sie in der Luft Wendungen, beschriebene geschwind Kreise und entchwanden unseren Blicken. Die Sonne war noch nicht sichtbar, aber der rechte Rand der Schlucht wurde hoch oben schon hell. Die grauen und weißlichen Steine, das gelblichgrüne Moos, das taubesprengte Kreuzdorn-, Mispel- und Korkulmengesbüch traten ungemein deutlich und scharf im klaren, goldigen Licht des Sonnenaufganges hervor. Dagegen war die andere Seite und der Hohlweg selbst, den dichte, in ungleichen rauchigen Schwaden dahinwallende Nebelschichten bedeckten, feucht und düster, und stellte ein undefinierbares Gemisch von Farben dar: blassem Lila, fast völligem Schwarz, dunklem Grün und Weiß. Gerade vor uns sah man am dunkelblauen Horizont außergewöhnlich klar die grellweißen mattglänzenden Massen der Schneeberge mit ihren wunderlichen, aber bis in ihren kleinsten Teilen noch formschönen Schatten und Linien. Grillen, Heuschrecken und tausende anderer Insekten erwachten im hohen Grase und erfüllten die Luft ununterbrochen mit ihren hellklingenden Lauten; es schien, als tönten einem unzählige winzige Glöckchen in den Ohren. Die Luft roch nach Wasser, Gras und Nebel — mit einem Worte — es duftete nach einem frühen herrlichen Sommermorgen.

Der Hauptmann schlug Feuer und zündete sich seine Pfeife an. Der Geruch des „Sambrotalischen Tabaks“ und des Feuerschwamms erschien mir ungewöhnlich angenehm.

Wir ritten auf einem Seitenwege dahin, um die Infanterie schneller einzuholen.

Der Hauptmann schien nachdenklicher als sonst; er nahm sein daghestanisches Pfeifchen nicht aus dem Munde, und gab seinem Pferde, das, sich von einer Seite auf die andere schaukelnd, im feuchten hohen Grase eine kaum merkliche dunkelgrüne

Spur hinterließ, bei jedem Schritte mit seinen Fersen einen Stoß.

Dicht vor den Hufen des Pferdes stieg mit Geschrei und jenem Flügelschwirren, das jeden Jäger unwillkürlich erzittern läßt, ein Fasan auf und flog langsam in die Höhe. Der Hauptmann schenkte ihm nicht die geringste Beachtung.

Wir hatten das Bataillon schon fast eingeholt, als hinter uns der Hufschlag eines heransprengenden Pferdes hörbar wurde.

Im selben Augenblick galoppierte ein sehr hübscher junger Mann im Offiziersrock und hoher weißer Lammfellmütze an uns vorüber. Als er an unserer Seite war, lächelte er, nickte dem Hauptmann zu und schwang die Peitsche . . .

Ich konnte nur noch bemerken, daß er mit einer besonderen Anmut im Sattel saß und die Zügel hielt, daß er schöne schwarze Augen, ein feingeformtes Näschen und ein sich kaum andeutendes Schnurrbärtchen hatte. Es gefiel mir besonders an ihm, daß er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, als er das Wohlgefallen bemerkte, das wir an ihm empfanden. Aus diesem Lächeln allein konnte man darauf schließen, daß er noch sehr jung war.

„Ja, wohin sprengt er denn?“ murmelte der Hauptmann mit unzufriedenem Ausdruck vor sich hin, ohne die Peise aus dem Munde zu nehmen.

„Wer ist das?“ fragte ich ihn.

„Der Fähnrich Alanin — ein Subalternoffizier meiner Kompanie . . . Er ist erst vergangenen Monat aus dem Korps hier eingetroffen.“

„Er macht wohl zum ersten Male ein Gefecht mit?“ sagte ich.

„Darüber freut er sich auch so!“ antwortete der Hauptmann, gedankenvoll den Kopf schüttelnd. — „Die Jugend!“ —

„Wie soll man sich denn da nicht freuen! Ich begreife, daß es für einen jungen Offizier sehr interessant sein muß.“



Der Hauptmann schwieg einige Minuten.

„Darum sage ich eben: die Jugend!“ fuhr er mit tiefer Stimme fort. „Wie kann man sich auf etwas freuen, was man nicht kennt; wer öfter mit dabei gewesen ist, freut sich nicht mehr! Wir sind jetzt, sagen wir, zwanzig Offiziere, die mitziehen; irgend-einer wird gewiß fallen oder verwundet werden — das ist ganz sicher — heute ich — morgen er — übermorgen ein dritter — also, worüber sollte man sich da freuen?“

3

Raum war die grell leuchtende Sonne hinter dem Berge aufgegangen und mit ihren Strahlen in das Tal, durch das wir ritten, gedrungen, so teilten sich auch schon die welligen Nebelwolken, und es begann heiß zu werden.

Die Soldaten marschierten, mit ihren Gewehren und Gepäcksäcken auf dem Rücken, langsam auf dem staubigen Wege dahin. In ihren Reihen konnte man hin und wieder Gespräche in kleinrussischer Sprache und Gelächter vernehmen. Einige alte Soldaten in weißen Kitteln, meistens Unteroffiziere, marschierten, die Pfeife im Munde, an der Seite des Weges und unterhielten sich in ruhiger und gesetzter Weise miteinander. Die mit drei Pferden bespannten und hochbeladenen Fuhrn bewegten sich nur schrittweise vorwärts und ließen dichte, unbewegliche Staubwolken hinter sich. Die Offiziere ritten voraus. Einige vollführten die bekannten Reiterkunststücke: sie versetzten ihren Pferden einige Peitschenhiebe, ließen sie etwa vier Sprünge machen, um sie dann plötzlich mit umgewandtem Kopfe zum Stehen zu bringen. Andere wieder beschäftigten sich mit den Liedersängern, die trotz der drückenden Hitze unermüdlich ein Lied nach dem andern ertönen ließen. Ungefähr hundert Faden weit vor der Infanterie erblickte man unter den berittenen Tataren einen hoch-

gewachsenen und hübschen Offizier, in asiatischer Tracht, auf einem großen, weißen Pferde. Er war im ganzen Regiment als ein bis zur Tollkühnheit tapferer Mann bekannt; auch hieß es, es mache ihm nichts aus, jedem beliebigen Menschen, und sei er noch so vornehm, die bitterste Wahrheit ins Gesicht zu schleudern. Seine Kleidung bestand aus einem schwarzen betrefsten Tataren-Leibroß (Beschmet), ebensolchen Gamaschen, enganliegenden Stiefeln, einem gelbem Überroß (Tscherkeska) und einer hohen, in den Nacken geschobenen Fellmütze (Papacha). — Auf Brust und Rücken trug er silberne Tressen, darüber den Pulverbehälter und eine Pistole auf dem Rücken; eine andere Pistole und ein Dolch in silberner Fassung hingen am Gürtel. Außer allen diesen Gegenständen trug er einen Säbel in roter betrefster Saffianscheide, den er sich umgeschnallt hatte, und über der Schulter ein Gewehr in schwarzem Überzug. Seine Kleidung, die Art, wie er im Sattel saß, seine ganze Haltung und überhaupt alle seine Bewegungen verrieten, daß er sich bemühte, einem Tataren ähnlich zu sehen. Er sprach sogar mit den Tataren, die neben ihm ritten, in einer mir unbekanntem Sprache, aber nach den zweifelnden, spöttischen Blicken, die die letzteren miteinander tauschten, schien es mir, daß sie ihn nicht verstanden. Es war einer unserer jungen, verwegenen Dshigiten, Offiziere, die sich nach Marlinskij's und Lermontow's Typen gebildet hatten. Diese Leute sehen den Kaukasus nicht anders, als durch das Prisma „der Helden unserer Zeit“, „Mulla Nurs“ usw. an; in allen ihren Handlungen lassen sie sich nicht durch die eigenen Neigungen leiten, sondern durch diese Vorbilder.

Unser Leutnant zum Beispiel liebte vielleicht die Gesellschaft anständiger Frauen und angesehenen Männer — Generäle, Obersten, Adjutanten —, ich bin sogar überzeugt, daß er diese Gesellschaft sehr liebte, weil er im höchsten Grade eitel war —, aber

er hielt es für seine unbedingte Pflicht, sich allen angesehenen Persönlichkeiten von seiner rauhen Seite zu zeigen, wobei er sich allerdings in seiner Grobheit sehr mäßigte.

Wenn zum Beispiel in der Festung eine Dame erschien, hielt er es für seine Pflicht, in Begleitung seiner tatarischen Freunde, nur mit einem roten Hemde und Stiefeln angetan, die die nackten Waden frei ließen, an ihrem Fenster vorbei zu gehen und dabei möglichst laut zu schreien und zu schelten —, aber alles das nicht in dem Wunsche, sie zu beleidigen, als vielmehr um zu zeigen, was für prachtvolle weiße Beine er habe, und wie man sich in ihn verlieben könne, wenn er es nur selber darauf anlegte.

Oder er ging oft mit einigen friedlichen Tataren nachts in die Berge und versteckte sich am Wege, um feindlichen Tataren aufzulauern und sie im Vorbeitreten zu töten, obgleich ihm das Herz mehr als einmal sagte, daß dazu keine Kühnheit erforderlich sei. Er hielt sich eben für verpflichtet, andere Leute, in denen er sich angeblich aus irgendeinem Grunde getäuscht hatte, und die er, wie er sagte, verachtete und haßte, dafür leiden zu lassen. Er trennte sich nie von zwei Dingen: einem riesigen Heiligenbild, das er am Halse und einem Dolch, den er über dem Hemde trug, und mit dem er sich sogar schlafen legte. Er war aufrichtig überzeugt, daß er Feinde habe.

Es war für ihn das größte Vergnügen, sich einzureden, daß er an jemand Rache nehmen und Beleidigungen mit Blut abwaschen müsse. Er war davon durchdrungen, daß die Gefühle des Hasses, der Rache und der Verachtung gegen die Menschen die erhabensten Gefühle voll höchster Poesie seien. Aber seine Geliebte, natürlich eine Escherkessin, die ich nachher öfters sah, erzählte mir, daß er der gutmütigste und sanfteste Mensch sei, und daß er jeden Abend, nachdem er seine düsteren

Aufzeichnungen gemacht hatte, auf liniertem Papier seine Einnahmen und Ausgaben eintrug und auf den Knien zu Gott betete.

Wieviel hatte er schon gelitten, um nur vor sich selbst so zu erscheinen, wie er dies gern wollte! Denn seine Kameraden und die Soldaten brachten ihm nicht das Verständnis entgegen, das für ihn ein Bedürfnis war!

Während einer der nächtlichen Unternehmungen mit seinen tatarischen Freunden war es ihm gelungen, einen feindlichen Tschetschenzen durch einen Schuß am Bein zu verwunden und gefangen zu nehmen. Dieser Tschetschenze lebte nachher sieben Wochen bei dem Leutnant, der ihn behandelte und wie seinen besten Freund pflegte. Als er wieder gesund war, entließ er ihn mit vielen Geschenken. Späterhin, als der Leutnant während einer Unternehmung sich mit seiner Schützenkette, fortwährend schießend vor dem Feinde zurückzog, hörte er, wie jemand auf der Feindeseite ihn beim Namen rief; sein verwundeter Freund ritt vor und forderte ihn durch Zeichen auf, dasselbe zu tun. Der Leutnant ritt auf seinen Freund zu und schüttelte ihm die Hand. Die Bergbewohner machten in einiger Entfernung halt und schossen nicht, aber kaum hatte der Leutnant sein Pferd umgewandt, als einige Leute auf ihn feuerten und eine Kugel ihn unterhalb des Rückens streifte. Ein andermal habe ich selbst gesehen, wie in der Festung nachts ein Feuer wütete und zwei Kompanien Soldaten es löschten. Plötzlich erschien mitten in der Menge, beleuchtet von den roten Flammen der Feuerbrunst die hohe Gestalt eines Menschen auf einem Rappen. Sie trieb die Menge auseinander und ritt dicht ans Feuer heran. Dann sprang der Leutnant vom Pferde und lief in das an einer Seite brennende Haus hinein. Nach fünf Minuten kam er mit verfangenen Haaren und Brandwunden am Ellbogen von dort her-

aus und trug zwei Täubchen an der Brust, die er aus dem Feuer gerettet hatte.

Er hieß Rosenkranz: er sprach oft von seiner Abstammung, führte sie in irgendeiner Weise bis auf die Waräger zurück und wollte durchaus beweisen, daß er und seine Vorfahren Vollblutrussen seien.

4

Die Sonne hatte die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, ihre brennend heißen Strahlen durchschnitten die erhitzte Luft und trafen die trockene Erde. Der dunkelblaue Himmel war völlig rein, nur der Fuß der Schneeberge begann sich hinter blaßvioletten Wolken zu verhüllen. Die unbewegte Luft schien mit einer Art durchsichtigem Staub erfüllt; es wurde unerträglich heiß.

In der Mitte des Weges an einem Bächlein angelangt, machten die Truppen Rast. Die Soldaten stellten ihre Gewehre zusammen und stürzten zum Bach. Der Bataillonskommandeur setzte sich im Schatten auf eine Trommel und traf mit einigen Offizieren Anstalten, einen Imbiß zu nehmen, wobei sein volles Gesicht durchaus die Würde seines Ranges bewahrte; der Hauptmann legte sich unter dem Kompaniewagen ins Gras; der tapfere Leutnant Rosenkranz und noch einige andere junge Offiziere lagerten sich auf ausgebreiteten Filzmänteln und rüsteten sich zu einer Becherei, worauf man nach den neben ihnen aufgestellten Fläschchen und Flaschen und dem besonderen Eifer der Liedersänger schließen mußte. Diese standen im Halbkreise vor ihnen und sangen und piffen ein kaukasisches Tanzlied nach lesgbischer Melodie dazu:

Schamyl wollte sich empören  
In vergangenen Jahren —  
Trai-ra, ra-ta-ta  
In vergangenen Jahren.

Unter diesen Offizieren befand sich auch der junge Fähnrich, der uns am Morgen überholt hatte. Er war sehr spaßig anzusehen; seine Augen glänzten, seine Zunge war schwer und versagte ihm den Dienst; er wollte alle küssen und versicherte jedem seine Liebe. — Armer Junge! Er wußte noch nicht, daß man in einem solchen Zustande lächerlich erscheinen kann; daß die Offenheit und Zärtlichkeit, mit der er sich allen aufdrängte, nicht die ersehnte Zuneigung, sondern nur den Spott der anderen hervorrufen würde; — auch war ihm nicht bewußt, daß er, als er sich endlich mit feuerrotem Gesicht auf seinen Mantel niederließ und auf die Hand gestützt, die dichten schwarzen Haare zurückwarf, außerordentlich liebenswürdig ausah. Mit einem Wort, alle fühlten sich wohl, vielleicht außer einem Offizier, der unter einem Kompaniewagen saß. Er hatte an einen Kameraden sein Reitpferd verspielt und sich verpflichtet, es ihm nach der Rückkehr zum Stabe zu übergeben; nun suchte er ihn vergeblich zu überreden, doch noch um ein Kästchen zu spielen, das er, wie alle bestätigen könnten, bei einem Juden für 30 Silberrubel gekauft hätte, jetzt aber, weil er im Druck wäre, nur mit 15 Rubel bewerten wolle. Sein Partner blickte nachlässig in die Ferne, wich beharrlich einer Antwort aus und sagte schließlich, daß er schrecklich schläfrig sei. —

Ich gestehe, daß mir, seitdem ich die Festung verlassen und mich zur Teilnahme an einem Gefecht entschlossen hatte, unwillkürlich düstere Gedanken in den Sinn kamen; da wir nun alle geneigt sind, andere nach uns selbst zu beurteilen, hörte ich mit Interesse auf die Gespräche der Soldaten und Offiziere und studierte aufmerksam den Ausdruck ihrer Gesichter; aber bei keinem von ihnen konnte ich auch nur den geringsten Schatten jener Unruhe, die ich selbst empfand, bemerken. Scherze, Gelächter, Erzählungen, Spiele, Bechereien — das alles verriet eine

allgemeine Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die bevorstehende Gefahr. Es war fast so, als ob gar nicht damit zu rechnen sei, daß es manchem nicht beschieden wäre, auf demselben Wege zurückzukehren und als ob alle diese Menschen schon längst mit dieser Welt abgeschlossen hätten. Was war das nun: Entschlossenheit, Gewöhnung an die Gefahr, Unüberlegtheit und Gleichgültigkeit gegen das Leben? Oder bilden alle diese und andere, mir unbekannt Ursachen zusammen eine einzige komplizierte, aber mächtige moralische Triebfeder der menschlichen Natur, die man „Esprit de corps“, Standesgeist, nennt? — Stellt dieses undefinierbare Statut nicht den Gesamtausdruck aller Tugenden und Fehler der Menschen dar, die unter irgend welchen ständig gleichbleibenden Umständen miteinander vereinigt sind? Unterwirft sich nicht jedes neue Mitglied unwillkürlich und ohne zu murren diesem Statut, das sich nicht mit den Menschen ändert? Wie die einzelnen Menschen auch sein mögen, die Gesamtsumme der menschlichen Neigungen ist und bleibt immer und überall dieselbe.

5

Gegen die siebente Abendstunde rückten wir staubig und müde durch das breite befestigte Thor in die Festung N. N. ein. Die Sonne ging unter und warf schräge rosafarbene Strahlen auf die malerischen kleinen Batterien, auf die Gärten mit den hohen Pappeln rings um die Festung, auf die bestellten gelbschimmernden Felder und die weißen Wolken, die sich um die Schneeberge ballten, und die, als wollten sie diese nachahmen, eine ebenso wunderliche und hübsche Kette bildeten. Am Horizont ging der frische Halbmond wie ein durchsichtiges Wölkchen auf. Dort rief ein Tatar vom Dache einer Hütte die Gläubigen zum Gebet, und unsere Liedersänger ließen ihre Weisen mit erneuter Schneidigkeit und Energie erklingen.

Nachdem ich mich ein wenig erholt und zurecht gemacht hatte, begab ich mich zu dem mir befreundeten Adjutanten, um ihn zu bitten, er solle dem General von meiner Absicht Meldung erstatten. Auf dem Wege aus der Vorstadt, in der ich abgestiegen war, sah ich in der Festung N. N. etwas, was ich durchaus nicht erwartet hatte. — Eine niedliche zweisitzige, kleine Kutsche, aus der ein modernes Hütchen hervorschaute und eine Unterhaltung in französischer Sprache ertönte, überholte mich. Aus einem geöffneten Fenster des Kommandantenhauses erklangen die Töne irgendeiner Lieschen- oder Katharinen-Polka, die auf einem schlechten verstimmten Klavier gespielt wurde. In der Schenke, an der ich vorbeiging, saßen einige Schreiber bei einem Glase Wein mit Zigaretten in der Hand, und ich hörte, wie einer zum anderen sagte: „Aber erlauben Sie, was die Politik anbetrifft, ist Marja Grigorjewna bei uns unter allen Damen die erste.“ — Ein Jude in gebeugter Stellung und schäbigem Rock und mit krankem Gesichtsausdruck drehte einen quietschenden, zerbrochenen Leierkasten und durch die ganze Vorstadt ertönte das Finale aus der „Lucia“. — Zwei Frauenzimmer in rauschenden Kleidern und seidnen Kopftüchern, mit grellfarbigen Sonnenschirmen in den Händen, gingen leichten Ganges auf dem Trottoir aus Brettern an mir vorüber. — Zwei Mädchen, das eine in rosafarbenem, das andere in blauem Kleide, standen ohne Hut vor dem Erdwall eines niedrigen Häuschens und brachen in ein hellklingendes geziertes Lachen aus, offenbar in der Absicht, die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Offiziere auf sich zu lenken. — Offiziere in neuen Überröcken, weißen Handschuhen und glänzenden Epauletten stolzierten auf den Straßen und auf dem Wall umher.

Ich fand meinen Bekannten im unteren Geschos des Generalshauses. Kaum hatte ich ihm meinen Wunsch vorgetragen, und



die Antwort erhalten, daß dieser sehr wohl erfüllt werden könne, als am Fenster, an dem wir saßen, die vorhin von mir bemerkte Kutsche vorbeirasselte. Ein hochgewachsener, schlanker Mann in Infanterieuniform mit Majorsepauletten entstieg ihr und ging zum General hinein.

„Entschuldigen Sie mich, bitte,“ sagte der Adjutant zu mir, indem er aufstand, „ich muß unbedingt dem General Meldung erstatten.“

„Wer ist denn da angekommen?“ fragte ich.

„Die Gräfin,“ antwortete er und lief hinauf, während er sich den Rock zuknöpfte.

Nach einigen Minuten trat ein nicht sehr hochgewachsener, aber sehr schöner Mann in einem Überrock ohne Epauletten, mit einem weißen Kreuz im Knopfloch auf die Außentreppe hinaus. Nach ihm erschienen der Major, der Adjutant und noch zwei Offiziere. Der Gang, die Stimme und alle Bewegungen des Generals ließen auf einen Menschen schließen, der seinen hohen Wert sehr wohl kennt.

„Bonsoir, madame la comtesse,“ sagte er, ihr die Hand durch das Fenster der Kutsche reichend. — Ein Händchen in einem Glacéhandschuh drückte seine Hand, und ein niedliches, lächelndes Gesichtchen unter einem gelben Hütchen zeigte sich am Fenster.

Von dem ganzen Gespräch, das einige Minuten dauerte, hörte ich im Vorbeigehen nur, wie der General lächelnd sagte:

„Vous savez, que j'ai fait voeu de combattre les infidèles, prenez donc garde de le devenir.“

In der Kutsche lachte jemand auf. „Adieu donc, cher general.“

„Non, à revoir,“ sagte der General, indem er die Stufen der Treppe hinaufstieg. „N'oubliez pas, que je m'invite pour la soirée de demain.“

Die Kutsche rasselte weiter, und der General trat mit dem Major ins Empfangszimmer.

Als er an der offenen Thür des Adjutantenzimmers vorbeiging, warf er einen Blick auf meine nicht mit einem Waffenrock bekleidete Gestalt, und lenkte gnädigst seine Aufmerksamkeit auf mich. Nachdem er sich meine Bitte angehört hatte, erklärte er sich vollkommen einverstanden und kehrte in sein Kabinett zurück.

„Das ist wieder einmal ein Mensch,“ — dachte ich auf dem Heimwege —, „der alles hat, wonach ein Russe strebt: Rang, Ansehen, Reichthum — und dieser Mensch scherzt vor dem Kampf, dessen Ausgang Gott allein kennt, mit einer hübschen Frau und verspricht ihr, am nächsten Tage bei ihr Tee zu trinken, gerade, als ob er sie auf einem Ball getroffen hätte.“ — Ich erinnerte mich der Unterhaltung einiger Tataren, bei der die Meinung geäußert wurde, daß nur ein armer Mensch tapfer sein könne, „ist einer reich geworden, so ist er auch feige,“ sagten sie, womit sie eine allgemeine und unabänderliche Regel aufstellen wollen, jedoch durchaus nicht die Absicht haben, ihre Brüder zu kränken.

Der General konnte zugleich mit dem Leben weit mehr verlieren, als alle jene, die ich näher zu beobachten Gelegenheit hatte, aber niemand zeigte eine so lebenswürdige, graziöse Sorglosigkeit und Zuversicht wie gerade er. Meine Begriffe von Tapferkeit verwirrten sich endgültig.

Hier, d. h. bei dem Adjutanten traf ich auch einen Menschen, der mich in noch größeres Erstaunen versetzte: das war ein junger Leutnant des R'schen Regiments, der allen durch seine fast weibliche Sanftmut und Schüchternheit auffiel. Jetzt war er zum Adjutanten gekommen, um seinem Ärger und Unwillen über die Menschen Luft zu machen, die angeblich gegen ihn intriguiert hatten, um seine Kommandierung zum bevorstehenden Gefecht zu hintertreiben. Er sagte, es sei eine Gemeinheit, so zu handeln,

es sei nicht kameradschaftlich, er würde es ihnen nicht vergessen usw. Ich gab mir die größte Mühe, seinen Gesichtsausdruck zu ergründen, hörte gespannt auf den Ton seiner Stimme und mußte mich schließlich davon überzeugen, daß er sich durchaus nicht verstellte, sondern tief empört und betrübt darüber war, daß man ihm nicht gestatten wollte, mitzugehen, auf die Tscherkessen zu schießen und sich ihrem Feuer auszusetzen. Er war so betrübt, wie ein Kind es zu sein pflegt, wenn man es soeben ungerechterweise gezüchtigt hat . . . Ich verstand ganz und gar nichts mehr.

6

Um zehn Uhr abends sollten die Truppen ausrücken. Um halb neun Uhr stieg ich aufs Pferd und ritt zum General; allein in der Voraussetzung, daß er und der Adjutant beschäftigt sein würden, machte ich auf der Straße halt, band mein Pferd an den Zaun und setzte mich auf einen Erdhaufen, um dem General gleich nach seinem Aufbruch nachzureiten.

Die Hitze und der Glanz der Sonne waren schon der nächtlichen Kühle und dem blassen Lichte des Neumondes gewichen, der am dunkelblauen Sternenhimmel einen mattleuchtenden Halbkreis um sich bildete und bereits unterzugehen begann; in den Fenstern der Häuser und den Ladenritzen der Erdhütten leuchteten Lichter auf. Hinter den geweißten, vom Mondschein beleuchteten, schilfgedeckten Erdhütten ragten am Horizont die hohen Bappeln empor und erschienen jetzt noch höher und schwärzer.

Die langen Schatten der Häuser, Bäume und Zäune hoben sich anmutig vom hellen, staubigen Wege ab . . . Am Fluß schrien unaufhörlich die Frösche<sup>1)</sup>.

Auf den Straßen hörte man hie und da eilige Schritte und

---

<sup>1)</sup> Im Kaukasus bringen die Frösche Töne hervor, die mit dem Quaken der russischen Frösche nichts gemein haben.

Stimmen von Menschen, oder das Galoppieren eines Pferdes; aus der Vorstadt drangen bisweilen die Töne einer Drehorgel herüber, die das Lied „Es wehen die Winde“ oder irgendeinen „Aurorawalzer“ spielte.

Ich möchte nicht erzählen, worüber ich nachdachte. Erstens wäre es mir peinlich, die düsteren Gedanken offen zum Ausdruck zu bringen, die sich meiner Seele in ununterbrochener Kette aufdrängten, während ich ringsumher nichts als Fröhlichkeit und Freude entdeckte; dann aber paßt das auch nicht in meine Erzählung hinein. Ich war so in Nachdenken versunken, daß ich gar nicht merkte, wie die Uhr elf schlug und der General mit seinem Gefolge an mir vorbeiritt. Eilig saß ich auf und begann der Kolonne nachzujagen.

Die Nachhut war noch vor dem Tor der Festung. Mit Mühe bahnte ich mir auf der Brücke einen Weg durch die zusammengedrängten Geschütze, Munitionswagen, Kompaniefuhren und laut kommandierenden Offiziere. Nachdem ich das Tor passiert hatte, ritt ich im Trabe an den eine Werst weit sich hinziehenden Reihen der langsam in der Dunkelheit marschierenden Soldaten vorbei, und holte den General ein. Als ich an der Artillerie, deren Geschütze eines hinter dem anderen herfuhren, und den zwischen ihnen dahinreitenden Offizieren vorbeikam, schlug mitten in der stillen und feierlichen Harmonie wie ein beleidigender Mißton eine Stimme mit deutschem Tonfall an mein Ohr: „Artillerist, reich mir einen Luntenstock!“ Schnell rief ein Soldat: „Leutnant Schewtschenko will Feuer haben!“

Der Himmel hatte sich zum größten Teil mit dunkelgrauen Wolken bezogen, nur hin und wieder blinkten zwischen ihnen mattglänzende Sterne durch. Der Mond war schon hinter der nahen Kette der schwarzen Berge, die sich auf der rechten Seite erhoben, verschwunden und warf ein blaßes und zitterndes Licht

auf ihre Gipfel, das scharf von der undurchdringlichen Dunkelheit am Fuß der Berge abstach. Es war warm und so still, daß sich nicht ein Hälmdchen und nicht ein Wölkchen zu bewegen schienen. Die Finsternis war so groß, daß man in nächster Nähe keinen Gegenstand erkennen konnte; an den Rändern des Weges glaubte ich bald Felsen, bald Tiere oder seltsame Menschen zu sehen, und ich erkannte erst, daß es Büsche waren, als ich das Rauschen der Blätter hörte und den frischen, auf ihnen liegenden Tau verspürte.

Vor mir sah ich eine dichte, schwarze, schwankende Wand, hinter der sich einige Flecken bewegten: das waren die Vorhut der Reiterei und der General mit seinem Gefolge. Um uns bewegte sich eine ebensolche dunkle Masse, die aber niedriger war als die erste: das war die Infanterie.

In der ganzen Abteilung herrschte eine solche Stille, daß alle zusammenfließenden geheimnisvollen, schönen Laute der Nacht deutlich zu vernehmen waren: das entfernte, schwermütige Heulen der Schakale, das bald einem verzweifelten Weinen, bald einem Gelächter glich, der helle, eintönige Gesang der Grillen, Frösche und Wachteln, ein sich näherndes dumpfes Getöse, dessen Ursache ich mir gar nicht erklären konnte, und alle jene nächtlichen, kaum hörbaren Bewegungen der Natur, die man weder verstehen noch näher bestimmen kann, vereinigten sich zu einem vollen schönen Akkord, den wir die Stille der Nacht nennen. Diese Stille wurde unterbrochen, nein — sie verschmolz mit dem dumpfen Aufschlag der Pferdehufe und dem Rascheln des hohen Grases, Geräusche, die durch die langsam sich fortbewegende Abteilung hervorgerufen wurden.

Nur selten ward in den Reihen der Klang eines schweren Geschützes, das Klirren aneinanderstoßender Bajonette, eine leise geführte Unterhaltung oder das Wiehern eines Pferdes

hörbar. Am Geruch des saftigen feuchten Grases, das sich unter den Füßen der Pferde niederlegte, an dem leichten Dampf, der sich über der Erde erhob, und an dem zu beiden Seiten offenen Horizont konnte man erraten, daß wir auf einer weiten prächtigen Wiese dahinmarschierten.

Die Natur atmete Versöhnung, Schönheit und Kraft.

Ist es denn den Menschen in dieser herrlichen Welt, unter diesem unermesslichen Sternenhimmel wirklich zu eng? Kann denn inmitten dieser berückenden Natur das Gefühl des Hasses, der Rache, oder die Leidenschaft, seinesgleichen zu vernichten, in der Menschenseele fortleben? Alles Böse im Menschenherzen mußte doch wohl bei der Berührung mit der Natur, diesem unmittelbarsten Ausdruck der Schönheit und des Guten, verschwinden.

Krieg? Welch unbegreifliche Erscheinung! Wenn der Verstand sich die Frage stellt: Ist das gerecht, ist das notwendig? antwortet eine innere Stimme immer: Nein. Nur die Beständigkeit dieser unnatürlichen Erscheinung macht sie zu einer natürlichen, und der Trieb der Selbsterhaltung zu einer berechtigten Tatsache!

Wer will bezweifeln, daß im Kriege der Russen mit den Gebirgsvölkern das aus dem Gefühl der Selbsterhaltung sich ergebende Recht auf unserer Seite ist? Wodurch würden alle benachbarten reichen und zivilisierten russischen Besitzungen vor Raub, Totschlag und Überfällen seitens wilder und kriegerischer Volksstämme gesichert sein, wenn es nicht diesen Krieg gäbe?

Aber nehmen wir zwei Privatpersonen. Auf wessen Seite ist der Selbsterhaltungstrieb, folglich auch das Recht: Auf der Seite jenes schäbigen Tataren Dschemi, der davon hört, daß die Russen sich nähern, fluchend ein altes Gewehr von der Wand reißt und mit einigen Ladungen in den Taschen, die er nicht vergeblich ver-

schießen wird, den Ungläubigen entgegen läuft? Wenn er aber sieht, daß die Russen trotz alledem bis an das von ihm bestellte Feld vorrücken, daß sie zerstampfen oder bis an seine Hütte, die sie verbrennen werden, ja zuletzt bis an jene Schlucht, wo sich seine Mutter, Frau und Kinder, vor Schreck zitternd, verbergen; und wenn er sich dann sagt, daß man ihm alles, alles, was sein Glück ausmachen kann, fortnehmen wird, — dann reißt er sich in ohnmächtiger Wut mit einem Verzweiflungsschrei den zerrissenen Kittel vom Leibe, wirft das Gewehr zu Boden, drückt sich die Fellmütze in die Augen, stimmt ein Todeslied an und stürzt, nur den Dolch in der Hand, Hals über Kopf gegen die Bajonnette der Russen vor. . . Ist das Recht auf seiner Seite oder aber bei jenem Offizier aus dem Gefolge des Generals, der so hübsch französische Liedchen singt, während er an uns vorbeireitet? Er hat in Rußland seine Familie, seine Verwandten, seine Freunde, seine Bauern — und seine Verpflichtungen gegen diese, und er hat nicht den geringsten Anlaß oder Wunsch, die Bergvölker zu bekriegen; er hält sich im Kaukasus auf, nur um seine Tapferkeit zu beweisen. Oder ist das Recht auf der Seite des mir bekannten Adjutanten, der sich nur möglichst schnell den Hauptmannsrang und einen behaglichen Posten erringen möchte und deshalb zum Feinde der Bergvölker geworden ist? Oder ist es schließlich auf seiten des jungen Deutschen, der mit stark deutschem Akzent vom Artilleristen Feuer verlangt? Kaspar Lorenz' Sohn ist, soviel mir bekannt, aus Sachsen gebürtig. Was hat er denn mit den kaukasischen Bergvölkern zu tun? Was zum Teufel hat ihn seiner Heimat entrissen und ihn über Länder und Meere hinweg hierher getragen? Aus welchem Grunde hat sich der Sachse Kaspar Lawrentjewitsch in unseren blutigen Streit mit den unruhigen Nachbarn eingemischt?

Schon länger als zwei Stunden ritten wir dahin. Es fröstelte mich und ich begann schläfrig zu werden. In der Finsternis erschienen mir die Gegenstände jetzt undeutlich und verschwommen: — in einiger Entfernung sah ich die schwarze Mauer und die gleichen beweglichen Flecke, dicht neben mir die Kruppe eines Schimmels, der mit dem Schweif um sich schlug und die Hinterbeine beim Gehen auseinanderspreizte; den Rücken eines Menschen in einer weißen Escherkefka, auf dem sich das in einem schwarzen Überzug steckende Gewehr hin und her schaukelte und das kleine, weiße Kolbenende einer Pistole in einer gestickten Tasche abzeichnete, sowie das Feuer einer glimmenden Zigarette, das einen rötlichen Schnurrbart, einen Bibertragen und eine Hand im hirschledernen Handschuh sehen ließ. Ich beugte mich über den Hals des Pferdes, schloß die Augen und versank einige Augenblicke in Vergessenheit; dann weckte mich plötzlich und überraschend der bekannte Hufschlag und das bekannte Rascheln — ich sah mich um: es schien mir, als stünde ich still und als käme die schwarze Wand vor mir auf mich zu, oder aber, als wäre diese Wand stehen geblieben, und ich würde sie gleich überretten. Während einer dieser Momente fiel mir noch mehr jenes sich unaufhörlich nähernde Getöse auf, dessen Ursache ich nicht zu erraten vermocht hatte; es rührte vom Wasser her. Wir rückten in eine tiefe Schlucht ein und näherten uns einem Gebirgsflusse, der um diese Zeit viel Hochwasser führte.<sup>1)</sup> Das Getöse verstärkte sich, das feuchte Gras wurde dichter und höher, häufiger ritten wir an Gebüsch vorbei, und der Horizont verengte sich allmählich. Bisweilen flackerten an verschiedenen Stellen auf dem finsternen Hintergrunde der Berge helle Feuer auf, um gleich wieder zu verlöschen.

---

<sup>1)</sup> Im Kaukasus führen die Flüsse im Juli Hochwasser.



„Sagen Sie, bitte, was sind das für Feuer?“ fragte ich flüsternd einen Tataren, der neben mir ritt.

„Und das weißt du nicht?“ antwortete er mir.

„Nein.“

„Der Bergbewohner hat einen Tajak<sup>1)</sup> mit Stroh umwickelt und winkt nun mit dem Feuer.“

„Warum denn das?“

„Damit jedermann weiß: der Russe ist da. Jetzt beginnt in den Dörfern“, fügte er lachend hinzu, „oh! oh! was für eine Heze, alle ihre Habe werden sie in die Schlucht schleppen.“

„Weiß man denn schon in den Bergen, daß die Abteilung sich nähert?“ fragte ich.

„Oh, wie sollte man das nicht schon wissen, er weiß es immer: unsere Leute sind nun mal so ein Volk!“

„Also rüstet Schamyl sich jetzt auch schon zum Feldzuge?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte er, den Kopf schüttelnd, „Schamyl wird nicht ins Feld rücken, Schamyl wird einen seiner Hauptleute schicken und selbst von oben herab alles durch ein Fernglas beobachten.“

„Wohnt er weit von hier?“

„Nein, nicht weit. Dort, zur Linken, es werden wohl zehn Werst sein.“

„Woher weißt du denn das?“ fragte ich. „Bist du denn dort gewesen?“

„Ja, ich war dort, von den unseren sind alle in den Bergen gewesen.“

„Und hast du auch Schamyl gesehen?“

„Pst! Unserem kriegt Schamyl nicht zu sehen. An die hundert – dreihunderttausend Leibwächter umgeben ihn. Schamyl ist in

---

<sup>1)</sup> Tajak bedeutet im Kaukasischen: Stange.

ihrer Mitte," sagte er mit einem Ausdruck kriegerischer Verehrung.

Wenn man aufblickte, konnte man bemerken, wie der sich aufklärende Himmel im Osten heller zu werden und das Siebengestirn am Horizont herabzusinken begann: allein in der Schlucht selbst, durch die wir zogen, war es feucht und finster.

Plötzlich blitzten nicht weit vor mir in der Dunkelheit einige Feuer auf; in demselben Augenblick piffen mehrere Kugeln an uns vorbei und durch die uns umgebende Stille ertönten in der Ferne einige kurze, harte Schüsse, sowie ein lauter, durchdringender Schrei, der wie ein Schrei der Verzweiflung klang, aber keine Furcht, sondern einen geradezu tierischen Ausbruch von Kampflust und Wut bekundete, so daß man ihn nicht hören konnte, ohne zu erbeben. Das war der feindliche Vorposten. Die ihn bildenden Tataren stießen ein Kriegsgeschrei aus, schossen auf's Geratewohl los und stoben auseinander.

Alles wurde still. Der General rief einen Dolmetscher zu sich heran. Ein Tatar in einer weißen Escherkeßka ritt auf ihn zu und besprach im Flüsterton, wobei er seine Hände zu Hilfe nahm, ziemlich lange eine gewisse Frage mit dem Abteilungsführer.

„Oberst Chassanow, lassen Sie ausschwärmen!" sagte der General mit leiser, gedehnter, aber gut vernehmbarer Stimme.

Die Abteilung näherte sich dem Flusse. Die schwarzen Berge längs der Schlucht traten zurück; es begann zu tagen. Das Himmelsgewölbe, an dem die blassen, glanzlosen Sterne kaum noch sichtbar waren, erschien höher. Die Morgenröte glänzte hell im Osten auf. Ein frischer, durchdringender Wind zog vom Westen heran, und ein heller Nebel erhob sich wie ein Dampf über dem rauschenden Flusse.

Der Führer brachte uns an eine Furt, und der Reitertrupp, sowie der General nebst seinem Gefolge begannen überzusetzen. Das Wasser reichte den Pferden bis an die Brust, strömte ungewöhnlich schnell und reißend zwischen den weißen, hier und da auf der Oberfläche sichtbaren Steinen dahin und bildete um die Füße der Pferde schäumende und zischende Strudel. Bei dem Rauschen des Wassers wurden die Pferde stutzig, hoben die Köpfe empor, spitzten die Ohren, schritten jedoch gleichmäßig und vorsichtig gegen den Strom über den unebenen Grund; die Reiter zogen die Füße hoch und hoben die Waffen in die Höhe. Die Fußsoldaten hatten die Kleidungsstücke zusammengebunden und auf die Bajonette gesteckt; in bloßen Hemden schritten sie nun, in Reihen von je zwanzig Mann sich an einer Hand festhaltend und in der anderen Hand das Gewehr, durch den Fluß. Nach den angestrengten Gesichtern zu urteilen, kostete es ihnen offenbar viele Mühe, der Strömung standzuhalten.

Die Artilleriesfahrer ließen mit lautem Geschrei die Pferde ins Wasser laufen. Die Geschütze und die grünen Munitionswagen, über die bisweilen die Wogen peitschend hinweggingen, dröhnten auf dem steinigen Grunde; die braven Rosse der Schwarzmeer-Kosaken zogen jedoch einmütig an den Strängen, ließen das Wasser ruhig schäumen und arbeiteten sich mit tiefenden Mähnen und Schweifen bis zum anderen Ufer durch.

Kaum war der Übergang beendet, als das Gesicht des Generals plötzlich einen nachdenklichen, ernststen Ausdruck annahm; er warf das Pferd herum und ritt mit der Reiterei im Trabe über die breite, waldumsäumte Wiese, die sich vor uns ausbreitete. Die Ketten berittener Kosaken schwärmten längs den Rändern des Waldes aus.

Im Walde tauchte ein Mann zu Fuß in einer Tscherkeska und einer Fellmütze auf, dann ein zweiter und dritter . . . Ein Offizier ruft: „Das sind die Tataren.“ Da steigt hinter einem Baume ein Rauchwölkchen auf . . . ein Schuß fällt, bald darauf ein zweiter . . . Die häufig fallenden Schüsse auf unserer Seite übertönen die der Feinde. Nur hin und wieder beweist uns eine Kugel, wenn sie mit gedehntem, dem Fluge einer Biene ähnlichen Laut an uns vorüberfliegt, daß nicht alle Schüsse von unserer Seite fielen. Nun gehen die Infanterie im Lauffschritt und die Artillerie im Trab vor und bilden eine Kette; man hört das dumpfe Rollen der Kanonenschüsse, den metallischen Klang der fliegenden Kartätschen, das Zischen der Raketen, das Knattern der Gewehre. Reiterei, Fußsoldaten und Artillerie erscheinen von allen Seiten auf der weiten Wiese. Die Rauchwolken der Geschütze, der Raketen und Gewehre vermengen sich mit dem taubedeckten Grün und dem Nebel. Der Oberst Chassanow sprengt auf den General zu und hält plötzlich in gestrecktem Galopp sein Pferd an.

„Erzellenz!“ sagt er, indem er die Hand an die Fellmütze legt, lassen Sie die Kavallerie vorrücken: es haben sich Fähnchen<sup>1)</sup> gezeigt,“ — und er weist mit der Peitsche auf berittene Tataren, vor denen zwei Männer, die Stöcke mit roten und blauen Lappen in der Hand tragen, auf Schimmeln heranreiten.

„Also Gott befohlen, Iwan Michailowitsch!“ sagt der General. Der Oberst wendet auf der Stelle sein Pferd um, zieht den Säbel und ruft: „Hurra!“

„Hurra, Hurra, Hurra,“ ertönt es in den Reihen, und die Kavallerie sprengt ihm nach.

---

<sup>1)</sup> Die Fähnchen der Bergvölker haben fast die Bedeutung der Fahnen; der Unterschied besteht darin, daß ein jeder Dshigit (Reiter) ein Fähnchen führen darf.

Alle sehen gespannt hin: da zeigt sich ein Fähnchen, dann noch eines, dann ein drittes und ein viertes.

Der Feind wartet die Attacke nicht ab, sondern verschwindet im Walde und eröffnet von dort aus ein Gewehrfeuer. Die Kugeln fliegen häufiger zu uns herüber.

„*Quel charmant coup d'oeil!*“ sagt der General, indem er nach englischer Art seinen Rappen mit den feinen zarten Beinen vorwärts tänzeln läßt.

„*Charmant!*“ antwortet schnarrend der Major, versetzt seinem Pferde einen Peitschenhieb und reitet zum General hin.

„*C'est un vrai plaisir que la guerre dans un aussi beau pays,*“ sagt er.

„*Et surtout en bonne compagnie,*“ fügt der General mit verbindlichem Lächeln hinzu.

Der Major bückte sich.

In diesem Augenblick kommt mit schnellem unangenehmem Zischen ein feindliches Geschloß herangeflogen und schlägt irgendwo ein; hinten hört man das Aufstöhnen eines Verwundeten. Dieses Aufstöhnen überrascht mich in so seltsamer Weise, daß das kriegerische Bild für mich augenblicklich den ganzen Reiz verliert; aber niemand, außer mir, scheint das zu bemerken: der Major lacht scheinbar noch lustiger, ein anderer Offizier wiederholt ganz ruhig die Worte eines begonnenen Satzes, der General sieht nach der entgegengesetzten Seite hin und sagt mit dem allerruhigsten Lächeln einige französische Worte.

„Befehlen Sie, die Schüsse zu beantworten?“ fragte der Befehlshaber der Artillerie, der eben herangeritten kam.

„Ja, jagen Sie ihnen einen kleinen Schrecken ein,“ wirft der General nachlässig hin, indem er sich eine Zigarre ansteckt.

Die Batterie fährt in Stellung, und die Kanonade beginnt. Die Erde stöhnt förmlich bei den Schüssen, unaufhörlich blitzen

Feuer auf, und der Rauch, in dem die sich neben den Geschützen einherbewegenden Bedienungsmannschaften kaum zu erkennen sind, benimmt einem die Aussicht.

Das Dorf ist beschossen. Von neuem rettet der Oberst Chassanow heran und sprengt auf Befehl des Generals in das Dorf. Von neuem ertönt Kriegsgeschrei, und die Reiterei verschwindet in den von ihr emporgewirbelten Staubwolken.

Das Schauspiel war wirklich majestätisch. Nur eins verdarb mir, der ich nie an einem Gefecht teilgenommen hatte, und an das alles nicht gewohnt war, den Gesamteindruck: dieses Hin und Her, diese Erregung, dieses Geschrei schien mir völlig überflüssig. Unwillkürlich drängte sich mir der Vergleich mit einem Menschen auf, der mit einer Art wuchtig ausholend die Luft spalten möchte.

9

Das Tatarendorf war von unseren Truppen besetzt worden, und keine Feindesseele befand sich mehr in ihm, als der General mit seinem Gefolge, zu dem auch ich mich gesellte, dahin ritt.

Die langen sauberen Hütten mit den flachen Erddächern und hübschen Schornsteinen standen auf unebenen steinigen Hügeln, zwischen denen ein Flüsschen dahinfließ. Auf einer Seite sah man von den grellen Sonnenstrahlen beleuchtete grüne Gärten mit riesigen Birnen- und Pflaumenbäumen; auf der anderen merkwürdige Schatten, die von den senkrecht stehenden Steinen des Friedhofes und den langen Holzstangen mit daran befestigten Kugeln und bunten Flaggen herrührten, das waren die Gräber der tatarischen Dshigiten (Reiterhelden).

Die Truppen standen in Reih und Glied am Eingang.

„Nun, Oberst,“ sagte der General, „mögen sie doch plündern;

ich sehe, sie möchten es gar zu gerne," fügte er hinzu, indem er lächelnd auf die Kosaken wies.

Man kann sich kaum einen verblüffenderen Gegensatz vorstellen; einerseits die Leichtfertigkeit, mit der der General diese Worte sagte, andererseits ihre Bedeutung und die ganzen kriegerischen Begleitumstände. Nach einer Minute zerstreuten die Dragoner, die Kosaken und die Infanteristen sich mit sichtbarer Freude in den krummen Gassen, und augenblicklich belebte sich das leere Dorf. Hier stürzt ein Dach ein, da schlägt eine Axt gegen das harte Holz, und es wird eine Brettertür aufgebrochen, dort geht ein Heuschaber, ein Zaun oder eine Hütte in Flammen auf und eine dichte Rauchsäule steigt in die klare Luft. Hier schleppt ein Kosak einen Sack mit Mehl und einen Teppich; dort trägt ein Soldat freudigen Angesichts eine Blechschüssel und irgendeinen Stoffetzen aus einer Hütte; ein anderer hat die Arme ausgebreitet und bemüht sich, zwei Hühner einzufangen, die sich gackernd an einem Zaun die Flügel lahm schlagen; ein dritter hat irgendwo einen riesigen Topf mit Milch gefunden, trinkt aus ihm, und wirft ihn dann mit lautem Gelächter zu Boden.

Das Bataillon, mit dem ich aus der Festung N. ausgerückt war, befand sich auch im Dorf. Der Hauptmann saß auf dem Dache einer Hütte und ließ mit so gleichgültigem Gesichte aus dem kurzen Pfeifchen die dünnen Rauchwolken seines „Sambrotal“ = Tabaks aufsteigen, daß ich bei seinem Anblick das feindliche Tatarendorf völlig vergaß und hier ganz wie zu Hause zu sein glaubte.

„Ah, sind Sie auch hier?“ sagte er, mich bemerkend.

Die hohe Figur des Leutnants Rosenfranz tauchte bald hier, bald dort im Dorfe auf; er traf unaufhörlich Unordnungen und hatte das Aussehen eines Menschen, dem eine Sache große Sorgen bereitet; ich sah, wie er mit triumphierender Miene aus

einer Hütte herauskam, hinter ihm führten zwei Soldaten einen gefesselten alten Tataren. Der Greis, dessen ganzer Anzug aus einem völlig zerlumpten bunten Hemd und zerfetzten Fußlappen bestand, war so mager, daß seine straff auf dem gebeugten Rücken gefesselten knöchigen Arme sich kaum an den Schultern zu halten schienen; seine nackten Beine bewegten sich nur mühsam vorwärts. Sein Gesicht und sogar ein Teil seines rasierten Kopfes waren von tiefen Falten durchfurcht. Sein schiefer verzerrter zahnloser Mund, umgeben von einem ergrauten, gestutzten Schnurrbart und Kinnbart bewegte sich beständig, als ob er etwas kaute. Aber in seinen rotangelautenen wimperlosen Augen flackerte noch ein Feuer, und man erkannte deutlich die Gleichgültigkeit des Greises gegenüber dem Leben.

Rosentanz ließ ihn durch einen Dolmetscher fragen, warum er nicht mit den andern weggegangen sei.

„Wo sollte ich denn hingehen?“ sagte er ruhig seitwärts blickend.

„Dorthin, wo die andern hingegangen sind,“ bemerkte jemand.

„Die Krieger sind gegangen, um mit den Russen zu kämpfen, und ich bin doch ein Greis.“

„Hast du denn nicht Angst vor den Russen?“

„Was sollen die Russen mir denn tun, ich bin ein Greis,“ sagte er wieder, gleichgültig den Kreis, der sich um ihn gebildet hatte, musternd.

Auf dem Rückwege sah ich, wie derselbe Alte ohne Mütze, mit gefesselten Händen hinter dem Sattel eines Kosaken aus einem Linienregiment saß und beim Reiten stark geschüttelt wurde; allein er schaute wieder mit demselben gleichgültigen Ausdruck um sich. Er wurde zum Austausch von Gefangenen gebraucht.

Ich kletterte auf das Dach und lagerte mich neben den Hauptmann.



Ein Hornist, der Schnaps und einen Imbiß bei sich hatte, wurde herbeigerufen. Die Ruhe und der Gleichmut des Hauptmanns teilten sich unwillkürlich auch mir mit. Wir aßen einen gebratenen Fasan und unterhielten uns, ohne im geringsten daran zu denken, daß die Besitzer der Hütte uns sicherlich nicht hier zu sehen wünschten, und daß sie noch weniger eine Ahnung von unserer Existenz haben mochten.

„Der Feind war wohl nicht sehr zahlreich,“ sagte ich zu dem Hauptmann, in der Absicht, seine Meinung über das beendete Gefecht zu hören.

„Feind?“ wiederholte er verwundert. „Aber den gab’s ja gar nicht. Kann man denn das einen „Feind“ nennen? — Passen Sie mal heute Abend auf, wenn wir zurückmarschieren; da werden Sie sehen, wie er uns heimgeleiten wird, — wieviel Tataren da herausströmen werden!“ — sagte er, mit der Pfeife auf das Waldstück zeigend, das wir am Morgen passiert hatten. —

„Was ist das?“ unterbrach ich den Hauptmann unruhig, und wies auf einige sich nicht weit von uns um einen Gegenstand scharende Donkosaken.

Aus ihrer Mitte ertönte so etwas wie Kindergeschrei, und jemand rief: „He, schlag nicht zu, halt ein, man wird noch sehen . . . Hast du ein Messer, Jewstignäitsch? . . . Gib das Messer her!“

„Sie verteilen etwas unter sich, die Schufte,“ — sagte der Hauptmann ruhig.

Aber jetzt bog plötzlich der hübsche Fähnrich mit hochgerötetem, erschrockenem Gesicht um eine Ecke, kam heran gelaufen und stürzte, mit den Händen winkend, auf die Kosaken los.

„Rührt es nicht an, schlägt es nicht!“ rief er mit seiner Kinderstimme.

Als die Kosaken einen Offizier erblickten, traten sie aus-

einander und ließen einen kleinen weißen Ziegenbock los, den sie festhielten. Der junge Leutnant wurde ganz verlegen, murmelte etwas und blieb vor ihm stehen. Als er mich und den Hauptmann auf dem Dache bemerkte, wurde er noch verlegener und kam auf uns zugeeilt.

„Ich dachte, sie wollten ein Kind töten,“ sagte er, schüchtern lächelnd.

10

Der General ritt mit der Reiterei voraus. Das Bataillon, mit dem ich die Festung N. verlassen hatte, kam zur Nachhut. Die Kompanien des Hauptmanns Chlopow und des Leutnants Rosenkranz rückten zusammen ab.

Die Voraussage des Hauptmanns bestätigte sich vollkommen: kaum hatten wir die enge Waldwiese betreten, von der er gesprochen hatte, als sich zu beiden Seiten unaufhörlich berittene und unberittene Bergbewohner zeigten, und zwar so nah von uns, daß ich sehr gut sehen konnte, wie einige von ihnen gebeugt und das Gewehr in der Hand haltend, von einem Baum zum andern liefen.

Der Hauptmann nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich fromm; einige alte Soldaten taten desgleichen. Im Walde hörte man wilde Kriegsrufe, und die Worte: „Jai Ungläubiger! Ruß Jai!“

„Harte, kurze Gewehrschüsse fielen unausgesetzt; die Kugeln schwirrten zu beiden Seiten vorüber. Wir antworteten ohne Geschrei mit Schnellfeuer; in den Reihen hörte man nur selten Bemerkungen, wie: „Er<sup>1)</sup> hat aus dem Walde heraus gut schießen; man mußte Geschütze auffahren lassen“ und dergleichen.

---

<sup>1)</sup> „Er“ — ist ein Sammelwort, unter dem die kaukasischen Soldaten den Gegner verstehen.

Die Geschütze fuhren in Stellung und nach einigen Kartätschensalven schien die Belästigung durch den Feind nachzulassen, aber kurz nachher und bei jedem Schritt, den die Truppen zurückgingen, verstärkten sich das Feuer, die Rufe und das Geheul.

Raum hatten wir uns ungefähr 300 Faden vom Dorfe zurückgezogen, so begannen die feindlichen Kanonenkugeln pfeifend über unsere Köpfe dahinzusausen. Ich sah, wie ein Geschos einen Soldaten tötete. Aber wozu die Einzelheiten dieses schrecklichen Bildes aufzeichnen, da ich doch selbst viel dafür gäbe, wenn ich sie vergessen könnte.

Der Leutnant Rosenkranz schoß selbst aus einem Gewehr, schrie unaufhörlich mit heiserer Stimme auf die Soldaten ein und sprengte in vollem Galopp von einem Ende der Schützenkette zum anderen. Er war etwas blaß, und das kam seinem kriegerischen Aussehen sehr zugute. Der hübsche Fähnrich war ganz entzückt: seine schönen schwarzen Augen glänzten vor Kühnheit, seinen Mund umspielte ein leichtes Lächeln.

Er ritt ein Mal ums andere zum Hauptmann und bat ihn um Erlaubnis, auf den Feind loszustürmen zu dürfen.

„Wir werden ihn zurückschlagen,“ sagte er eindringlich, „wirklich, wir werden ihn zurückschlagen!“

„Das ist unnötig,“ antwortete der Hauptmann kurz. „Wir müssen zurückgehen.“

Die Kompanie des Hauptmanns hatte, auf der Erde gelagert, den Waldessaum besetzt, und suchte den Feind durch Feuer abzuwehren. Der Hauptmann hielt in seinem abgetragenen Rock und dem zerzausten Mützchen, mit seinem weißen Kosakenpferdchen, dessen Zügel er hängen ließ, seine Beine in den kurzen Bügeln anziehend, schweigsam auf einer Stelle. (Die Soldaten kannten und erfüllten ihre Aufgabe so gut, daß man

ihnen gar keine Anweisungen zu geben brauchte.) Selten nur erhob er die Stimme, um denen etwas zuzurufen, die ihre Köpfe in die Höhe hoben. Die Erscheinung des Hauptmanns hatte sehr wenig Kriegerisches, aber soviel Wahrhaftiges und Natürliches, daß ich mich dadurch außerordentlich überrascht fühlte.

„Das ist wirkliche Tapferkeit!“ sagte ich mir unwillkürlich.

Er war genau der gleiche, wie ich ihn immer gesehen hatte: dieselben ruhigen Bewegungen, dieselbe gleichmäßige Stimme, derselbe Ausdruck ohne Falsch in seinem unschönen, aber einfachen Gesicht; nur sein Blick war heller als sonst, und zeugte von der Aufmerksamkeit eines Menschen, der ruhig seine Aufgabe erfüllt. Es ist leicht zu sagen: der gleiche wie immer! Aber wie viele verschiedene Schattierungen bemerkte ich bei den anderen: der eine wollte ruhiger, der andere finsterner, der dritte lustiger als gewöhnlich erscheinen; das Gesicht des Hauptmanns aber ließ erkennen, daß er nicht einmal begriff, warum man irgendwie „erscheinen“ sollte.

Der Franzose, der bei Waterloo sagte: „La garde meurt, mais ne se rend pas“, und andere, besonders französische Helden, die bemerkenswerte Aussprüche taten, waren tapfer und haben wirklich bemerkenswerte Aussprüche getan; aber ihre Tapferkeit unterscheidet sich von der des Hauptmanns dadurch, daß, wenn meinem Helden bei irgendeiner Gelegenheit ein großes Wort eingefallen wäre, er es nach meiner Überzeugung nicht ausgesprochen haben würde: einmal aus Besorgnis, schon durch das Aussprechen die große Sache zu gefährden, und zweitens, weil ein Mensch, der die Kraft zu einer großen Tat in sich fühlt, gar keiner Worte bedarf. Das ist meiner Meinung nach ein besonderer und großer Zug der russischen Tapferkeit. Wie soll es da einem russischen Herzen nicht weh tun, wenn man von unseren jungen Kriegerern abgeschmackte französische Phrasen hört, mit

denen sie sich anmaßen, dem abgetanen französischen Rittertum nachzueifern?

Plötzlich erscholl auf der Seite, wo der hübsche Fähnrich mit seinem Zuge stand, ein unsicher klingendes schwaches Hurra. Mich in der Richtung dieser Rufe umblickend, gewahrte ich gegen dreißig Soldaten, die mit Gewehren in der Hand und mit Säcken über der Schulter, mühsam über das aufgepflügte Feld liefen. Sie stolperten, kamen aber doch vorwärts und schrien dabei beständig. Allen voran ritt mit gezogenem Säbel der Fähnrich.

Die ganze Schar verschwand im Walde . . .

Nachdem das Geschrei und Geknatter noch einige Minuten andauert hatte, kam aus dem Walde ein scheu gewordenes Pferd herausgelaufen, am Saum des Waldes zeigten sich Soldaten, die die Toten und Verwundeten herausstrugen; unter den letzteren befand sich auch der junge Fähnrich. Zwei Soldaten hielten ihn unter den Armen. Er war bleich wie ein Leintuch, und das hübsche Köpfchen, auf dem nur ein Schatten der kriegerrischen Begeisterung lag, die ihn soeben noch beseelt hatte, war in seltsamer grauenhafter Weise in die Schultern gesunken und auf die Brust niedergebeugt. Auf dem weißen Hemd unter dem aufgeknöpften Rock war ein kleiner Blutfleck zu sehen.

„Ach, welch ein Jammer!“ sagte ich, mich unwillkürlich von diesem schrecklichen Anblick abwendend.

„Gewiß ist das ein Jammer,“ sagte ein alter Soldat, der finster dreinblickend, auf sein Gewehr gestützt, neben mir stand. — „Er hatte vor nichts Furcht —, wie kann man aber auch so handeln!“ „Er ist noch dumm, nun hat er dafür büßen müssen,“ fügte er hinzu, indem er den Verwundeten aufmerksam betrachtete.

„Hast du denn Furcht?“ fragte ich ihn.

„Aber gewiß.“

**D**ier Soldaten trugen den Fähnrich auf einer Tragbahre fort; hinter ihm führte ein Trainsoldat ein steifbeiniges, mit zwei grünen Kästen beladenes Pferd am Zügel, in denen das Sanitätsmaterial aufbewahrt wurde. Man wartete auf den Arzt. Die Offiziere ritten an die Tragbahre heran und bemühten sich, den Verwundeten aufzumuntern und zu trösten. . .

„Nun, Bruder Alanin, du wirst wohl nicht sobald mehr zu Kastagnetten tanzen,“ sagte lächelnd der Leutnant Rosentanz, der herangeritten kam.

Er nahm wohl an, daß diese Worte den Mut des hübschen Fähnrichs heben würden; aber nach dem kalten traurigen Gesichtsausdruck des letzteren zu urteilen, hatten diese Worte nicht die gewünschte Wirkung.

Auch der Hauptmann kam herangeritten. Er sah dem Verwundeten scharf ins Auge, und in seinem stets gleichmütig-kühlen Gesicht drückte sich nun ein aufrichtiges Mitleid aus.

„Nun, mein teurer Anatol Iwanowitsch?“ sagte er mit so zärtlicher und teilnehmender Stimme, wie ich sie von ihm gar nicht erwartet hätte. — „Offenbar hat Gott es so gewollt.“

Der Verwundete sah sich um: sein bleiches Gesicht belebte sich durch ein trauriges Lächeln.

„Ja, ich habe nicht auf Sie gehört.“

„Sagen Sie lieber: Gott hat es so gewollt,“ wiederholte der Hauptmann.

Der Arzt, der soeben eintraf, befand sich, soweit ich an seinem unsicheren Gang und den geröteten Augen feststellen konnte, in einer für das Anlegen eines Verbandes wenig geeigneten Verfassung; trotzdem ließ er sich vom Feldscher eine Binde und das andere Zubehör reichen, schlug die Ärmel zurück

und näherte sich mit einem ermutigenden Lächeln dem Verwundeten.

„Nun, ich sehe, auch Ihnen hat man an einer heilen Stelle ein Löchlein geschossen?“ sagte er in scherzhaft nachlässigem Tone. „Lassen Sie einmal sehen!“

Der Fähnrich gehorchte, aber in dem Blick, den er auf ihn richtete, waren Erstaunen und Vorwürfe zu lesen, was der nicht ganz nüchterne Arzt völlig übersah.

Der Arzt betastete die Wunde so ungeschickt und drückte sie mit zitternden Fingern, ohne jede Notwendigkeit, zusammen, so daß der Verwundete die Geduld verlor, und mit einem schweren Seufzer dessen Hand fortschob.

„Lassen Sie mich,“ sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme, „ich werde ja doch sterben.“

Dann wandte er sich an den Hauptmann und flüsterte mühsam: „Bitte, Herr Hauptmann . . . ich habe gestern . . . an Dronow zwölf Rubel verloren . . . übergeben Sie ihm das Geld, wenn man meine Sachen verkauft hat.“

Mit diesen Worten sank er auf den Rücken zurück. Als ich nach fünf Minuten an die Gruppe herantrat, die sich um ihn gebildet hatte und einen Soldaten fragte: „Wie geht es dem Fähnrich?“ erhielt ich zur Antwort: „Er liegt im Sterben.“

## 12

Es war schon spät, als die Abteilung in breiter Kolonne sich mit Gesang der Festung näherte. Der General ritt voraus, und man konnte es seinem frohen Gesicht ansehen, daß der Überfall erfolgreich gewesen war. In der Tat, an jenem Tage nahmen wir mit geringen Verlusten das Dorf Makai, einen Ort, den seit undenklichen Zeiten keines Russen Fuß betreten hatte.

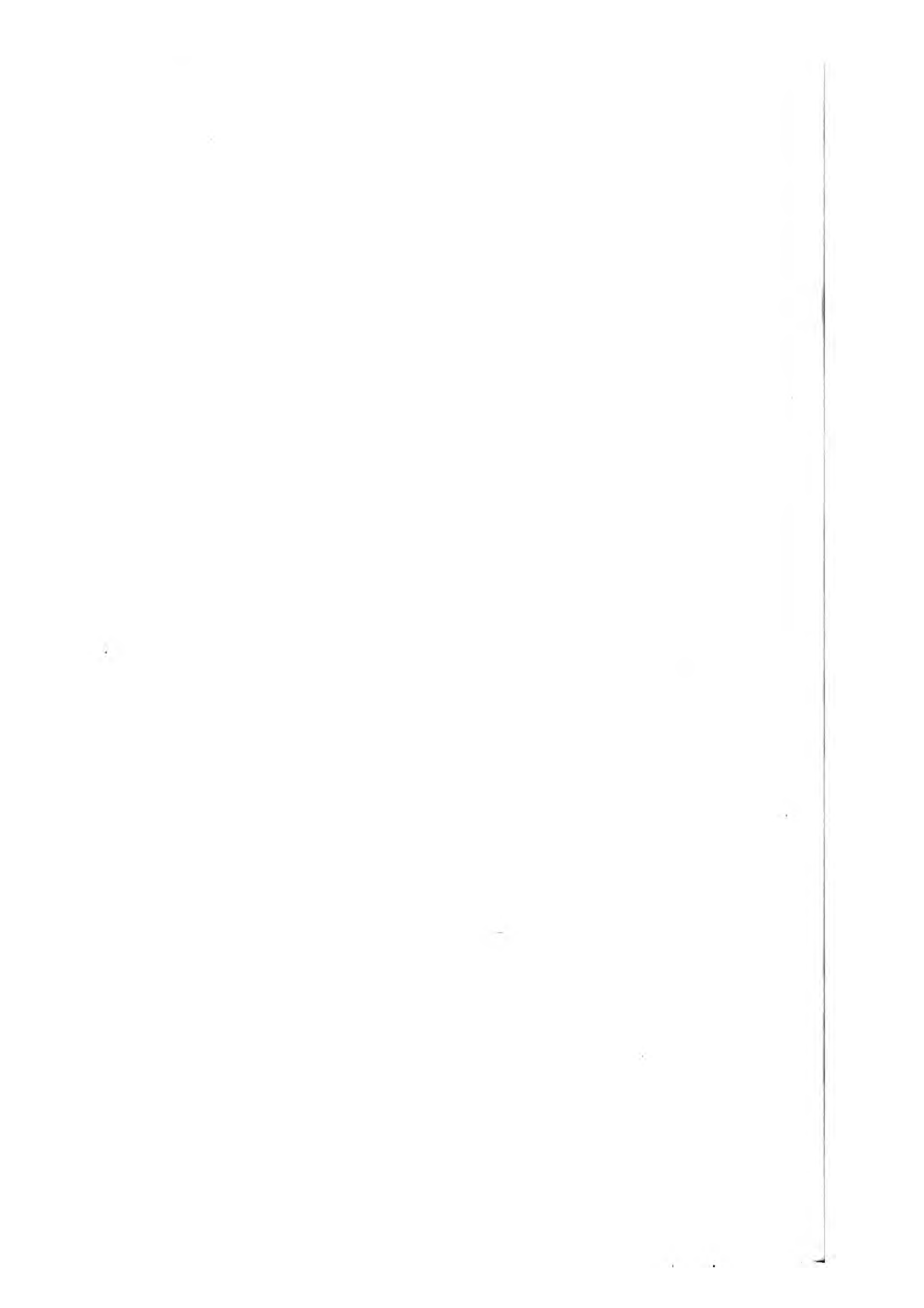
Der Sachse, Kaspar Lawrentjewitsch, erzählte einem anderen

Offizier, daß er selbst gesehen hatte, wie drei Escherkessen gerade auf seine Brust zielten. Der Leutnant Rosenkranz legte sich in seinem Geiste bereits eine vollständige Erzählung über das heutige Gefecht zurecht. Der Hauptmann Chlopow schritt nachdenklich vor seiner Kompanie dahin und zog seinen kleinen Schimmel an den Zügeln hinter sich her. Der Train führte die Leiche des hübschen Fähnrichs mit sich.

Die Sonne war hinter den schneebedeckten Gipfeln verschwunden und warf die letzten rothigen Strahlen auf eine lange, dünne Wolke, die noch am klaren, durchsichtigen Horizont stand. Die Schneeberge begannen schon in lilafarbenem Nebel zu verschwinden, nur ihre Kontur hob sich in der roten Beleuchtung des Sonnenunterganges ungewöhnlich scharf vom Horizont ab. Der helle Mond, der schon längst aufgegangen war, erglänzte auf dem dunkelblauen Hintergrunde in leuchtendem Weiß. Das Grün des Grases und der Bäume färbte sich in ein immer tieferes Schwarz und bedeckte sich mit Tau. Die dunklen Massen der Soldaten marschirten mit gleichmäßigem Geräusch über die prächtige Wiese; an verschiedenen Stellen hörte man Schellengeklänge, Trommelschlag und fröhliche Lieder. Der Vorsänger der sechsten Kompagnie sang aus voller Kehle, und die reinen Töne seines Tenors wogten voller Kraft und Gefühl weithin durch die klare Abendluft.

1852.





# Aufzeichnungen eines Markeurs

(1853)

Deutsch von Dr. Elias Hurwitz



---

Es war gegen drei Uhr. Folgende Herren spielten Billard: der „große Gast“ (so nannte man ihn bei uns), der Fürst (der ihn überallhin begleitete), auch der Herr mit dem großen Schnurrbart war da, ferner der kleine Husar Oliver, der früher Schauspieler gewesen war, und den man den „Pan“ nannte. Es waren also ziemlich viele Leute anwesend.

Der „große Gast“ spielte mit dem Fürsten. Ich aber ging mit der Zählmaschine um den Billardtisch herum und rief immerzu aus: zehn und achtundvierzig, zwölf und achtundvierzig. Man weiß ja, was für ein Leben so ein Markeur hat: er hat noch keinen Bissen im Munde gehabt und zwei Nächte nicht geschlafen, aber das tut nichts: er muß fleißig Zahlen ausrufen und die Kugeln aus den Netzen herausnehmen. Also rufe ich meine Zahlen aus, — plötzlich sehe ich: ein neuer Herr kommt zur Tür herein, blickt um sich und setzt sich aufs Sofa. Also schön.

„Was wird das wohl für einer sein?“, denke ich mir.

Sauber gekleidet war er, so sauber, daß alles an ihm funkelnagelneu war: karierte Tuchhosen, ein kurzes modisches Röckchen, und eine Plüschweste mit goldener Uhrkette, an der allerhand Berlocken hingen.

Hübsch gekleidet war er, an sich aber war er noch hübscher: schlank, hochgewachsen, das Haar nach der Mode nach vorn frisiert, weiß von Gesicht, rotwangig, kurz und gut — ein schneidiger Kerl.

Unser Beruf ist bekanntlich so beschaffen, daß wir allerhand Menschen zu sehen bekommen: die allervornehmsten, ebenso wie viele kleine Leute; also, wenn man schon nur ein Markteur ist, man kriegt doch einen Blick für die Menschen, ich meine, man versteht sich schon auf sie.

Ich guckte mir also den Herrn an und sah: er saß still da, kannte niemand, und der Anzug an ihm war noch ganz neu; da dachte ich mir: es wird wohl ein Ausländer, ein Engländer oder irgendein angereicherter Graf sein. Obschon er jung war, Haltung hatte er doch, und Oliver, der auf dem Sofa saß, rückte sogar zur Seite, um ihm Platz zu machen.

Man spielte die Partie zu Ende: der Große verlor. Da schrie er mich an:

„Du redest ja lauter Unsinn,“ sagte er, „du ruffst falsch aus und gaffst nur herum.“

Er schimpfte, schmiß das Queue hin und ging weg. Da hast du's! Die Abende spielt er mit dem Fürsten um funfzig Rubel die Partie, jetzt aber hat er nur eine Flasche Macon verspielt und ist doch ganz außer sich. So ist er nun einmal! Manchmal spielen die beiden bis zwei Uhr; Geld legen sie schon keins mehr ins Netz hinein, da weiß ich schon: weder der eine noch der andere hat etwas bei sich, aber groß tun sie doch:

„Willst du eine Partie mit fünfundzwanzig Einsatz spielen?“ sagt der eine.

„Gemacht!“

Ich brauche nur einmal wegzublicken oder die Kugeln nicht ganz richtig aufzustellen, — man ist doch schließlich kein Automat! — da will er mir schon eins in die Fresse geben.

„Das Spiel,“ sagt er, „geht ja nicht um Hölzchen, sondern um Geld.“

Der quält mich am meisten.

Also gut. Als nun der Große wegging, sagte der Fürst zu dem neuen Herrn:

„Wollen Sie eine Partie mit mir spielen?“ fragte er ihn.  
„Mit Vergnügen,“ sagte der andere.

Erst hatte er ja so stolz dageessen; jetzt aber, wie er aufstand und an den Billardtisch herantrat, da wurde er zag, ich meine, nicht ängstlich, aber man sah's ihm an, es war ihm nicht ganz wohl bei der Sache. Vielleicht genierte ihn die neue Kleidung oder daß alle ihn anblickten — jedenfalls war der Stolz von ihm gewichen. Er schlängelte sich schüchtern am Billardtisch entlang, blieb oft mit der Tasche am Netz hängen, und wenn er das Queue ankreidete, so ließ er die Kreide fallen. Manchmal hätte er schon einen guten Stoß machen können, aber er sah sich fortwährend um und errötete. Ganz anders als der Fürst: der war ja schon an das Spiel gewöhnt: der kreidete sich erst tüchtig die Hand an, krepelte die Armel hoch und dann ging es los: der stieß so zu, daß die Kugeln in den Netzen nur so klapperten, es schadete gar nichts, daß er so klein war.

Sie spielten also zwei oder drei Partien, ich weiß nicht mehr genau, wieviel; dann legte der Fürst das Queue beiseite und sagte:

„Darf ich fragen: wie ist Ihr werter Name?“

„Nechljudow!“ sagte der andere.

„War Ihr Vater nicht Korpskommandant?“

„Jawohl!“ antwortete der andere.

Darauf begannen sie eifrig französisch zu sprechen, ich habe kein Wort verstanden. Wahrscheinlich haben sie ihre ganze Verwandtschaft durchgehelt.

„A revoir,“ sagte der Fürst; „ich war sehr froh, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Er wusch sich die Hände und ging essen; der andere aber blieb mit dem Queue am Billardtisch stehen und machte ein Paar Stöße.

Man kennt ja unseren Grundsatz: sich einem Fremden gegenüber so knotig wie möglich zu verhalten: ich begann also die Kugeln wegzuräumen. Er errötete und sagte:

„Darf man noch eine Partie spielen?“

„Gewiß doch, sage ich. Dazu ist ja das Billard da, um zu spielen.“

Dabei gucke ich ihn gar nicht an und stelle die Queues an ihren Platz zurück.

„Willst du mit mir spielen?“

„Gewiß, Herr,“ sage ich.

Ich setzte die Kugeln auf.

„Mit Durchkriechen gefällig?“, frage ich.

„Was heißt das,“ sagt er: „mit Durchkriechen?“

„Das ist so,“ sage ich: „Sie geben mir einen halben Rubel und dafür kriechen Sie unterm Billardtisch durch.“

Das kam ihm natürlich ganz neu und sonderbar vor, und er lachte darüber.

„Gut,“ sagte er.

„Schön,“ sage ich. „Wieviel geben Sie mir vor?“

„Spielst du denn schlechter als ich?“ fragt er.

„Aber was denken Sie sich,“ sage ich, „bei uns kommen nur wenige gegen Sie auf.“

Wir begannen zu spielen. Er bildete sich wirklich ein, daß er meisterhaft spielte und stieß fürchterlich zu; der „Ban“ aber saß dabei und munterte ihn noch fortwährend auf:

„Das war eine Kugel! Das war ein Stoß!“

Und was für einer! . . . Ein passabler Stoß war es schon, aber vom Rechnen hat der neue Herr keine Ahnung gehabt. Nun, wie es so üblich ist, ich habe die erste Partie verloren: da kroch ich untern Tisch und ächzte. Oliver und der „Herr“ aber sprangen von ihren Plätzen auf und stießen mit den Queues auf den Fußboden.

„Brav, brav! Noch einmal,“ sagten sie, „noch einmal!“

Was denn „noch einmal“! Der „Pan“ selber wäre ja froh gewesen, für einen halben Rubel nicht nur unterm Billardtisch, sondern unter der Blauen Brücke durchzukriechen. Aber auch er rief:

„Brav, brav! aber den ganzen Staub hat er doch noch nicht abgewischt.“

Der Markeur Petruschka war, denke ich, allen als Trottel bekannt.

Aber beim Spiel hat er sich natürlich nicht verraten: er verlor auch die zweite Partie.

„Ich kann es mit Ihnen gar nicht aufnehmen, Herr.“

Er lachte. Dann aber, nachdem ich drei Partien gewonnen hatte — der Herr hatte erst neunundvierzig und ich nichts — legte ich das Queue auf den Tisch und sagte:

„Herr, ein Spiel ums Ganze gefällig?“

„Wie denn ums Ganze?“ fragt er.

„Entweder schulden Sie mir dann drei Rubel oder gar nichts,“ sage ich.

„Wie,“ sagt er, „glaubst du denn, daß ich mit dir um Geld spiele? Dummkopf?!“

Er errötete sogar.

Na schön. Er verlor die Partie.

„Genug,“ sagte er.

Er holte seine Brieftasche hervor — so eine neue, die war wohl in einem englischen Geschäft gekauft worden — öffnete sie, ich sah gleich, er wollte damit wichtig tun. Die Tasche war voller Scheine, lauter Hundertrubelscheine.

„Nein,“ sagte er. „Hier ist kein Kleingeld.“

Dann holte er aus dem Portemonnaie drei Rubel hervor.

„Hier hast du zwei für dich — Spielgeld — und den Rest als Trinkgeld.“



„Danke ergebenst,“ sagte ich. Ich sah: ein netter Herr! Für den kann man schon untern Tisch kriechen. Schade nur, daß er nicht um Geld spielen will; sonst würde ich mich schon anstrengen, kaum hast du dich versehen: so sind schon an die zwanzig oder vierzig Rubel gewonnen.

Wie der „Pan“ aber das Geld bei dem Fremden sah, sagte er gleich zu ihm: „Ist nicht ein Spielchen gefällig? Sie spielen ja so ausgezeichnet.“ — Wie ein Fuchs machte er sich an ihn heran.

„Nein,“ sagte dieser, „entschuldigen Sie, ich habe keine Zeit.“ — Und ging weg.

Der Teufel weiß, wer dieser „Pan“ war. Irgend jemand hatte ihn „Pan“ getauft und diesen Namen behielt er dann auch weiter. Tagaus tagein saß er im Billardzimmer und guckte zu. Was hatte man ihn schon geprügelt, ausgeschimpft, von jedem Spiel ausgeschlossen, — er kam aber immer wieder, setzte sich hin, brachte sich 'ne Pfeife mit und rauchte. Aber spielen tat er fein... die Bestie!

Nun gut. Nechljudow kam das zweite, das dritte Mal und begann dann öfters zu kommen. Morgens und abends kam er. Carambolage, A-la-guerre,<sup>1)</sup> Pyramide — alles lernte er spielen. Er wurde gewandter, lernte alle kennen und fing schon an, ganz anständig zu spielen. Jung und reich war er ja und aus vornehmem Hause, also wurde er natürlich von jedem geachtet. Nur mit dem „großen Gast“ ist er einmal in Streit geraten.

Der Grund war ein ganz nichtiger.

Man spielte A-la-guerre: der Fürst, der große Gast, Nechljudow, Oliver und noch irgend jemand. Nechljudow stand am Ofen und unterhielt sich mit jemand, der Große aber war am Spiel. Nun blieb seine Kugel ausgerechnet gegenüber dem

---

<sup>1)</sup> Billardspiel mit kleinen Bällen. Anm. des Übersetzers.

Ofen stehen: eng war es dort und zudem liebte er tüchtig auszuholen.

Nun sah er vielleicht den Nechljudow nicht oder tat es mit Absicht — jedenfalls holte er gehörig aus und versetzte dem Nechljudow mit aller Kraft einen Stoß mit dem Griff gegen die Brust! Der Armste ächzte sogar vor Schmerz. Nun, und was geschah darauf? — Der andere entschuldigte sich nicht einmal — so ein Knote! ging einfach weiter und blickte ihn nicht einmal an, sondern brummte noch:

„Wozu drängt er sich hier vor? Daher habe ich die Kugel auch verfehlt. Ist denn kein anderer Platz da?“

Nechljudow trat an ihn heran. Ganz blaß war er, aber sprechen tat er, als ob nichts geschehen wäre, so höflich drückte er sich aus:

„Sie müßten sich erst entschuldigen, Herr; Sie haben mich ja gestoßen.“

„Ich habe keine Zeit für Entschuldigungen. Ich hatte beinahe schon gewonnen, jetzt aber wird der andere die Kugel machen.“

Da sagt Nechljudow wieder zu ihm:

„Sie müssen sich entschuldigen.“

„Scheren Sie sich weg,“ antwortet jener. „So ein zudringlicher Mensch!“ — und dabei starrt er nur immer auf seine Kugel hin.

Nechljudow trat noch näher auf ihn zu und faßte ihn an der Hand.

„Sie sind ein Flegel, mein Herr!“ sagte er.

Obgleich er so schlank und jung wie ein niedliches Mädchen war, Courage hatte er doch: die Augen funkelten ihm, als wollte er den andern auffressen. Der „große Gast“ aber — das war ein kräftiger, hochgewachsener Kerl, wie konnte es Nechljudow mit ihm aufnehmen!

„Wa — as? Ich, ein Flegel!“

Er schrie den andern an und holte schon zum Schlage aus. Aber alle, die dabei waren, liefen schnell hinzu, faßten die beiden an den Händen und trennten sie.

Man redete eine Weile hin und her. Nechljudow sagte:

„Er muß mir Genugtuung geben: Er hat mich ja beleidigt“; das heißt, er wollte sich mit ihm duellieren. Dafür sind es Herrschaften. So ist es bei denen nun einmal Sitte . . . anders geht das nicht . . .

„Ich will von keiner Genugtuung etwas wissen, er ist ein grüner Junge und damit basta. Ich werde ihn an den Ohren zausen.“

„Wenn Sie nicht kämpfen wollen“, sagt der andere, „so sind Sie ein unanständiger Mensch.“

Dabei weint er fast wegen der Kränkung.

„Und du bist noch ein Knabe“, erwiderte der andere, — „du kannst mich überhaupt nicht beleidigen.“

Also, man hat die beiden, wie es so üblich ist, nach verschiedenen Zimmern geführt. Nechljudow war mit dem Fürsten befreundet. „Geh doch um Gotteswillen hin“, sagte er zu diesem, „und überrede ihn, daß er sich duellieren soll. Er war ja betrunken, vielleicht besinnt er sich noch, die Sache kann nicht so enden“, sagte er.

Der Fürst ging hin. Der Große aber antwortete ihm:

„Ich habe mich auch schon duelliert und im Krieg gekämpft. Aber mit einem Jungen werde ich nicht kämpfen. Ich will nicht und damit basta.“

Was war da zu machen! Die beiden redeten und redeten noch eine Weile hin und her, dann verstummten sie; aber der „große Gast“ kam nicht mehr zu uns.

In diesem Punkte — ich meine die Ehre — war er so stolz wie ein Hahn . . . ich meine, Nechljudow . . . Aber von was anderem

hat er nichts verstanden. Ich erinnere mich: einmal fragte der Fürst ihn:

„Was für Frauen hast du hier?“

„Keine“, antwortet er.

„Wie denn keine?“

„Wozu auch?“ fragt Nechljudow.

„Wie denn wozu?“

„Ich habe ja bisher so gelebt,“ sagt der andere. „Also warum soll das unmöglich sein?“

„Wie: so gelebt hast du? Ausgeschlossen!“

Und dabei bricht er in ein Gelächter aus und der „Pan“ mit dem großen Schnurrbart auch. Ausgelacht haben sie ihn.

„Also noch nie?“, fragen sie.

„Niemals.“

Die beiden lachen sich tot. Ich habe natürlich gleich verstanden, weswegen. Und dabei dachte ich mir: was wohl aus ihm werden wird?

„Wollen wir gleich hinfahren,“ sagt der Fürst.

„Niemals!“, sagt der andere.

„Aber laß doch; es ist ja lachhaft. Trink dir Mut an und dann fahren wir hin.“

Ich brachte ihnen eine Flasche Champagner. Man leerte sie und dann führte man das Kerlchen weg.

Sie fahren hin.

Um ein Uhr herum kamen sie zurück. Sie bestellten sich Abendbrot und da kamen noch viele hinzu, lauter feine Herren: Utanow, Fürst Kasin, Graf Schustach, Mirzow, alle gratulierten dem Nechljudow und lachten. Man rief mich, und ich sah — alle waren schon gehörig angeheitert.

„Gratulier dem Herrn,“ sagten sie zu mir.

„Wozu?“, frage ich.

Wie sagten sie doch gleich? Zur Einweihung oder zur Aufklärung, ich weiß es nicht mehr genau.

„Habe die Ehre zu gratulieren,“ sagte ich zu Nechljudow.

Er aber wurde ganz rot und lächelte nur verlegen. Was man da gelacht hat!

Na schön. Dann gingen alle, lustig, wie sie waren, nach dem Billardzimmer. Nur Nechljudow sah sich kaum noch ähnlich: seine Augen waren trübe, er murmelte kaum hörbar etwas mit den Lippen, hatte fortwährend den Schlucken und konnte kaum ein Wort richtig sprechen. Natürlich: bei seiner Unerfahrenheit hat es ihn gleich umgeschmissen. Er trat an den Billardtisch, stützte sich mit dem Ellbogen darauf und sagte:

„Ihr amüsiert euch, mir aber ist traurig zumute. Wozu habe ich das getan? Ich werde es weder dir noch mir selbst mein Leben lang verzeihen,“ sagte er zum Fürsten.

Und dabei bricht er in Weinen aus. Natürlich, getrunken hat er auch und da wußte er selber nicht, was er sprach. Nun trat der Fürst auf ihn zu und lächelte ihn an:

„Beruhige dich,“ sagte er, alles ist nicht der Rede wert...  
Fahren wir nach Hause, Anatol.“

„Ich werde nirgendswohin fahren. Wozu habe ich's getan?“  
— und weint — und weint. Steht am Billardtisch wie angewurzelt und geht nicht vom Fleck. Was das doch für ein junger, unerfahrener Mensch war!... Den Billardtisch hat er dabei ganz beschmutzt. Schon am nächsten Tage mußte er achtzig Rubel für das Tuch bezahlen.

So kam er oft zu uns. Einmal kam er mit dem Fürsten und dem Herrn mit dem großen Schnurrbart, der überall mit dem Fürsten hinging. Gott weiß, woher er stammte. Vielleicht aus dem Beamtenstand oder er war vielleicht schon außer Dienst. Die Herren nannten ihn immer Fedotka. So'n häßlicher Mensch

war es, mit vorstehenden Backenknochen, aber er hielt sich sauber und fuhr stets im Wagen. Gott weiß, warum die Herrschaften ihn so gern hatten. Fedotka hin, Fedotka her, aber siehe da, er iszt und trinkt und läßt sich freihalten. Aber ein Schuft war es! Verlor er — dann zahlte er nicht. Gewann er aber, dann gnade dir Gott! Was hatte man ihn schon ausgeschimpft, der „große Gast“ hatte ihn vor meinen Augen sogar verprügelt und gefordert . . . und doch ging er weiter untergefaßt mit dem Fürsten.

„Du,“ sagt er zu ihm, „ohne mich gehst du ja zugrunde.“

So ein Possenreißer! Schön. Die drei kamen also. Der eine sagte:

„Wollen wir nicht zu dritt A-la-guerre spielen?“ — „Gemacht,“ sagen die andern.

Sie begannen zu spielen, um drei Rubel den Einsatz. Nechljudow schwangte dabei fortwährend mit dem Fürsten:

„Du mußt dir einmal ihr Bein ansehen.“ — „Ach was, Bein“, sagt der andere, „der Zopf, der ist schön.“

Natürlich achten sie dabei gar nicht aufs Spiel und reden nur immerfort miteinander. Unterdessen spielt Fedotka mit Bedacht, macht zuweilen sogar einen Zurückzieher, die beiden aber machen Fehlstöße oder spielen sogar direkt gegen einander. Also er gewann jedem sechs Rubel ab. Was er mit dem Fürsten für Geldgeschäfte hatte, weiß Gott allein, niemals hatten sie einander die Schulden bezahlt; allein Nechljudow holte zwei grüne Lappen hervor und reichte sie ihm.

„Nein,“ sagt Fedotka, „ich will von dir kein Geld nehmen. Wollen wir lieber einfach quitte ou double spielen, das heißt entweder sind wir quitt oder einer von uns muß das Doppelte bezahlen.“

Ich stellte die Kugeln auf. Fedotka ließ sich etwas vorgeben, dann ging das Spiel los. Nechljudow spielte nur zum Schein,

manchmal blieb er beim Spiel stehen: Nein, sagte er dann, ich wollte auch nicht, es ist zu leicht. Fedotka aber war ganz bei der Sache und nur auf seinen Vorteil bedacht. Er ließ sich aber natürlich nichts anmerken und gewann die Partie wie unversehens.

„Wollen wir noch einmal ums Ganze spielen?“ sagte er dann.

„Gemacht.“

Er gewann wieder.

„Wir haben ja nur um eine Lappalie gespielt,“ sagte er; „ich will nicht viel von dir gewinnen. Wollen wir noch einmal ums Ganze spielen?“

„Gut.“

Um 50 Rubel ist es immerhin schade; jetzt bittet schon Nechljudow selbst den anderen: „Wollen wir noch einmal ums Ganze spielen!“

Und so geht das Spiel immer wieder von neuem los, und schließlich gewinnt Fedotka ihm 280 Rubel ab. Er ist ja schlau: eine einfache Partie verliert er, ist aber der Einsatz ein vielfacher, so gewinnt er. Der Fürst sieht die ganze Zeit zu; als er sah, daß die Sache ernst wurde, sagte er:

„Assez, assez!“

3 wo . . . Die beiden setzten weiter einen Geldbatzen um den anderen ein.

Schließlich endete die Sache damit, daß Nechljudow etwas über 500 Rubel verlor. Fedotka legte das Queue auf den Tisch und sagte:

„Ist's nicht genug? Ich bin müde.“

Natürlich war es nur ein Manöver von ihm. Er war bereit, bis zum Morgen zu spielen, wenn er nur gewann. Den anderen aber gelüstete es nach mehr, und er drang darauf, weiter zu spielen.

„Nein, nein,“ sagte Fedotka, „bei Gott, ich bin zu müde. Wollen wir lieber hinaufgehen. Dort kannst du dich auch revanchieren.“

Oben pflegten nämlich die Herrschaften bei uns Karten zu spielen. Erst „Préférence“, eine Weile danach — stieg auch schon ein Hazardspiel.

Nun also von diesem Tage an hatte Fedotka ihn so umgarnt, daß er jeden Tag zu uns zu kommen begann. Spielte eine — zwei Partien, und ging dann nach oben hinauf, immer nach oben hinauf.

Was sie dort taten, weiß Gott allein, aber er wurde ein ganz anderer Mensch und machte immer mit Fedotka gemeinsame Sache. Ehedem war er nach der Mode gekleidet gewesen, schön sauber und frisiert, von da an aber sah er nur noch des Morgens anständig aus; war er aber oben gewesen, so kam er ganz zerzaust, den Rock voller Flecken und Kreide, mit schmutzigen Händen herunter.

Eines Tages kommt er mit dem Fürsten von oben herunter. Ganz blaß ist er, die Lippen zittern ihm, und er redet eifrig auf den andern ein:

„Ich werde ihm nicht erlauben, mir zu (wie sagte er doch gleich?) . . . daß ich unfein bin und daß er meine Karten nicht schlagen wird. Ich habe ihm, sagt er, 10000 Rubel bezahlt, also könnte er in Gegenwart anderer vorsichtiger sein.“

„Ach, laß es gut sein,“ sagt der Fürst. „Es ist ja nicht der Mühe wert, Fedotka böse zu sein.“

„Nein,“ sagt er, „ich lasse es ihm nicht durchgehen.“

„Hör auf, wie kann man sich nur so herabwürdigen, mit Fedotka einen Streit anzufangen.“

„Aber es waren doch Fremde dabei.“

„Na und wenn schon? Willst du, so werde ich ihn auf der Stelle zwingen, dich um Verzeihung zu bitten?“

„Nein.“

Dann murmelten sie noch eine Weile auf französisch miteinander, ich hab kein Wort verstanden. Und was kam dann?



Schon denselben Abend aßen sie wieder zusammen mit Fedotka, und die Freundschaft begann von neuem.

Manchesmal kam er allein.

„Was meinst du,“ sagte er zu mir, „spiele ich gut?“

Unser Grundsatz ist ja bekannt: es jedem recht zu machen. Da antwortete ich natürlich: „gut.“ In Wahrheit aber war davon keine Rede. Er klapperte auf dem Billardtisch nur herum, auf irgend'nen Vorteil aber war er nicht im geringsten bedacht. Aber von der Zeit an, da er sich mit Fedotka eingelassen hatte, begann er immer um Geld zu spielen. Ehedem wollte er niemals um irgendwas spielen, weder um das Essen noch um Champagner; sagte der Fürst zu ihm: „Wollen wir doch um eine Flasche Champagner spielen,“ — so erwiderte er: „Nein, nein, ich lasse lieber eine so bringen. Kellner, eine Flasche!“

Von der Zeit an aber begann er immer auf Gewinn zu spielen. Tagtäglich kam er zu uns: entweder spielte er Billard mit jemand oder er ging nach oben hinauf. Da dachte ich mir: warum sollen andere alles, und ich nichts davon haben?

„Warum haben Sie schon so lange nicht mit mir gespielt, Herr?“ fragte ich ihn.

Darauf begannen wir beide zu spielen. Ich gewann ihm so gegen 10 halbe Rubel ab. „Ist's Ihnen gefällig, auf Revanche zu spielen, Herr?“

Er schwieg und sagte nicht mehr „Dummkopf“ zu mir wie ehedem. Nun ging das Spiel wieder los: immer wieder auf Revanche; schließlich gewann ich so etwa 80 Rubel. Da begann er jeden Tag mit mir zu spielen. Er pflegte zu warten, bis keiner mehr im Zimmer war: vor andern genierte er sich natürlich, mit einem Markeur zu spielen. Einmal — er hatte an dem Tage schon gegen 60 Rubel an mich verloren — regte er sich ganz besonders auf.

„Willst du ums Ganze spielen?“ sagt er.

„Gemacht,“ sage ich.

Ich gewann wieder.

„Hundertzwanzig gegen hundertzwanzig?“

„Gemacht,“ sage ich.

Wieder gewann ich.

„Zweihundertvierzig gegen zweihundertvierzig?“

„Wird es nicht zu viel sein?“, frage ich.

Er schwieg. Das Spiel ging aufs neue los: wieder gewann ich.

„Vierhundertachtzig gegen vierhundertachtzig?“ – Ich antworte:

„Herr, wozu soll ich Sie so in die Enge treiben. Geben Sie mir 100 Rubelchen; auf den Rest verzichte ich.“

Da schrie er mich an! Und war doch sonst immer so still.

„Ich werde dich durchprügeln. Spielst du oder spielst du nicht?“

Ich sah: da war nichts zu machen.

„Dreihundertachtzig, sage ich, wenns beliebt.“

Natürlich wollte ich verspielen. Ich gab ihm vierzig vor. Er hatte zweifundfünfzig, ich sechsunddreißig. Da begann er mit der gelben Kugel zu spielen und gewann achtzehn Points. Meine Kugel aber stand in der Mitte. Ich stieß so, daß sie fehlgehen sollte. Aber kein Gedanke, ich machte ein Doublet. Wieder war das Spiel mein.

„Hör mal, Peter,“ sagte er zu mir (er sagte nicht Petruschka), „ich kann dir jetzt nicht die ganze Schuld bezahlen, aber in zwei Monaten kann ich, wenn es nötig ist, auch dreitausend bezahlen.“

Und dabei wurde er rot, die Stimme zitterte ihm sogar.

„Gut denn, Herr,“ sage ich.

Ich stellte das Queue weg. Er ging noch eine Weile im Zimmer auf und ab, der Schweiß troff ihm nur so vom Gesicht herunter.

„Peter,“ sagte er dann, „wollen wir nochmal ums Ganze spielen.“

Dabei ist er dem Weinen nahe. Ich antworte:

„Wozu wieder spielen, Herr!“

„Also, ich bitte dich.“

Er reichte mir selber das Queue. Ich nahm es und schmiß die Kugeln nur so auf den Tisch hin, daß sie herunterfielen: Natürlich, man muß doch ein wenig wichtig tun. Dabei sage ich:

„Also los, Herr.“

Aber er selber brannte schon so sehr auf das Spiel, daß er die Kugel aufhob. Ich dachte mir: Die siebenhundert Rubel werde ich ja sowieso nicht bekommen: Also werde ich verspielen — und begann mit Absicht schlecht zu spielen. Was aber machte er?

„Warum spielst du mit Absicht schlecht?“ sagte er.

Dabei zittern ihm die Hände und wenn eine Kugel aufs Netz zuläuft, spreizt er die Finger, zieht den Mund schief und neigt sich mit Kopf und Händen gegen das Netz. Da mußte ich schon sagen:

„Das hilft nicht, Herr.“

Na schön. Als er die Partie gewonnen hatte, sagte ich zu ihm:

„Sie schulden mir also hundertachtzig Rubel und Spielgeld für hundertfünfzig Partien; jetzt gehe ich aber essen.“

Ich stellte das Queue hin und ging aus dem Zimmer. Ich setzte mich ans Tischchen, das gegenüber der Tür steht, und guckte hinüber: was er wohl jetzt machen würde? Und was machte er tatsächlich? Ging eine Weile auf und ab — er dachte sich wohl, niemand sähe ihn, — und raufte sich plötzlich das Haar! — dann ging er wieder hin und her, brummte etwas vor sich hin und raufte sich plötzlich wieder das Haar.

\* \* \*

Darnach sah man ihn so etwa acht Tage lang nicht. Dann trat er eines Tages ins Eßzimmer. Er sah sehr düster aus. Nach dem Billardzimmer ging er nicht mehr.

Der Fürst erblickte ihn:

„Wollen wir mal hingehen und eine Partie spielen,“ sagte er zu ihm.

„Nein, ich will nicht mehr spielen.“

„Aber laß es doch gut sein, gehen wir.“

„Nein, ich gehe nicht. Dir wird es ja nichts nützen, wenn ich hingehe, mir aber wird's nur schaden.“

Etwa zehn Tage noch ließ er sich nicht sehen. Dann aber kam er einmal während der Festtage, mit 'nem Frack angezogen — er war wohl auf Besuch gewesen — und blieb den ganzen Tag über: spielte in einem fort, kam dann den andern Tag wieder, den folgenden wieder . . . und dann fing's an wie ehemals. Ich selber wollte einmal wieder mit ihm spielen.

„Nein,“ sagte er, „mit dir werde ich nicht mehr spielen, was aber die hundertachtzig Rubel sind, die ich dir schulde, so komm in einem Monat zu mir, dann bekommst du sie.“

Gut, nach einem Monat kam ich zu ihm.

„Bei Gott,“ sagt er, „ich habe das Geld nicht. Komm am Donnerstag wieder.“

Ich kam am Donnerstag. Eine schöne Wohnung hatte er.

„Nun,“ frage ich. „Ist der Herr zu Hause?“

„Er schläft,“ sagt man mir.

„Gut, ich werde warten.“

Der Kammerdiener stammte von feinem Gute; ein einfacher, grauköpfiger, harmloser Alter. Wir kamen ins Gespräch.

„Wozu leben wir nur hier, ich und mein Herr?“ sagte er. „Alles haben wir durchgebracht und weder Ehre eingelegt, noch haben wir irgendeinen Vorteil von diesem Petersburg. Als wir vom

Gute wegfuhrten, da dachten wir: wir werden es so haben wie unter dem seligen Herrn, das Himmelreich möge ihm zuteil werden, — mit lauter Fürsten, Grafen und Generälen verkehren, uns unter den Gräfinnen eine Schönheit mit einer großen Mitgift aussuchen und ein herrschaftliches Leben anfangen, wie es einem Adligen geziemt; aber es kommt so heraus, daß wir uns nur in den Wirtshäusern herumtreiben — oh, es ist schlimm, sehr schlimm! Die Fürstin Rtischtschew ist doch unsere leibliche Tante und der Fürst Borotynzew unser Taufpate. Was nun aber? — Nur ein einziges Mal, Weihnachten, ist er dort gewesen, seitdem läßt er sich dort nicht mehr sehen. Die Leute lachen mich ja aus: Nun, sagen sie, Ihr Herr artet wohl nicht nach dem Vater. Einmal sagte ich zu ihm:

„Warum belieben Sie nicht Ihre Tante aufzusuchen, Herr? Die gnädige Frau sehnt sich nach Ihnen.“

„Es ist dort langweilig, Demjanysch,“ antwortet er mir.

„Sieh mal einer an! Er findet es nur im Wirtshaus amüßant. Wäre er wenigstens im Dienst, aber nein: er befaßt sich mit Kartenspiel und ähnlichen Dingen, aber solche Sachen nehmen nie ein gutes Ende . . . E-Eh, um nichts und wieder nichts geht man hier zugrunde! . . . Die selige gnädige Frau, das Himmelreich möge ihr zuteil werden, hat uns das herrlichste Gut hinterlassen: über tausend Seelen, und der Wald war wohl dreihunderttausend wert. Alles hat er nun versetzt, den Wald verkauft, die Bauern ruiniert, und doch ist nichts da. Wenn die Herrschaft aber nicht da ist, nimmt sich der Verwalter bekanntlich noch mehr heraus als die Herrschaft selbst: er nimmt den Bauern ihr Letztes weg und damit basta. Was hat denn der für Sorgen! Nur seine eigenen Taschen zu füllen, dann können alle von ihm aus Hungers sterben. Neulich brachten zwei Bauern Beschwerden von der ganzen Gemeinde vor.“

„Ganz zugrunde gerichtet hat er die Bauern,“ klagten sie.

„Was tat nun der Herr? Laß die Beschwerdeschriften durch und gab jedem Bauern zehn Rubel. — ‚Ich werde bald selbst dorthin kommen,‘ sagte er. ‚Wenn ich mein Geld bekomme und alle bezahlt habe,‘ sagt er, ‚dann fahre ich von hier weg.‘“

„Aber wie soll er denn bezahlen, wenn wir lauter Schulden machen? Immerhin den ganzen Winter haben wir hier verlebt und an achtzigtausend durchgebracht; und jetzt ist kein einziger Silberrubel im Hause! Das kommt alles von seiner Gutmütigkeit. Ein so einfacher, so unendlich guter Herr ist er. Darum geht er auch zugrunde, um nichts und wieder nichts.“

Dabei ist der Alte dem Weinen nahe. So ein drolliger alter Mann.

Um elf Uhr herum wachte der Herr auf und ließ mich rufen.

„Man hat mir kein Geld geschickt,“ sagte er, „aber ich habe keine Schuld daran. Mach die Tür zu.“

Ich machte sie zu.

„Da,“ sagte er, „hier hast du die Uhr oder die Brillantnadel, versetze sie. Du wirst über hundertachtzig Rubel für sie bekommen. Wenn ich wieder Geld habe, werd ich sie auslösen.“

„Gut, Herr,“ sage ich, „wenn Sie kein Geld haben, da ist nichts zu machen: geben Sie mir meinetwegen die Uhr. Ich tue es Ihretwegen.“

Dabei sehe ich, daß die Uhr so etwa dreihundert Rubel wert ist.

Na schön. Also ich versetze die Uhr für hundert Rubel und bringe ihm die Quittung.

„Sie bleiben mir noch achtzig Rubel schuldig,“ sage ich, „die Uhr belieben Sie selber auszulösen.“

So blieb er mir denn bis auf den heutigen Tag achtzig Rubel schuldig.

Er begann also wieder täglich zu uns zu kommen. Ich weiß

ja nicht, was er mit dem Fürsten für Geschäfte hatte, aber immer waren die beiden zusammen. Manchmal gingen sie zu dritt mit Fedotka nach oben spielen. Auch die drei hatten irgendwelche verwickelten Geschäfte miteinander: bald gibt der jenem, bald jener diesem etwas, aber wer dem andern etwas schuldig ist, das ist nicht festzustellen.

Und so verkehrte er zwei Jahre lang bei uns, beinahe Tag für Tag; sein früheres schüchternes Aussehen hatte er ganz verloren: er wurde jetzt viel fecker und brachte es manchmal sogar fertig, mich um einen Rubel für eine Droschke anzupumpen; dabei spielte er mit dem Fürsten um hundert Rubel die Partie.

Er sah sehr traurig aus, magerte ab und war ganz gelb im Gesicht geworden. Sobald er kam, pflegte er sich sogleich ein Gläschen Absinth reichen zu lassen, frühstückte auf dem Kanapee und trank zum Schluß Portwein; danach wurde er etwas heiterer.

Eines Tages — es war Faschingszeit — erschien er vormittags und fing mit irgendeinem Husaren ein Spiel an.

„Wollen Sie um etwas spielen?“ fragte er ihn.

„Gern,“ sagt der andere. „Und um was?“

„Um eine Flasche Claudevougeau; wollen Sie?“

„Gemacht.“

Also schön. Der Husar gewann, und sie gingen essen. Sie setzten sich an den Tisch, und Nechljudow rief den Kellner:

„Simon! Eine Flasche Claudevougeau, aber sieh zu, daß der Wein gut angewärmt ist.“

Simon ging und kam mit dem Essen, aber ohne die Flasche zurück.

„Wo ist der Wein?“

Simon lief wieder weg und brachte den Braten.

„Bring doch den Wein!“

Simon schwieg.

„Du bist wohl verrückt! Wir sind ja gleich fertig mit dem Essen, und der Wein ist noch nicht da. Wer wird denn Wein zum Dessert trinken?“

Simon lief weg, kam wieder und sagte:

„Der Wirt möchte Sie sprechen.“

Nechljudow wurde ganz rot und sprang von seinem Platz auf.

„Was will er?“

Der Wirt stand schon an der Tür.

„Ich kann Ihnen nichts mehr borgen,“ sagte er, „wenn Sie mir Ihre Schuld nicht bezahlen.“

„Aber ich sagte Ihnen schon, ich bezahle Ihnen Anfang nächsten Monats.“

„Wie Sie wünschen, aber ich kann ja nicht fortwährend Kredit geben und nichts bezahlt bekommen. Mir gehen ja ohnehin zehntausende an Schulden verloren.“

„Lassen Sie's gut sein, mon cher, mir können Sie schon glauben. Schicken Sie die Flasche her, und ich werde mich bemühen, Sie so schnell wie möglich zu bezahlen.“ Und er lief weg.

„Warum hat man Sie gerufen?“ fragte der Husar, als er zurückkam.

„Ach, nur so, er hatte eine Bitte an mich.“

„Ein Gläschen warmen Weines täte jetzt wohl,“ sagte der Husar.

„Nun, Simon?“

Mein Simon lief wieder nach dem Buffet, kam aber wieder ohne Wein zurück. Schlimm! Nechljudow sprang auf und kam zu mir gelaufen.

„Um Gottes Willen, Petruschka, borge mir sechs Rubel.“ Er war kaum noch zu erkennen, so erregt war er.

„Ich hab kein Geld, Herr, bei Gott,“ antwortete ich, „auch sind Sie mir ja so wie so schon viel Geld schuldig.“



„In einer Woche gebe ich dir vierzig Rubel für die sechs.“

„Wenn ich sie hätte, würde ich nicht wagen, Ihnen die Bitte abzuschlagen, aber, bei Gott, ich hab sie nicht.“

Er lief in den Korridor hinaus, biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, begann wie tollwütig im Korridor hin und her zu laufen und schlug sich gegen die Stirn.

„Ach Gott, was soll nur werden?“

In das Eßzimmer ging er nicht mehr zurück, sondern sprang in eine Droschke und fuhr davon. Man hat viel darüber gelacht. Der Husar fragte:

„Wo ist denn der Herr, der mit mir speiste?“

„Weggefahren.“

„Wie, weggefahren? Was hat er hinterlassen?“

„Er hat nichts hinterlassen. Er setzte sich in die Droschke und fuhr davon.“

„Netter Kerl das!“

Nun, sagte ich mir, jetzt wird er sich lange nicht sehen lassen, nach einer solchen Schande, heißt das. Aber weit gefehlt. Schon am nächsten Tage kam er abends wieder. Ging ins Billardzimmer und brachte irgend einen Kasten mit. Den Mantel legte er ab.

„Komm, spielen wir,“ sagte er zu mir.

Er sah sehr vergrämt aus und blickte mürrisch vor sich hin. Wir spielten eine Partie.

„Genug,“ sagte er, „jetzt geh hin und bring mir Papier und Feder, ich muß einen Brief schreiben.“

Ganz ahnungslos brachte ich das Papier und legte es auf den Tisch im kleinen Zimmer.

„Es ist schon da, Herr.“

„Na schön.“ Er setzte sich an den Tisch, schrieb lange und brummte sich etwas in den Bart; dann sprang er vom Stuhl auf; er sah sehr finster aus.

„Geh hin,“ sagte er zu mir, „und sieh mal nach, ob mein Wagen da ist.“

Es war Freitag in der Fastnachtswoche, und es waren keine Gäste da: Alle waren auf irgendeinem Ball.

Raum war ich hinter der Tür, da hörte ich ihn ganz erschrocken rufen:

„Petruschka! Petruschka!“

Ich ging zurück und sah, wie er, weiß wie Leinwand, da stand und mich anblickte.

„Sie liebten mich zu rufen, Herr?“

Er schwieg.

„Was wünschen Sie?“

Er schwieg noch immer.

„Ach ja,“ sagte er nach einer Weile. „Wollen wir noch einmal spielen?“

„Also schön.“ Er gewann die Partie.

„Habe ich gut spielen gelernt?“

„Jawohl“ sagte ich.

„Das ist es eben. Nun geh jetzt hin und sieh nach, wo mein Wagen bleibt.“

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Ganz ahnungslos ging ich auf die Freitreppe hinaus: da aber war kein Wagen, und so ging ich zurück.

Plötzlich hörte ich einen Schlag, als hätte jemand mit dem Queue auf den Fußboden geschlagen. Ich trat ins Billardzimmer; ein sonderbarer Geruch schlug mir entgegen. Und da sah ich: er lag auf dem Fußboden, ganz blutüberströmt und neben ihm eine Pistole. Da erschrak ich so, daß ich kein Wort aussprechen konnte.

Er aber zuckte noch ein paar mal mit dem Bein und streckte sich hierauf lang hin. Dann röchelte er und streckte sich nochmal in seiner ganzen Länge aus.

Weshalb ihm dieses Unglück zustoßen und warum er sich umbringen mußte, weiß Gott allein; einen Zettel freilich hat er hinterlassen, doch ich kann auch daraus nicht klug werden.

Was die Herrschaften doch nicht alles machen!... Es sind eben Herrschaften... Na, mit einem Wort, die Herrschaften!

\* \* \*

„Gott gab mir alles, was ein Mensch sich wünschen kann: Reichtum, einen klingenden Namen, Verstand, hochfliegende Wünsche. Aber ich wollte genießen und trat alles Edle, was in mir war, in den Schmutz.

„Ich bin weder ehrlos, noch unglücklich, noch habe ich irgendein Verbrechen begangen; aber ich tat etwas Schlimmeres: ich tötete meine Gefühle, meinen Verstand, meine Jugend.

„Ich bin von einem schmutzigen Netz umgarnt, aus dem ich nicht herauskommen, an das ich mich aber auch nicht gewöhnen kann. Ich sinke unablässig tiefer, bin mir meines Sinkens bewußt und kann doch nicht Halt machen. Es wäre mir leichter, ehrlos, unglücklich oder ein Verbrecher zu sein. Dann würde ich wenigstens in der düsteren Größe meiner Verzweiflung einen Trost finden. Wäre ich ehrlos, so könnte ich mich über die Ehrbegriffe unserer Gesellschaft erheben und diese verachten.

„Wäre ich unglücklich, so könnte ich mich über mein Schicksal beklagen. Hätte ich ein Verbrechen begangen, so könnte ichs durch Reue oder Strafe sühnen. Aber ich bin einfach gemein, verabscheuungswürdig, ich weiß es und kann mich nicht mehr aufrichten.“

„... Was hat mich zugrunde gerichtet? Lebte in mir irgendeine starke Leidenschaft, die meine Schuld vermindert hätte? Nein.

„Eine Sieben, ein Afz, Champagner, eine gelbe Kugel in der Mitte, Kreide, regenbogenfarbige Geldscheine, Zigaretten, feile Weiber — das sind so meine Erinnerungen!

„Ein furchtbarer Augenblick des Zurückdenkens, dessen niederdrückende Kraft ich niemals vergessen werde, brachte mich zur Besinnung. Ich erschrak, als ich sah, welche unermessliche Kluft mich von dem trennte, was ich anstrebte und hätte erreichen können. In meiner Phantasie tauchten die Hoffnungen, die Gedanken und Träume meiner Jugend wieder auf.

„Wo sind jene lauterer Gedanken über das Leben, die Ewigkeit und Gott, die mit solcher Klarheit und Kraft meine Seele erfüllten? Wo die Kraft der uneigennütigen Liebe, die mein Herz mit freudiger Wärme belebte? Wo die Hoffnung auf eine Entwicklung, die Sympathie für alles Schöne, die Liebe zu den Verwandten, Freunden, zur Arbeit und zum Ruhm? Wo der Pflichtbegriff?

„Man hat mich beleidigt. Ich habe Menschen zum Duell gefordert und dachte, damit den Forderungen der Ehre genügt zu haben. Ich brauchte Geld zur Befriedigung meiner lasterhaften Triebe und meiner Eitelkeit — ruinierte Tausende von Familien, die Gott mir anvertraut hatte, und tat es ohne Scham, — ich, der ich die mir auferlegten heiligen Pflichten so gut kannte. Ein Ehrloser sagte mir, ich sei gewissenlos, ich wolle stehlen, — und ich blieb dennoch sein Freund, da er mir in seiner Ehrlosigkeit versicherte, daß er mich nicht beleidigen wollte. Man sagte mir, es sei lächerlich, ein keusches Leben zu führen, — und ich gab ohne Bedauern die Blüte meiner Seele — die Keuschheit — einem feilen Weibe hin. Ja, um keinen Teil meiner ertöteten Seele ist es mir so leid, wie um die Liebe, deren ich doch so fähig war. Mein Gott! Hat ein Mensch so geliebt wie ich, als ich noch keine Frauen kannte!

„. . . Wie glücklich aber hätte ich sein können, wäre ich den Weg gegangen, den mir mein frischer Geist und mein kindliches, wahrhaftes Gefühl bei meinem Eintritt ins Leben wiesen! Mehr als einmal habe ich versucht, das schmutzige Geleise zu verlassen,

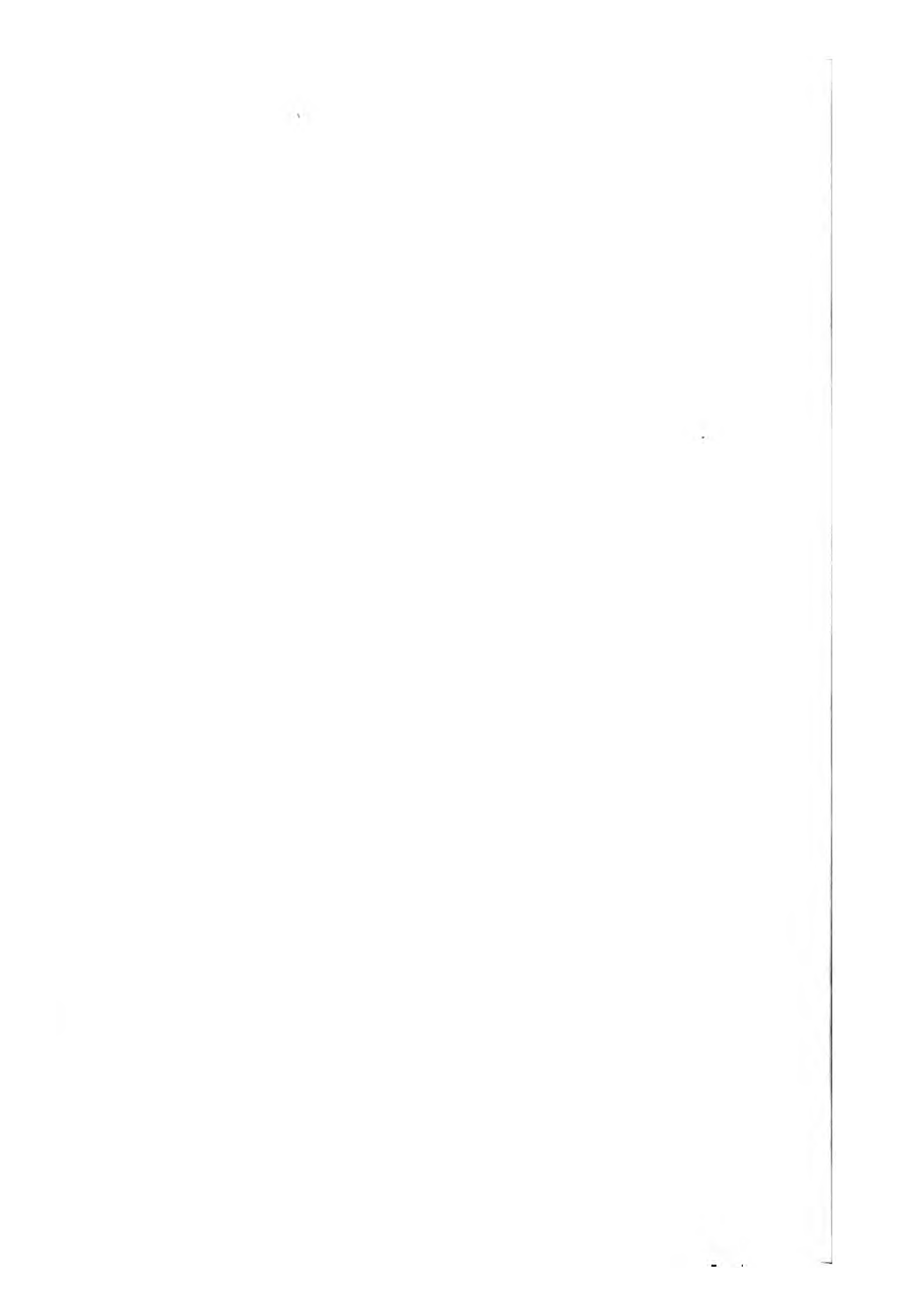
in dem sich mein Leben bewegte, und auf einen hellen klaren Weg hinauszukommen. Ich gelobte mir, meine ganze Willenskraft anzuspannen — aber ich konnte es nicht. Blieb ich allein, so wurde mir unwohl und ängstlich zumute. War ich aber in Gesellschaft, so hörte ich meine innere Stimme überhaupt nicht mehr und sank immer tiefer.

„Schließlich gelangte ich zu der furchtbaren Überzeugung, daß ich mich überhaupt nicht mehr aufrichten konnte, gab den Gedanken daran ganz auf und wollte mich vergessen; aber die hoffnungslose Reue beunruhigte mich nur noch mehr. Da kam mir zum erstenmal ein Gedanke, der für andere ein furchtbarer, für mich aber ein freudiger Gedanke ist — der Gedanke an den Selbstmord. Aber auch in dieser Beziehung war ich gemein und mutlos. Erst gestern flößte mir die dumme Geschichte mit dem Husaren noch genug Mut ein, um mein Vorhaben auszuführen. In mir ist keine Spur von Edelmut mehr übrig geblieben, nur noch Eitelkeit, und aus Eitelkeit vollbringe ich die einzig gute Tat meines Lebens.

„Ich habe erst gedacht, daß die Nähe des Todes meine Seele erheben würde, aber ich habe mich getäuscht. In einer Viertelstunde werde ich nicht mehr sein. Aber mein Denken und Fühlen haben sich nicht im mindesten geändert: noch immer leide ich unter der gleichen sonderbaren Inkonsequenz und jenem Schwanken, jener übermäßigen geistigen Beweglichkeit, die das gerade Gegenteil jener Einheit und Klarheit sind, deren Idee dem Menschen, Gott weiß, aus welchem Grunde, eingepflanzt wurde, damit er ständig davon träumen solle, sie zu besitzen. Die Gedanken daran, was nach dem Tode sein und was man bei meiner Tante Ritschewa über meinen Tod reden wird, diese beiden Gedanken erstehen mit gleicher Eindringlichkeit vor meinem Geiste.“

„Was für ein unbegreifliches Geschöpf ist doch der Mensch!“  
1853.

**Ein Holzschlag**  
Erzählung eines Fähnrichs  
Deutsch von R. v. d. Osten-Sacken



Im Winter des Jahres 185 . . . war eine Abteilung unserer Batterie dem Heerestrupp in der Großen Tschetschnja zugeteilt. Am 14. Februar wurde mir abends mitgeteilt, daß der Zug, den ich in Abwesenheit des Offiziers kommandierte, morgen zum Dienst in der Kolonne bestimmt sei, die ein Waldstück abholzen sollte. Zugleich erhielt ich die nötigen Befehle, gab sie weiter und zog mich früher als gewöhnlich in mein Zelt zurück. Die üble Gewohnheit, dieses mit glühenden Kohlen zu erwärmen, kannte ich nicht und legte mich daher unausgekleidet in mein auf Pfählen errichtetes Bett, zog die Fellmütze über die Augen, hüllte mich fest in den Pelz und verfiel in den festen und schweren Schlaf, wie er sich bei starker Aufregung und Unruhe vor einer Gefahr einzustellen pflegt. In diesen Zustand versetzte mich die Erwartung eines Gefechts, das am morgigen Tage stattfinden sollte.

Um drei Uhr morgens, als es noch ganz dunkel war, wurde der warme Pelz plötzlich von mir weggezogen, und das rote Licht einer Kerze stach mir unangenehm in die schlaftrunkenen Augen.

„Bitte aufzustehen,“ sagte eine Stimme. Ich schloß die Augen, zog den Schafspelz unwillkürlich wieder zurück und schlief ein.

„Bitte aufzustehen,“ wiederholte mein Bursche Dmitrij, mich unbarmherzig an der Schulter packend und schüttelnd, — „die Infanterie setzt sich in Marsch.“

Da kam mir plötzlich die Wirklichkeit zum Bewußtsein; er-



schauernd sprang ich auf. Schnell trank ich ein Glas Tee, wusch mich mit Wasser, das mit einer Eiskruste überzogen war, kroch aus dem Zelt und ging in den Park (d. i. nach dem Ort, wo die Geschütze stehen). Es war dunkel, neblig und kalt. Die hier und da brennenden Feuer beleuchteten die ringsum lagernden schläfrigen Soldaten, durch ihren trüben Purpurschein die Dunkelheit noch verstärkend. In der Nähe hörte ich ein gleichmäßiges, ruhiges Schnarchen, und etwas weiter das laute Treiben, das Gepolter und Gewehrklirren der Infanterie, die sich zum Ausrücken vorbereitete. Es roch nach Rauch, Dünger, Luntten und Nebel. Ein Morgenschauer lief mir über den Rücken, und die Zähne schlugen unwillkürlich aufeinander.

In dieser undurchdringlichen Dunkelheit konnte man nur am Schnauben und am zeitweiligen Gestampf den Standort der angespannten Proß- und Munitionswagen und an den leuchtenden Punkten der Lunttenstöcke den Standort der Geschütze feststellen. „Mit Gott!“ erscholl es, und das erste Geschütz rasselte davon, nach ihm der Munitionswagen; und dann setzte sich der Zug in Marsch. Wir alle nahmen die Mützen ab und bekreuzten uns. Der Zug schwenkte in den Zwischenraum bei der Infanterie ein und machte Halt. Er mußte jedoch noch eine Viertelstunde warten, bis die ganze Kolonne aufmarschiert war und der Führer nebst dem Gefolge angeritten kam.

„Ein Soldat fehlt noch, Nikolaus Petrowitsch!“ sagte eine zu mir tretende schwarze Gestalt, an deren Stimme ich den Unteroffizier des Zuges Maximow erkannte.

„Wer ist's?“

„Welentschuk, Herr. Als wir anschirrten, war er zur Stelle, ich sah ihn die ganze Zeit über; jetzt ist er nicht da.“

Da nicht anzunehmen war, daß die Kolonne sich gleich in Marsch setzen würde, beschlossen wir, den Befreiten Antonow auf

die Suche nach Welentschuk zu entsenden. Bald darauf trabten in der Dunkelheit einige Reiter an uns vorüber; es war der Befehlshaber nebst dem Gefolge. Es dauerte nicht lange, so begann sich die Spitze der Kolonne zu regen und in Bewegung zu setzen; bald folgten auch wir; Antonow und Welentschuk aber waren nicht da. Raum hatten wir jedoch hundert Schritte zurückgelegt, als beide Soldaten uns einholten.

„Wo war er?“ fragte ich Antonow.

„Er schlief im ‚Park‘.“

„Wie? — ist er etwa von Schnaps benebelt?“

„Keineswegs.“

„Warum war er denn eingeschlafen?“

„Ich kann's nicht wissen.“

Schweigend marschierten wir etwa drei Stunden lang im Finstern; es ging langsam über irgendwelche ungepflügte schneefreie Felder und niedrige Sträucher dahin, die unter den Rädern der Geschütze knackten. Endlich machten wir nach Überschreiten eines nicht sehr tiefen, aber reißenden Baches halt. Bei der Vorhut fielen einzelne kurz abgerissene Gewehrschüsse. Diese Laute wirkten, wie stets, besonders ermunternd auf alle. Es war, als ob der Trupp erwachte: in die Reihen der Soldaten kam Leben und Bewegung, alles redete durcheinander und lachte. Hier rang ein Soldat mit dem Kameraden, dort hüpfte einer von einem Fuß auf den andern; ein dritter kaute geröstetes Brot oder „kloppte“ zum Zeitvertreib die Griffe „Präsentiert das Gewehr!“ und „Gewehr ab!“. Überdies wurde der Nebel im Osten immer blasser und die Feuchtigkeit fühlbarer; allmählich traten auch die Gegenstände der Umgebung aus dem Dunkel hervor. Ich konnte die grünen Lafetten und Munitionskarren unterscheiden: das mit Nebeltau bedeckte Kupfer der Geschütze, die mir unwillkürlich bis in die kleinsten Einzelheiten vertraut gewordenen Gestalten

meiner Soldaten, die braunen Pferde und die Reihen der Infanteristen mit den hellschimmernden Bajonetten, Brotsäcken, Ladestöcken und den Kochgeschirren auf dem Rücken.

Bald marschierten wir weiter, jetzt jedoch nicht mehr auf gebahntem Wege, und nach einigen hundert Schritt wies man uns das Feld der bevorstehenden Tätigkeit an. Zur rechten Hand sahen wir das steile Ufer eines sich dahinschlängelnden Fließchens und die hohen Holzsäulen eines tatarischen Friedhofes; links sah man durch den Nebel hindurch einen schwarzen Streifen daliegen. Der Zug prozte ab. Die achte Kompanie, die uns als Deckung diente, stellte die Gewehre zusammen, das ganze übrige Bataillon aber schritt mit Flinten und Äxten in den Wald.

Es vergingen kaum fünf Minuten, so begannen überall Feuer zu knistern und zu qualmen; die Soldaten zerstreuten sich im Walde, schürten die Feuer mit Händen und Füßen, schleppten Äste und Stämme heran; unaufhörlich erscholl das Krachen von mehr als hundert Äxthieben und das dumpfe Geräusch, das die niederfallenden Bäume verursachten.

Die Artilleristen hatten — gleichsam im Wettstreit mit der Infanterie — ein großes Feuer angezündet. Obwohl es bereits so stark loderte, daß eine Annäherung bis auf zwei Schritt nicht möglich war und ein dicker schwarzer Rauch durch die eisbedeckten Zweige drang, von denen Wasser ins Feuer tropfte, so daß sie laut zischten, und die von den Soldaten kräftig zusammengedrückt wurden; obwohl sich unten am Boden schon Kohlen und um das Feuer herum weißes, abgestorbenes Gras angesammelt hatte, — den Soldaten schien's immer noch zu wenig; sie schleppten ganze Stämme herbei, stopften hohes Gras darunter und schürten das Feuer immer kräftiger.

Als ich herantrat, um mir eine Zigarette anzustecken, sah ich, daß Welentschuk, der von jeher übertrieben geschäftig war, sich

mehr als alle anderen um das Feuer bemühte; er wollte offenbar sein Verschulden wieder gut machen. In einem Anfall von Dienst-eifer holte er sogar mit bloßer Hand eine Kohle aus der Mitte des Feuers hervor, warf sie ein paarmal aus einer Hand in die andere und ließ sie dann fallen.

„Zünde doch einen trockenen Ast an und reich ihn herüber,“ sagte ein anderer.

„Reicht den Luntenstock herüber, Brüder,“ sagte ein dritter.

Als ich endlich, ohne Welentschuks Hilfe, der schon wieder die Kohle in die Hand nehmen wollte, die Zigarette angezündet hatte, rieb er sich die verbrannten Hände an den Pelzschößen, nahm, um sich irgendwie zu betätigen, einen großen Platanen-klotz und schleuderte ihn weit ausholend ins Feuer. Als er endlich glaubte, ausruhen zu dürfen, trat er dicht ans Feuer heran; er schlug seinen Mantel, der ihm fest wie der Mantel eines Zylinders anlag, weil er ihn um den Körper geschlungen und mit einem Rückenknopf geschlossen hatte, weit auseinander, spreizte die Beine, streckte die großen schwarzen Hände vor, verzog ein wenig den Mund und kniff die Augen zusammen.

„Pech! Ich hab' die Pfeife vergessen. Ist das ein Jammer, Brüder!“ sagte er nach kurzem Schweigen, aber ohne sich an irgend jemand im besonderen zu wenden.

## 2

In Rußland gibt es drei vorherrschende Soldatentypen, die man bei den Mannschaften sämtlicher Truppengattungen wiederfinden kann, bei den kaukasischen, den Linien- und Gardetruppen, bei der Infanterie, der Kavallerie, der Artillerie usw.

Diese drei Urtypen, die allerdings viele Unterarten und Zwischenstufen aufweisen, sind folgende:

1. Die Unterwürfigen,
2. die Kommandierenden und
3. die Verwegenen.

Die Unterwürfigen zerfallen weiter in a) die kaltblütigen und b) die geschäftigen.

Die Kommandierenden lassen sich eintellen in a) die strengen und b) die klug berechnenden.

Die Verwegenen zerfallen in a) die lustigen Brüder und b) die Lasterhaften.

Die am häufigsten vorkommende Gattung, die liebenswerteste und anziehendste, die meist auch die schönsten christlichen Tugenden: Sanftmut, Frömmigkeit, Geduld und Gottergebenheit in sich vereinigt —, ist die Gattung der Unterwürfigen schlechthin. Die Kaltblütigen unter ihnen zeichnen sich durch unerschütterliche Ruhe aus und verachten alle Wechselfälle des Lebens, die sie treffen könnten. Ist der Unterwürfige ein Trinker, so kennzeichnet ihn ein stiller poetischer Hang und Empfindsamkeit, während das Merkmal des Geschäftigen eine geistige Beschränktheit, verbunden mit einem ziellosem Eifer und großem Fleiß ist.

Die Gattung der Kommandierenden trifft man vorzugsweise in den Kreisen höherer Chargen der Soldaten: unter den Gefreiten, Unteroffizieren, Feldwebeln usw. Zur ersten Unterart, den Gefreiten, gehören durchaus edle, energische, echt militärische Naturen, denen ein hoher poetischer Schwung nicht fremd ist (zu ihnen zählte der Gefreite Antonow, mit dem ich den Leser näher bekannt zu machen gedenke). Die anderen, nämlich die klug berechnenden, werden seit einiger Zeit immer häufiger. Sie sind stets beredt und des Lesens und Schreibens kundig; sie tragen ein rosenfarbenes Hemd, essen nicht aus dem allgemeinen Mannschaftstopf, rauchen bisweilen feinen Mussatow-Tabak und halten sich für etwas weit Höheres, als der gemeine Soldat, sind aber

selten so gute Soldaten, wie die Kommandierenden der ersten Gattung.

Wie bei den Kommandierenden, sind auch bei den Verwegenen die Leute der ersten Kategorie, nämlich die lustigen Brüder, durchaus gutartige Charaktere; sie zeichnen sich durch einen unerschütterlichen Frohsinn, eine starke allgemeine Begabung, Vielseitigkeit des Charakters und Kühnheit aus, während die Leute der zweiten Unterart, die lasterhaften, ebenso abstoßend sind, wie die berechnenden. Jedoch muß man zur Ehre des russischen Heeres bemerken, daß die lasterhaften nur sehr selten vorkommen und dann von den Soldaten selbst von jeder engeren Kameradschaft ausgeschlossen werden. Unglaube und eine gewisse Verwegenheit im Laster sind die hauptsächlichsten Eigenschaften dieser Kategorie.

Welentschuk gehörte zu den geschäftigen Unterwürfigen. Er war von Geburt Kleinrusse und stand schon 15 Jahre lang im Dienst. Er war kein hervorragender Soldat und nicht allzu gewandt, aber einfach, gutmütig und sehr eifrig, obwohl meist zur unrechten Zeit. Am bemerkenswertesten aber war seine große Ehrlichkeit.

Im vergangenen Jahr trat diese Eigenschaft einmal in schönstem Lichte zutage. Fast jeder Soldat betreibt ein Handwerk; am häufigsten sind sie Schneider und Schuster. Welentschuk hatte sich selbst zum Schneider ausgebildet und sogar einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht: erteilte ihm doch selbst der Feldwebel Michael Dorofejitsch manchmal Aufträge. Im vergangenen Jahre nun hatte Welentschuk während der Lagerzeit für den Feldwebel einen eleganten Mantel in Arbeit genommen. Aber in derselben Nacht, als er den zugeschnittenen Stoff nebst den Zutaten vor dem Schlafengehen im Zelt unter sein Kopfkissen gelegt hatte, ereilte ihn ein Unglück: der Stoff, der sieben ganze Rubel gekostet hatte, verschwand während der Nacht spur-

los! Mit Tränen in den Augen, mit zitternden bleichen Lippen und kaum verhaltenem Weinen meldete Welentschuk dem Feldwebel, was geschehen war. Michael Dorofejitsch war sehr erzürnt und erging sich anfangs in Drohungen; schließlich aber ließ er, als vermögender und gutmütiger Mensch, die Sache auf sich beruhen und verzichtete auf einen Schadenersatz. Trotz der größten und rastlosen Bemühungen Welentschucks, der allen weinend von seinem Unglück erzählte, wurde der Dieb nicht gefunden. Zwar ruhte auf einem Soldaten namens Tschernow, der zu der Gattung der verwegenen Lasterhaften gehörte und in demselben Zelt schlief, ein starker Verdacht, doch fehlten bestimmte Beweise. Der Feldwebel, ein klug berechnender und wohlhabender Vorgesetzter, der mit dem Kammer- und dem Verpflegungsunteroffizier (den Aristokraten der Batterie) mancherlei kleine Geschäfte machte, vergaß bald den Verlust des Zivilmantels; Welentschuk dagegen konnte sein Unglück nicht vergessen. Die Kameraden meinten, sie hätten in jener Zeit ernstlich gefürchtet, Welentschuk möchte Hand an sich legen oder in die Berge entfliehen: so nahe wäre ihm dies Unglück gegangen. Er trank und aß nicht, vermochte nicht zu arbeiten und weinte immerfort. Nach drei Tagen erschien er vor Michael Dorofejitsch, langte mit zitternden Händen, bleichen Angesichts, aus dem Ärmelausschlag ein Goldstück hervor und gab es ihm.

„Bei Gott, es ist mein letztes Geld,“ sagte er, wieder aufschluchzend, „aber auch dies habe ich von Schdanow geborgt. Sie erhalten noch zwei Rubel, so wahr ich lebe, wenn ich sie mir verdient haben werde. Er hat mich in ihren Augen zum Spitzbuben gemacht (wer dieser Er war, wußte Welentschuk selbst nicht). Er — diese böshafte gemeine Seele — hat mir, obwohl wir Soldaten doch Brüder sind, das Letzte aus dem Herzen gerissen; ich aber habe fünfzehn Jahre gedient . . .“

Zu Ehren des Feldwebels sei's gesagt, daß er die restlichen zwei Rubel nicht nahm, obgleich Welentschuk sie ihm nach zwei Monaten tatsächlich zurückerstatten wollte.

### 3

Außer Welentschuk wärmten sich noch weitere fünf Mann meines Zuges am Feuer.

Auf dem besten Platz, mit dem Wind im Rücken, saß der Unteroffizier des Zuges, Maximow, seine Pfeife rauchend, auf dem Branntweintönnchen. Die Haltung, der Blick und alle Bewegungen dieses Menschen bezeugten, daß er zu befehlen gewohnt und sich seines Wertes bewußt war, ganz abgesehen von seinem mit Nankingstoff bezogenen Pelz und dem Schnapstönnchen, auf dem er thronte; bildete es doch während der Rast das Wahrzeichen seiner Macht.

Als ich ans Feuer trat, wandte er mir den Kopf zu, seine Augen aber blieben aufs Feuer gerichtet; erst viel später folgten auch sie der Wendung des Kopfes.

Maximow besaß einen eigenen Hof und war wohlhabend; in der Unteroffizierschule war er im Rang aufgerückt und hatte sich mit Gelehrsamkeit vollgesogen. Die Soldaten versicherten, er sei furchtbar reich und schrecklich gelehrt. Ich erinnere mich noch, wie er einmal beim Übungsschießen mit Steilfeuer und Quadranten den um ihn versammelten Soldaten zu erklären suchte, daß die Wasserwage „nichts anderes ist, als was vorgeht, wenn das atmosphärische Quecksilber seine Bewegung hat“. In Wirklichkeit war Maximow keineswegs dumm und verstand seine Sache sehr gut. Leider hatte er aber die Eigenheit, bisweilen absichtlich so zu sprechen, daß es unmöglich war, ihn zu verstehen, und daß er meiner Überzeugung nach selbst nicht verstand, was er sagte. Besonders liebte er die Worte „geht vor



sich" und „fortfahren“, und so oft ich diese hörte, wußte ich schon im voraus, daß ich vom Nachfolgenden rein gar nichts begreifen würde. Die Soldaten dagegen hörten, soviel ich vernahm, mit Vorliebe sein „Geht vor sich“ und glaubten, daß ein tiefer Sinn darin stecke, obwohl sie, ebenso wie ich, kein Wort verstanden. Dies Nichtverstehen aber schrieben sie nur ihrer eigenen Dummheit zu und achteten Siodor Mařimytř um so mehr. Mit einem Wort, Mařimow zählte zu den klugen berechnenden Kommandierenden.

Der zweite Soldat hieß Antonow. Er wechselte vor dem Feuer die Bekleidung seiner roten, sehnigen Füße. Er war derselbe Gefreite Antonow, der im Jahre 37 allein mit zwei Mann bei einem Geschütz verblieb, ohne jede Deckung, mit zwei Gewehrkugeln im Bein, der unermüdlich neben dem Geschütz hin und her gegangen war und weiter geladen und gefeuert hatte, um den angreifenden starken Gegner abzuwehren. — „Längst müßte er Unteroffizier sein, wenn er nicht diesen schlimmen Charakter hätte,“ sagten die Soldaten über ihn.

Und wirklich, er war ein seltsamer Mensch: war er nüchtern, so war er der ruhigste, stillste und ordentlichste Mensch; ergab er sich aber dem Trunk, so wollte er keine Gewalt über sich anerkennen, ließ sich in Prügeleien ein, tobte und war ein ganz untauglicher Soldat. Erst vor einigen Tagen fing er in der großen Fastenwoche an zu trinken und zechte und tobte ungeachtet aller Drohungen, Ermahnungen und Strafen — er wurde sogar ans Geschütz gebunden — genau bis zum ersten Montag der Fasten. In der ganzen Fastenzeit jedoch, während deren auf Grund eines Truppenbefehls ausdrücklich statt der Fastenspeise die gewöhnliche Speise zugelassen worden war, nährte er sich bloß von Zwieback und verschmähte in der ersten Woche sogar das allen Mannschaften zustehende Gläschen

Schnaps. Aber man mußte diese niedrige, eisenfeste Gestalt mit den kurzen O-Beinen und dem glänzenden bärtigen Gesicht sehen, wenn er etwas angeheitert, die Balalaika mit den sehnigen Händen ergriff und, lässig um sich blickend, die „Gnädige Frau“ zu spielen begann; oder wenn er mit umgeworfenem Mantel, an dem die Orden hin und her pendelten, die Hände in die Taschen der blauen Nanking-Hosen versenkt, die Straße entlang ging: und man hätte auf seinem Gesicht den ganzen Soldatenstolz und jene Verachtung alles unsoldatischen Wesens bemerkt und begriffen, daß Antonow in solchen Augenblicken gar nicht umhin konnte, gewissen Leuten ein wenig das Fell zu gerben, sei es einem Offiziersburschen, der ihn angerempelt hatte oder ihm gerade in die Quere kam, oder einem Kosaken, einem Ansiedler, einem Infanteristen, oder überhaupt einem Soldaten, der nicht Artillerist war. Er prügelte und tobte nicht gerade zu seinem eigenen Vergnügen, sondern um den Geist des ganzen Soldatenstandes, als dessen Vertreter er sich fühlte, hoch zu halten.

Der dritte Soldat, der vor dem Feuer hockte, war der Fahrer Tschikin. Er trug einen Ohrring, hatte ein borstiges Schnurrbärtchen, ein Vogelgesicht und zwischen den Zähnen ein Porzellanpfeifchen. Die Soldaten nannten ihn einen „lieben Menschen“. Er gehörte zu den „Lustigen Brüdern.“ War der Frost noch so stark, stak die Batterie auch knietief im Dreck, hatte man auf dem Marsch, bei der Besichtigung, beim Exerzieren, zwei ganze Tage nichts gegessen, — der „liebe Mensch“ schnitt immer spaßhafte Gesichter, machte drollige Kniebeugen und gab solche Scherze zum besten, daß der ganze Zug vor Lachen bersten wollte. Auf der Kast oder im Lager sammelte sich stets ein Kreis von jungen Soldaten um Tschikin, die mit ihm Karten spielten oder seinen Geschichten vom schlauen Soldaten und dem englischen Mylord lauschten oder sich ergöhten, wenn er einen Tataren oder einen

Deutschen nachahmte; er brauchte überhaupt nur seinen Mund zu öffnen und mit den Augen zu blinzeln, so erschollen schon Lachsalven. So war sein Ruf als Spaszmacher bei allen Leuten der Batterie fest begründet; und er verfügte über viel wahre Komik und unerwartete Einfälle. Er fand an jedem Ding etwas Besonderes heraus, worauf andere gar nicht verfielen; die Hauptsache aber war, daß diese Fähigkeit, an allem die komische Seite zu entdecken, vor jeden Prüfungen des Lebens standhielt.

Der vierte Soldat war ein junges, unansehnliches Bürschchen, ein Rekrut vom vergangenen Jahre und zum erstenmal im Felde. Er hatte den schlechtesten Platz inne, stand mitten im Rauch und so nahe dem Feuer, daß dies seinen abgetragenen Pelz beinahe ansengte; wie er jedoch selbstzufrieden mit den auswärts gekehrten Waden und mit weit zurückgeschlagenem Pelz dastand, — schien er sich sehr wohl zu befinden.

Der fünfte Soldat endlich, der etwas weiter ab vom Feuer saß und sich irgendein Stäbchen schnitt, war Onkelchen Schdanow. Er war der dienstälteste Soldat der Batterie, hatte alle noch als Rekruten gekannt, und alle nannten ihn nach alter Gewohnheit „Onkelchen“. Man sagte von ihm, daß er nie getrunken, nie geraucht, nie Karten gespielt (nicht einmal das Nasenstübspiel) und nie gemeine Schimpfworte gebraucht hätte. In der ganzen dienstfreien Zeit lag er dem Schusterhandwerk ob. Feiertags ging er, wenn möglich, in die Kirche oder er zündete vor dem Heiligenbild eine Weihkerze für eine Kopeke an und schlug den Psalter auf, das einzige Buch, das er zu lesen verstand.

Mit den Soldaten hatte er wenig Umgang; gegen die im Rang, wenn auch nicht an Jahren, älteren Kameraden war er kühl, aber höflich; mit den Gleichstehenden hatte er als Nichttrinker nur selten Berührungspunkte; allein die Rekruten und jungen Soldaten liebte er sehr, nahm sich stets ihrer an, hielt be-

lehrende Ansprachen vor ihnen und unterstützte sie häufig. Alle Leute der Batterie hielten ihn für einen Kapitalisten, weil er etwa 25 Rubel besaß, die er einem in wirklicher Notlage befindlichen Kameraden gern borgte.

Der schon erwähnte Maximow, der jetzt Unteroffizier ist, erzählte mir, daß, als er noch als Rekrut vor zehn Jahren bei der Batterie anlangte, die älteren Soldaten bald all sein Geld mit ihm verzechet hätten. Aus Mitleid mit seiner unglücklichen Lage hätte Schdanow ihn zu sich gerufen, ihm für sein Verhalten einen strengen Verweis erteilt, ja sogar Schläge versetzt und ihn ausführlich belehrt, wie man als Soldat leben müsse. Schließlich hätte Schdanow ihm ein Hemd — der Arme hatte das seinige auch schon eingebüßt — und einen halben Rubel gegeben und ihn dann entlassen.

„Er hat einen Menschen aus mir gemacht,“ pflegte Maximow selbst mit Hochachtung und Dankbarkeit von ihm zu sagen.

Auch Welentschuk hatte er geholfen. Dieser war überhaupt sein Schützling, und nicht allein bei dem Unglück mit dem Mantel, sondern schon seit der ersten Rekrutenzeit und im Laufe der ganzen 25 Jahre hatte er Welentschuk auf alle mögliche Weise hilfreich zur Seite gestanden. Im Dienst konnte man sich keinen Soldaten wünschen, der seine Sache besser verstand als Schdanow und der tapferer und gewissenhafter gewesen wäre als er. Jedoch allzu still und unscheinbar, wurde er nicht zum Unteroffizier befördert, obschon er seit 15 Jahren Gefreiter war. Eine große Liebhaberei oder richtiger, Leidenschaft hatte er für Lieder, von denen er einige ganz besonders liebte. Sehr häufig versammelte er einen Kreis von jungen Soldaten, die gute Sänger waren, um sich und, obwohl selbst nicht sangeskundig, stand er immer mitten unter ihnen; die Hände in die Pelztaschen versenkt und mit zusammengekniffenen Augen bekundete er durch Bewegungen des

Kopfes und der Kinnladen seine Teilnahme. Ich weiß eigentlich nicht warum, — aber in dieser gleichmäßigen Bewegung der Kinnladen dicht unter den Ohren, einer Bewegung, die ich bisher bei keinem anderen beobachtet habe, schien mir aus irgendeinem Grunde etwas überaus Ausdrucksvolles zu liegen. Das schneeweiße Haupt, der schwarze gewichste Schnurrbart und das wettergebräunte, runzlige Gesicht verliehen ihm auf den ersten Blick etwas Strenges und Finsteres; wenn man aber seine großen runden Augen genauer betrachtete, insbesondere dann, wenn sie lachten (mit den Lippen lachte er nie), — so war man durch einen ungewöhnlich sanften, fast kindlichen Zug, der darin lag, überrascht.

4

„Das ist ein Jammer! Ich habe die Pfeife vergessen, Brüder!“  
wiederholte Welentschuk.

„Du müßtest Zigarren rauchen, lieber Mann!“ ließ sich Tschikin hören. Er verzog den Mund zu einem Lächeln und fuhr, mit den Augen blinzeln, fort: „Ich rauche zu Hause immer Zigarren, es schmeckt besser.“

Natürlich schüttelten sich alle vor Lachen.

„Na ja, auch die Pfeife hast du vergessen,“ warf Maximow ein, ohne das allgemeine Gelächter zu beachten; er sprach im Tone eines Vorgesetzten und klopfte seine Pfeife stolz auf der Handfläche aus. — „Wo hast du heute morgen gesteckt, he, Welentschuk?“

Welentschuk machte eine halbe Wendung nach ihm hin, wollte die Hand schon an die Mütze legen, ließ sie dann aber wieder sinken.

„Natürlich hast du dich nach dem gestrigen Tage nicht ausgeschlafen, wenn du jetzt im Stehen einschläfst. Für so was sagt man euresgleichen keinen Dank.“

„Eine Kugel mag mich auf der Stelle in Stücke reißen, wenn ich auch nur einen Tropfen in den Mund genommen habe! Ich verstehe ja selbst nicht, was mir geschehen ist, antwortete Welentschuk. „Trinken! . . . als ob mir danach zumute wäre!“ brummte er vor sich hin.

„Mag sein, aber euretwegen stellen uns die Vorgesetzten zur Rede, und ihr treibt es so weiter, — einfach scheußlich!“ schloß der beredte Maximow bereits in ruhigerem Tone.

„Es war ja geradezu ein Wunder, Brüder!“ sagte Welentschuk nach einigem Schweigen, sich den Kopf tragend, ohne sich an jemand im besonderen zu wenden. „Wirklich, Brüder, ein Wunder! Sechzehn Jahre diene ich schon, aber so was ist mir noch nicht vorgekommen. Als wir zum Appell antreten sollten, war ich vorschriftsmäßig ausgerüstet und merkte gar nichts, aber plötzlich im Artilleriepark — da packte sie mich, packte mich und warf . . . warf mich zu Boden, und aus war's . . . Ich hab' gar nicht gemerkt, wie ich einschlief, Brüder! Sicher war sie es selbst, die Schlafkrankheit!“

„Ja, ja, mit Müß und Not konnte ich dich wach kriegen“, sagte Antonow, einen Stiefel anziehend, — „ich mußte dich stoßen und immer wieder stoßen, du lagst ja da wie ein Klotz.“

„Na so was“, bemerkte Welentschuk, — „wenn ich noch betrunken gewesen wäre . . .“

„So war's bei uns zu Hause mit einem Weibe“, begann Tschikin, „sie stieg schier zwei Jahre lang nicht vom Ofen herunter. Dann wollten die Leute sie einmal wecken, glaubten, sie schlafe, aber sie war schon tot. Auch sie wurde fortwährend vom Schlaf befallen. Ja, so war's, lieber Mann!“

„Erzähl' mal, Tschikin, wie du hoch zu Roß rittest, als du auf Urlaub warst!“ sagte Maximow lächelnd und mich anblickend,

als wollte er sagen: wollen Sie auch mal einen närrischen Menschen hören?

„I wo, hohes Ross, Siodor Maximytich!“ sagte Tschikin, flüchtig nach mir hinschielend; — „ich erzählte ja nur, wie's im Kaukasus ist.“

„Ja, ja, schon gut! Aber ziere dich nicht... erzähl', wie du sie dort angeführt hast!“

„Nun, 's ist ja bekannt, wie ich sie anführte: als sie mich fragten, wie wir leben,“ — begann Tschikin, schnell sprechend, wie einer, der oft dasselbe erzählt hat, — „sagte ich: wir leben gut, mein lieber Mann; den Proviant erhalten wir unverkürzt, morgens und abends bekommt jeder Soldat eine Tasse Schokolade, zum Mittagessen eine herrschaftliche Suppe mit Pergraupen, und statt der Wodka je einen Becher Modera. Modera Divirié — kostet ohne Flasche vierzig und zwee!“

„Alle Achtung vor dem Modera!“ rief Welentschuk, lauter lachend als alle anderen. — „Modera ist gut!“

„Nun, und was hast du ihnen von den Asiaten erzählt?“ fuhr Maximow zu fragen fort, als das allgemeine Gelächter sich etwas gelegt hatte.

Tschikin bückte sich, langte mit einem Stöckchen eine Kohle aus dem Feuer, legte sie auf's Pfeifchen und rauchte eine ganze Weile schweigend seine Kräuter, als ob er die bei den Zuhörern erweckte stille Neugierde gar nicht bemerkte. Als er endlich genug Rauch eingezogen hatte, warf er die Kohle fort, rückte das Mützchen noch weiter ins Gesicht und hob schmunzelnd und den Körper ruckweise bewegend, von neuem an:

„Auch fragten sie mich: Was für Tscherkessen habt ihr da im Kaukasus? Oder kämpft der Turko da bei euch? Lieber Mann, sage ich, wir haben im Kaukasus nicht eine Art Tscherkessen, sondern verschiedene. Da gibts Tawliner, die wohnen in den

steinernen Bergen und essen anstatt Brot Steine. Das sind große Menschen, sage ich, wie Baumstämme, haben je ein Auge auf der Stirn und rote Mützen auf dem Kopf, die brennen, gerade wie die deine, lieber Mann!" Mit diesen Worten wandte er sich dem jungen Rekruten zu, der tatsächlich eine überaus spaßige Mütze mit rotem Deckel auf hatte.

Der Rekrut, der sich so unerwartet angeredet sah, ließ sich plötzlich auf die Erde nieder, schlug sich auf seine Knie und lachte und prustete derart los, daß er mit fast erstickter Stimme kaum die Worte hervorbringen konnte: „Tawliner, bravo!"

„Und dann gibts bei uns noch Hocker, sagte ich,“ fuhr Tschikin fort, indem er sich durch eine Kopfbewegung die Mütze auf die Stirn rückte: „die sind anders: wie kleine Zwillingskinder, halten sich immer aneinander, Hand in Hand, und laufen so fix, daß man sie selbst zu Pferde nicht einholt. — Wie denn, Junge, fragten sie mich, — werden sie, diese Hocker, denn schon so Hand in Hand geboren? Wie?“ Tschikin sprach das mit tiefer Bassstimme, indem er einen Bauern in der Heimat nachahmte. — „Jawohl, antwortete ich, — sie sind schon von Natur so. Reißt du ihnen die Arme auseinander, so fließt Blut, gerade wie bei den Chinesen: nimmst du diesen die Mütze ab, so fließt ja auch Blut. — Aber sag doch, Junge, wie kämpfen sie denn mit euch? fragte er mich weiter. — Na so, sag ich: sie fangen dich ein, trennen dir den Bauch auf und wickeln dir die Eingeweide um die Hand; sie wickeln und wickeln, und du lachst dazu, lachst, bis du deine Seele aushauchst . . .“

„Nun, und schenkten sie dir auch Glauben, Tschikin?“ fragte Maximow schmunzelnd, während die anderen sich tot lachten.

„Gewiß, es sind wirklich merkwürdige Leutchen, Fjodor Maximytich; sie glauben alles, bei Gott, alles. Aber als ich



ihnen vom Berge Kasbek erzählte, daß nämlich auf ihm den ganzen Sommer über der Schnee nicht schmilzt, da machten sie sich gar sehr über mich lustig. — Oho, Junge, — sagte einer, — du schwindelst ja! Das gibt's ja gar nicht: ein so großer Berg, und der Schnee auf ihm soll nicht schmelzen?? Sieh mal, Bursche, wir haben hier nur einen Hügel: aber auch dort ist er schon geschmolzen, wenn in den Tälern noch viel Schnee liegt. — Ach, laß sie!" schloß Tschikin, mit den Augen blinzeln.

5

Die helleuchtende Sonnenscheibe, die durch den milchweißen Nebel hindurchschimmerte, war schon ziemlich hoch emporgestiegen; der grau-lilafarbene Horizont erweiterte sich mehr und mehr und wurde, wenn auch weiter hinten, scharf durch die trügerische weiße Nebelwand begrenzt.

Vorn bot sich unseren Blicken, jenseits des gefällten Waldes, eine recht große unbewaldete Fläche dar, auf der überall die seltsamen flüchtigen Gebilde der weißen Nebelschichten hin und her wallten und sich der hier schwarze, dort milchweiße oder lilafarbene Rauch der Feuer ausbreitete. In weiter Ferne zeigten sich bisweilen Gruppen berittener Tataren; dann und wann fielen vereinzelte Schüsse, teils aus unseren Stützen, teils aus den Gewehren und den Geschützen des Gegners.

„Das war noch kein Gefecht, sondern nur ein Zeitvertreib“, wie der gute Hauptmann Chlopow zu sagen pflegte.

Der Chef der 9. Jägerkompanie, die uns als Deckung diente, trat an die Geschütze heran. Er wies auf drei Tataren, die beinahe anderthalb Kilometer von uns entfernt am Waldesfaum einharrten, und bat mich, da er, wie alle Infanterieoffiziere, eine Vorliebe für Artilleriefeuer hatte, den Tataren eine Granate hinüberzuschicken.

„Sehen Sie“, sagte er, überzeugt und gutmütig lächelnd und die Hand hinter meiner Schulter vorstreckend, — „sehen Sie die beiden hohen Bäume? Da reitet einer in einer schwarzen Escherkefka auf einem weißen Pferde, und hinter ihm noch zwei. Sehen Sie? Bitte, könnte man nicht auf die . . .“

„Da am Walde reiten noch drei“, versetzte Antonow, der erstaunlich gute Augen hatte. Er trat zu uns, die brennende Pfeife hinter dem Rücken versteckend. „Der vorne hat das Gewehr aus dem Überzug genommen, es ist deutlich zu sehen, Euer Wohlgeboren!“

„Seht mal, die kleine weiße Rauchwolke, Brüder: er hat gefeuert!“ sagte Welentschuk, der in einer Gruppe hinter uns stand.

„Offenbar auf unsere Schützenkette, — der Schuft!“ sagte ein anderer.

„Schau, wie viele aus dem Walde herausströmen — sie suchen sich wohl eine Stelle aus, um das Geschütz aufzustellen,“ bemerkte ein dritter. „Wenn wir dort mitten in den Haufen eine Granate hineinfeuerten, — wie würden sie da vor Ärger spucken!“

„Du meinst wohl, lieber Mann, daß unsere Kanone gerade bis dahin reicht?“ fragte Tschikin.

„500 oder 520 Faden, — weiter wirds nicht sein,“ sagte Maximow scheinbar ganz gleichgültig zu sich selbst, doch hatte er offenbar wie die andern die größte Lust, zu feuern, — „wenn man das ‚Einhorn‘ auf Teilstrich 45 einstellt, kann man genau den Punkt dort treffen . . . also ganz genau!“

„Wenn Sie das Geschütz jetzt auf die Schar dort richten, treffen Sie unbedingt einen. Sehen Sie, sie sind alle nach einem Punkt hingeritten, lassen Sie doch schnell schießen!“ redete mir auch der Kompaniechef zu.

„Sollen wir das Geschütz richten?“ ertönte plötzlich kurz und abgerissen Antonow's Bassstimme, der beinahe ärgerlich und mürrisch aussah.

Offen gestanden, ich selbst hatte nicht übel Lust dazu und ließ das 2. Geschütz richten.

Sofort war die Granate vorbereitet und hineingeschoben; Antonow lag wie angeklebt an der Lafettenwand; zwei seiner dicken Finger an der Aufsatzplatte, kommandierte er bereits: Lafettenschwanz rechts — Lafettenschwanz links.

„Ein wenig nach links . . . ein kleines bißchen mehr rechts . . . noch, noch eine Kleinigkeit . . . so ist's recht,“ und stolz trat er vom Geschütz zurück.

Der Infanterieoffizier, ich und Maximow, wir legten uns alle nacheinander ans Visier und äußerten unsere verschiedenen Ansichten.

„Bei Gott, es wird zu weit gehen,“ bemerkte Welentschuk, mit der Zunge schnalzend; aber er hatte nur über Antonow's Schulter ins Visier gesehen, und seine Vermutung war ganz unbegründet.

„Bei Gott, es geht zu weit, es wird grade in jenen Baum einschlagen, Brüder!“

„Zweites Geschütz, Feuer!“ kommandierte ich.

Die Bedienungsmannschaft trat zur Seite, Antonow lief noch weiter nach links, um den Flug des Geschosses zu beobachten. Dann zischte der Zünder auf, und das Kupferrohr erdröhnte. In demselben Augenblick waren wir in Pulverrauch eingehüllt; von dem erschütternden Gedröhn des Schusses löste sich das metallische Summen des mit Blitzesschnelle forteilenden Geschosses ab und verlor sich, inmitten des allgemeinen Schweigens, in der Ferne.

Etwas hinter der feindlichen Reitergruppe stieg ein weißes Rauchwölkchen wirbelnd in die Höhe, die Tataren stoben nach

allen Seiten auseinander, und hierauf hörten wir, wie die Granate platzte.

„Alle Achtung! Wie sie weggaloppierten! Das lieben die Teufel nicht!“ sagten beifällig und scherzend unsere Artilleristen und Infanteristen. „Wenn wir das Visier ein klein wenig tiefer gestellt hätten, wäre die Kugel gerade in ihre Mitte gefallen,“ bemerkte Welentschuk, — „ich sagte ja, daß der Baum getroffen werden wird —, und so war's denn auch, das Geschöß wich nach rechts ab!“

6

Ich überließ die Soldaten ihren Unterhaltungen, die sich darum drehten, wie die Tataren angesichts der Granate davonjagten, warum sie dort überhaupt umherritten und wieviele ihrer noch im Walde seien, und setzte mich mit dem Kompaniechef unter einen nahen Baum, in Erwartung der verheißenen Knödel, die er aufwärmen ließ.

Dieser Offizier, Bolchow mit Namen, gehörte zu denen, die im Regiment „Bonjours“ genannt wurden. Er war wohlhabend, hatte in der Garde gedient und konnte Französisch; trotzdem liebten ihn die Kameraden. Klug und taktvoll wie er war, konnte er es sich erlauben, einen in Petersburg angefertigten Rock zu tragen, gut zu Mittag zu speisen und französisch zu sprechen, ohne im Kreise der Offiziere allzusehr Anstoß zu erregen. Wir sprachen vom Wetter, von den Kriegshandlungen, von gemeinsamen Bekannten im Offizierskorps, und nachdem wir uns durch Frage und Antwort, sowie durch unser Urteil über die Dinge überzeugt hatten, daß wir miteinander durchaus zufrieden sein konnten, wurde das Gespräch unwillkürlich vertraulicher. Wenn zwei demselben Gesellschaftskreise angehörende Menschen sich im Kaukasus treffen, schwebt ihnen stets die wenn auch stumme Frage auf den Lippen:

Warum sind Sie hier? — und diese unausgesprochene Frage wollte mir Bolchow beantworten.

„Wann wird dieser Feldzug ein Ende nehmen?“ sagte er träge, „ich langweile mich.“

„Ich nicht,“ erwiderte ich, „beim Stabe ist's noch weit langweiliger.“

„O ja, dort ist's tausendmal schlimmer,“ sagte er ärgerlich. — „Nein — wann wird dies alles ganz zu Ende sein?“

„Was soll denn ein Ende nehmen?“ fragte ich.

„Alles, ganz und gar!... — Nun Nikolajew, sind die Knödel fertig?“ fragte er.

„Warum bleiben Sie denn im Kaukasus, wenn es Ihnen so mißfällt?“ bemerkte ich.

„Wissen Sie, warum?“ Und nun wurde er ganz offenherzig: „Weil es mal so üblich ist. Es gibt ja in Rußland die seltsame Tradition, daß der Kaukasus eine Art Gelobtes Land für allerhand unglückliche Menschen sei.“

„Ja, das stimmt beinahe,“ sagte ich, „die meisten von uns...“

„Das beste aber ist,“ unterbrach er mich, „wir alle, die wir dem Herkommen gemäß in den Kaukasus gehen, sehen uns furchtbar in unseren Hoffnungen getäuscht, und ich sehe nicht ein, warum man sich wegen einer unglücklichen Liebe oder zerrütteter Vermögensverhältnisse nicht ebenso gut in die Garnison Kasan oder Kaluga zurückziehen könnte. In Rußland macht man sich vom Kaukasus ein so majestätisches Bild, von den ewigen jungfräulichen Eismassen, den wilden Bächen, den Dolchen, den Kamelhaarmänteln und den Escherkessinnen, alles ist so gruselig, aber in Wirklichkeit ist das alles gar nicht lustig. Wenn sie wenigstens wüßten, daß wir überhaupt nie ins jungfräuliche Eis kommen, und daß der Aufenthalt daselbst gar nichts Ergötzliches hat, sondern daß der Kaukasus einfach in die Gouvernements Stawropol, Tiflis usw. zerfällt...“

„In der That,“ sagte ich lachend, „in Rußland sehen wir den Kaukasus mit ganz anderen Augen an als hier, das wissen Sie auch. Wenn man Verse in einer fremden Sprache liest, die man schlecht kennt, erscheint sie weit schöner, als in Wirklichkeit . . .“

„Wissen Sie, mir gefällt dieser Kaukasus ganz und gar nicht,“ unterbrach er mich.

„Nein, der Kaukasus kommt mir auch jetzt schön vor, nur auf andere Weise . . .“

„Vielleicht ist er schön,“ fuhr er seltsam erregt fort, „eins aber weiß ich: ich bin im Kaukasus nicht schön.“

„Aber wieso denn?“ warf ich ein, um etwas zu sagen.

„Nun, erstens hat er mich betrogen. Denn alles, wogegen ich der Überlieferung gemäß, hier Heilung suchte, alles folgte mir bis hierher; wenn es aber früher gleichsam auf einer großen Freitreppe versammelt zu sein schien, klammert es sich jetzt an eine kleine, schmutzige Leiter; auf jeder Staffel umdrängen mich Millionen kleiner Sorgen, Widerwärtigkeiten und Kränkungen. Zweitens fühle ich, daß ich mit jedem Tag moralisch tiefer sinke. Vor allem aber empfinde ich meine Unfähigkeit für den Dienst hier: ich vermag keine Gefahren zu ertragen . . . kurz, ich bin nicht tapfer . . .“

Er blieb stehen und sah mich ernst an.

Obwohl mich dieses unerbetene Geständnis in Erstaunen setzte, widersprach ich meinem Kameraden nicht, wie er es offenbar wollte, sondern erwartete von ihm selbst eine Widerlegung seiner Worte; das ist in solchen und ähnlichen Fällen der gewöhnliche Gang der Dinge.

„Sie müssen wissen, daß ich während dieses Feldzugs zum erstenmal ins Gefecht gekommen bin, und Sie können sich gar nicht vorstellen, wie es mir gestern erging. Als der Feldwebel gestern den Befehl überbrachte, daß meine Kompanie der Kampfkolonne zugeteilt ist, wurde ich bleich wie ein Stück Leinwand

und konnte kein Wort hervorbringen. Und wie ich erst die Nacht verbracht habe! Wenn es wahr ist, daß man vor Furcht grau wird, so müßte ich heute ganz weiß sein; kein zum Tode Verurteilter hat in einer Nacht so viel gelitten wie ich. Jetzt ist mir etwas besser zumute, als in der Nacht, aber immer noch bohrt hier etwas in mir", — hierbei machte er auf seiner Brust eine drehende Bewegung mit der Faust. — „Es ist aber geradezu komisch: hier spielt sich ein so furchtbares Drama ab, und dennoch esse ich ruhig Knödel mit Zwiebeln und behaupte, es sei sehr lustig... Ist Wein da, Nikolajew?" fügte er gähmend hinzu.

„Er hat geschossen, Kameraden!" rief jetzt ganz aufgeregt ein Soldat, und aller Augen wandten sich dem fernen Waldessaum zu.

In der Ferne erhob sich, vom Winde getragen, eine bläuliche Rauchwolke und wurde zusehends größer. Als ich begriffen hatte, daß dieser Schuß uns galt, erhielt alles, was mir vor den Augen lag, plötzlich ein neues, gleichsam majestätisches Gepräge. Die Gewehrpyramiden, der Rauch der Lagerfeuer, der blaue Himmel, die grünen Lafetten, das gebräunte bärtige Gesicht Nikolajews, — alles schien mir anzukündigen, daß die Kugel, die jetzt schon außerhalb der Rauchwolke im Raume dahin flog, grade auf meine Brust gerichtet sein konnte.

„Wo haben Sie den Wein her?" fragte ich Bolchow lässig, während in meinem tiefsten Innern zwei Stimmen mit gleicher Deutlichkeit zu mir zu sprechen schienen: Herrgott, nimm meinen Geist in Frieden hin! und: Ich hoffe, ich werde mich nicht niederbeugen, sondern lächeln, wenn die Kugel auf uns zufliegt. — In demselben Augenblick piff über meinem Kopf etwas hin, was mir eine äußerst peinliche Empfindung verursachte, und die Kugel fiel zwei Schritt von uns entfernt klatschend nieder.

„Sehen Sie, wenn ich Napoleon oder Friedrich wäre," —

sagte Bolchow, sich ganz kaltblütig zu mir wendend, — „so würde ich jetzt unbedingt irgendeinen liebenswürdigen Ausspruch tun.“

„Sie haben es soeben getan“, antwortete ich, mit Mühe meine Unruhe nach der überstandenen Gefahr unterdrückend.

„Was liegt daran, daß ich's gesagt habe, — niemand wird es aufzeichnen.“

„Doch, ich werde es tun.“

„Mag sein, aber dann geschieht es nur der Kritik halber, wie ein Bekannter gesagt hat“, fügte er lächelnd hinzu.

„Pfui, verflucht!“ sagte jetzt Antonow hinter uns und spie ärgerlich aus, — um ein Haar wäre mein Fuß getroffen worden!“

Mein ganzes Bemühen, kaltblütig zu erscheinen und alle unsere spitzfindigen Phrasen erschienen mir nach diesem schlichten Ausruf unerträglich dumm.

7

Der Feind hatte wirklich dort zwei Geschütze aufgestellt, wo wir die Tataren vorbereiten sahen, und gab alle 20 bis 30 Minuten auf unsere Holzfäller einen Schuß ab. Mein Zug wurde auf die Waldlichtung vorgeschoben und erhielt den Befehl, ihm zu antworten. Am fernen Waldessaum erblickten wir ein Rauchwölkchen, hörten den Schuß und das Pfeifen, worauf das Geschosß hinter oder vor uns einschlug, so daß wir glücklicherweise keine Verluste hatten.

Die Haltung der Artilleristen war wie immer vorzüglich: geschwind luden und sorgsam richteten sie das Geschütz, ruhig Scherzworte miteinander austauschend. Die Infanteriedeckung lag schweigend und müßig in Erwartung des Moments ihres Eingreifens neben uns. Die Holzfäller machten ihre Sache gut; immer häufiger und schneller ertönten die Axtstöße, und nur, wenn ein Geschosß heranspiff, verstummte plötzlich alles; inmitten der Toten-



stille hörte man nur einige unruhige Ausrufe: „Achtung! Zur Seite treten!“ Aller Augen folgten dem Geschöß, das an den Lagerfeuern und den abgehauenen Ästen abprallte.

Der Nebel war schon ganz hoch emporgestiegen; sich in Wolken verwandelnd, schmolz er allmählich im dunkeln Blau des Himmels hin; die entschleierte Sonne schien hell und ließ den Stahl der Bajonette, das Kupfer der Geschütze, die allmählich auftauende Erde und die Reistropfen heiter erglänzen. In der Luft mengte sich die Frische des Morgenfrostes mit der Wärme der Frühlingssonne; tausend verschiedene Schatten und Farben schimmerten gleichzeitig in den trockenen Blättern des Waldes, und auf dem sonnenbeglänzten ausgefahrenen Wege traten deutlich die Spuren der Räder und Hufeisen hervor.

In die Truppe kam sichtlich immer mehr Leben und Bewegung. Immer häufiger erschienen allerorten die blauen Rauchwölkchen, die die Kanonenschüsse begleiteten. Die Dragoner mit den wehenden Lanzenfähnchen ritten voraus; bei den Infanteriekompanien erklangen Lieder, und der aus Holzfuhrn bestehende Train begann sich in der Nachhut zu formieren. Der General kam herangeritten und befahl den Truppen, sich zum Rückmarsch fertig zu machen. Im Gesträuch links hatte sich der Feind festgesetzt und beunruhigte uns arg durch Gewehrfeuer. Links aus dem Walde summt eine Gewehrkugel heran und traf die Lafette, eine zweite, eine dritte Kugel folgte . . . Die neben uns liegende Infanteriedeckung erhob sich geräuschvoll, ergriff die Gewehre und schwärmte aus. Immer häufiger fielen Gewehrschüsse, und immer mehr Kugeln kamen herangeflogen. Der Rückmarsch begann und hiermit, wie stets im Kaukasus, das eigentliche Gefecht.

Den Artilleristen behagten — was man deutlich aus allem entnehmen konnte — die Gewehrkugeln gar nicht, so wenig wie vorhin die Kanonenkugeln den Infanteristen. Antonow runzelte die Stirn

und Tschikin, der zwar den Kugeln spöttische Rufe nachschickte und über sie scherzte, fand offenbar auch kein Gefallen an ihnen. „Hat die Eile!“ sagte er von einer. „Bienenchen“ nannte er eine zweite, und eine Kugel, die aus irgendeinem Grunde langsam und kläglich winselnd über uns hinwegflog, taufte er „Waisenkind“, womit er eine Lachsalve auslöste.

Der kleine Rekrut beugte bei jeder Kugel aus Unerfahrenheit den Kopf nach vorne oder seitwärts, was den Soldaten viel Spaß machte. „Es ist wohl deine Bekannte, da du sie grüßt?“ riefen drei ihm zu.

Welentschuk, der sonst bei jeder Gefahr gleichgültig blieb, war sehr aufgeregt; es ärgerte ihn offenbar, daß wir nicht mit Kartätschen in der Richtung feuerten, aus der die Gewehrschüsse kamen. Mehrfach äußerte er unzufrieden: „Wie? soll er uns denn ungestraft beschießen? Wenn wir das Geschütz dahin richten und auf ihn mit Kartätschen pfeffern, wird er das Maul halten.“ Es war in der Tat Zeit, dies zu tun; ich ließ die letzte Granate abschießen und Kartätschen laden.

„Kartätschenfeuer!“ rief Antonow schneidig und trat, die Kanonenbürste in der Hand, im dichten Rauch des soeben abgefeuerten Schusses ans Geschütz.

In diesem Augenblick hörte ich, wie hinter mir das schnelle Surren einer Kugel plötzlich mit dumpfem Aufschlag abriß. Mein Herz preßte sich zusammen. „Einer unsrer Leute ist wohl getroffen,“ fuhr mir's durch den Sinn, zugleich aber zögerte ich, unter dem Einfluß einer schlimmen Ahnung, mich umzuschauen.

In der Tat vernahm ich gleich nach dem Einschlag der Kugel das schwere Fallen eines Körpers und das herzerreißende Wehklagen eines Verwundeten, der ächzend o, o, o rief.

„Sie hat mich getroffen, Brüder!“ sprach mühsam eine Stimme, die ich sogleich erkannte: es war Welentschuk.

Er lag rücklings zwischen der Broche und dem Geschütz. Die Tasche, die er getragen hatte, war zur Seite geworfen. Seine Stirn war blutbefleckt, von seinem rechten Auge und seiner Nase floß ein dicker Blutstrom herab. Er hatte einen Bauchschuß erhalten, doch rann fast gar kein Blut aus dieser Wunde; die Stirn hatte er noch während des Fallens an einem Baumstumpf verletzt.

Alles dies stellte ich viel später fest; im ersten Augenblick sah ich nur eine undeutliche Masse vor mir liegen, der furchtbar viel Blut zu entfließen schien. Von den das Geschütz ladenden Soldaten sagte keiner ein Wort, nur der kleine Rekrut murmelte etwas, wie „Schau, ganz blutig“; Antonow runzelte die Stirn und räusperte sich ärgerlich. Aber ich erkannte deutlich, daß der Gedanke an den Tod einem jeden in den Sinn gekommen war. Alle machten sich noch eifriger ans Werk; das Geschütz war im Nu geladen; der Wagenführer trug die Kartätschen herbei, machte aber jedesmal einen kleinen Bogen um die Stelle, wo der immer wieder aufstöhnende Verwundete lag.

## 8

Jeder, der an einem Gefecht teilgenommen hat, kennt jenes seltsame, zwar unlogische, aber starke Gefühl der Abneigung gegen die Stelle, wo jemand getötet oder verwundet wurde. Diesem Gefühl unterlagen offenbar auch meine Soldaten, als es galt, Welentschuk aufzuheben und zum herangefahrenen Wagen hinzutragen. Schdanow trat ärgerlich zu ihm, faßte ihn, obwohl er heftiger schrie, unter die Arme und hob ihn auf.

„Warum steht ihr da? Packt zu!“ rief er, und sofort war der Verwundete von zehn Leuten umringt, die zum Teil ganz unnütze Hilfsdienste leisteten. Aber kaum hatten sie ihn von der Stelle bewegt, als er fürchterlich zu schreien begann und sich loszureißen suchte.

„Was schreist du wie ein Hase!“ sagte Antonow grob, ihn am Fuß festhaltend. — „Wenn du willst, können wir dich auch liegen lassen.“

Wirklich verstummte der Verwundete, nur bisweilen hörte man die Worte: „O, ich werde sterben, Brüder!“

Als er jedoch im Wagen lag, verstummten auch seine Seufzer; ich hörte ihn leise, aber ganz deutlich mit den Kameraden sprechen — er nahm wohl Abschied.

Während des Gefechts schaut niemand gern auf einen Verwundeten, und unwillkürlich fühlte auch ich mich von diesem traurigen Anblick fortgetrieben. Ich befahl, Welentschuk schneller zum Verbandsplatz zu bringen und ging zu den Geschützen. Jedoch schon nach einigen Minuten wurde mir gemeldet, daß er nach mir rief, und ich ging daher wieder zum Wagen.

Der Verwundete lag im Wagen, sich mit beiden Händen an den Rändern festhaltend. Sein gesundes, breites Gesicht hatte sich in wenigen Sekunden gänzlich verändert; es war mager und gleichsam um mehrere Jahre älter geworden; die Lippen waren blaß, dünn und mit merklicher Anstrengung zusammengepreßt; der hastige und stumpfsinnige Blick war verschwunden und einem hellen ruhigen Glanz gewichen; auf der blutigen Stirn und Nase lagen schon die Todeschatten.

Obwohl dem Verwundeten die geringste Bewegung unerträgliche Schmerzen verursachte, bat er die Kameraden ein Geldbeutelchen, das an seinem linken Bein befestigt war, herunterzunehmen.

Der Anblick des weißen und gesunden Beines, von dem der Stiefel abgezogen und das Beutelchen heruntergenommen wurde, fiel mir furchtbar schwer auf die Seele.

„Es sind drei Münzen und ein halber Rubel darin,“ sagte er, als ich den Beutel in die Hand nahm, — „heben Sie das Geld auf!“

Der Wagen setzte sich schon in Bewegung, aber Welentschuk ließ noch einmal halten.

„Ich hatte für den Leutnant Ssulimowsky einen Mantel in Arbeit genommen. Der Leutnant gab mir die zwei Geldstücke. Für eineinhalb kaufte ich Knöpfe; der halbe Rubel, der noch übrig ist, liegt in meinem Sack bei den Knöpfen. Händigen Sie ihm alles aus.“

„Gut, gut,“ sagte ich, „werde nur bald wieder gesund, mein Lieber!“

Er antwortete nichts, der Wagen setzte sich in Bewegung, und der Verwundete begann wieder aufs furchtbarste und herzzerreißendste zu klagen und zu stöhnen. Da er die weltlichen Angelegenheiten für erledigt hielt, gab es keinen Grund mehr für ihn, sich zu beherrschen und er glaubte, sich diese Erleichterung gestatten zu dürfen.

9

„Wohin willst du? – Zurück!“ rief ich dem Rekruten zu, der, mit seinem Luntenstock unter dem Arm und mit irgend einem Stöckchen in der Hand, in größter Gemütsruhe dem Wagen mit dem Verwundeten folgte.

Auf meinen Anruf schaute er sich träge um, murmelte etwas und ging weiter; ich mußte daher einige Mann beauftragen, ihn zurückzuholen. Als er wieder vor mir stand, nahm er sein rotes Mützchen ab und lächelte blöde.

„Wohin gehst du?“ fragte ich.

„Ins Lager.“

„Weshalb?“

„Welentschuk ist ja doch verwundet worden!“ Er lächelte wieder.

„Was geht denn das dich an? Du hast hier zu bleiben.“

Erstaunt blickte er mich an, wandte sich ruhig um und schritt, sich die Mütze aufsetzend, an seinen Platz.

\* \* \*

Das Gefecht war günstig verlaufen. Wir hörten, daß die Kosaken schneidig angegriffen und drei Tataren getötet hatten. Die Infanterie war mit Holz versorgt; die Verluste betragen nur sechs Verwundete und bei der Artillerie außer Welentschuk bloß zwei Pferde.

Dagegen hatten wir den Wald auf einer Strecke von drei Werst abgeholzt, so daß das Gelände kaum wieder zu erkennen war: vor uns lag nun eine große Lichtung, bedeckt mit rauchenden Feuern und besetzt von heimkehrenden Reitern und Fußsoldaten.

Zwar verfolgte uns der Feind nach wie vor mit Artillerie- und Gewehrfeuer bis zum Friedhof am Flößchen, das wir am Morgen überschritten hatten, aber der Rückzug verlief glücklich. Schon träumte ich von der Kohlsuppe und dem Hammelbraten mit der Grütze, die uns im Lager erwarteten, als der Befehl des Generals eintraf, beim Flößchen eine Redoute aufzuwerfen, in der bis morgen das 3. Bataillon, sowie mein Zug zurückbleiben sollten.

Die Fahrzeuge mit dem Holz und den Verwundeten, die Kosaken, die Artillerie, die Infanterie mit Holz und Gewehren auf dem Rücken, — alles schritt geräuschvoll und Lieder singend an uns vorüber. Auf allen Gesichtern malte sich die freudige Erregung nach überstandener Gefahr und die Erwartung der bevorstehenden Ruhe; wir und das dritte Bataillon allein durften uns erst morgen dieser angenehmen Gefühle erfreuen.

Während wir Artilleristen uns bei den Geschützen zu schaffen machten, Proben und Munitionswagen aufstellten und das Gehege für die Pferde herrichteten, hatte die Infanterie die Gewehre bereits zusammengestellt, Feuer gemacht, aus Asten und Maisstroh Zelte errichtet und kochte nun Grütze.

Es begann zu dämmern; bläulich-weiße Wolken schlichen am Himmel dahin. Der Nebel, der sich in einen feinen, feuchten Dunstgries verwandelt hatte, befeuchtete die Erde und die Soldatenmäntel; der Horizont wurde immer enger, und die ganze Umgebung hüllte sich in finstere Schatten. Die Feuchtigkeit, die ich an den Füßen und am Halse verspürte, das fortwährende Hin und Her und das Gerede, an dem ich nicht teilnahm, der klebrige Schmutz, der mich öfters ausgleiten ließ, sowie der leere Magen erzeugten in mir eine gedrückte und mißmutige Stimmung nach einem Tage voll körperlicher und seelischer Ermattung. Welentschuk und die so einfache Geschichte seines Soldatenlebens beschäftigten unausgesetzt meine Gedanken.

Seine letzten Augenblicke waren ebenso licht und ruhig, wie sein ganzes Leben. Er hatte zu ehrlich und zu einfach gelebt, als daß sein treuherziger Glaube an jenes künftige, himmlische Leben in der entscheidenden Minute hätte erschüttert werden können.

„Euer Wohlgeboren,“ sagte der zu mir tretende Nikolajew, „der Herr Hauptmann bittet Sie, ein Glas Tee mit ihm zu trinken.“

Mit einiger Mühe schlängelte ich mich hinter Nikolajew, an den Gewehrpyramiden und Feuern vorbei, zu Bolchow durch; mit Behagen dachte ich an ein Glas heißen Tees und an ein heiteres Gespräch, von dem ich hoffte, daß es meine finsternen Gedanken zerstreuen würde.

„Nun? Gefunden?“ erklang Bolchows Stimme aus dem Strauchzelt, in dem sogar ein Licht brannte.

„Jawohl, Euer Wohlgeboren!“ ertönte Nikolajews Bass.

Im Zelt saß Bolchow auf einem trockenen Filzmantel mit aufgeknöpftem Rock und ohne Fellmütze, neben ihm stand der kochende Samowar und auf einer Trommel kaltes Essen. Auf einem in die Erde gesteckten Bajonett war eine brennende Kerze angebracht. „Nun, wie finden Sie es hier?“ fragte er, die gemütliche Einrichtung stolz betrachtend.

Im Zelt war es wirklich so angenehm, daß ich beim Teetrinken die Feuchtigkeit, die Dunkelheit und Welentschuks Wunde ganz vergaß. Wir unterhielten uns lebhaft über Moskau und über Dinge, die gar nichts mit dem Kriege und dem Kaukasus zu tun hatten.

Nach einem jener Augenblicke des Schweigens, die bisweilen die lebhaftesten Gespräche unterbrechen, schaute mich Bolchow lächelnd an.

„Ich glaube, daß unser Gespräch heute morgen Ihnen recht seltsam erschien?“

„Nein. Warum meinen Sie? Sie waren meiner Ansicht nach nur etwas zu aufrichtig. Es gibt Dinge, die wir alle wissen, die man aber nie sagen soll.“

„Ach nein! Wenn eine Möglichkeit bestände, dieses Leben hier mit einem anderen, wenn auch mit dem hohlsten und armseligsten, aber einem Leben ohne Gefahren und Dienstübungen zu vertauschen, so würde ich keinen Augenblick schwanken.“

„Warum gehen Sie denn nicht nach Rußland?“

„Warum?! Schon längst denke ich daran; aber ich kann ohne den Annen- und Wladimir-Orden nicht dorthin zurückkehren, ich muß den Annenorden um den Hals und den Majorstrang haben, wie ichs mir damals vorgenommen habe.“



„Aber warum denn? Sie sagen ja, daß Sie sich für den Dienst hier gar nicht befähigt fühlen?“

„Noch weniger aber bin ich fähig, so nach Rußland zurückzukehren, wie ich war. In Rußland herrscht auch die Überlieferung, wie Passel, Slepzow u. a. das bestätigen, daß man nur im Kaukasus einzutreffen brauche, um sofort mit Auszeichnungen überschüttet zu werden. Das erwarten und verlangen dort alle von uns, allein ich bin schon zwei Jahre hier, habe zwei Feldzüge mitgemacht, und doch nichts erhalten. Ich habe jedoch auch so viel Ehrgeiz, um keinenfalls eher von hier fortzugehen, als bis ich den Majorrang und die beiden Orden erhalte. Ich bin mit den hiesigen Verhältnissen schon so fest verwachsen, daß es mich wurmt, wenn Hinz und Kunz Auszeichnungen erhalten, und ich nicht. Und dann, — wie kann ich mich in Rußland vor meinem Dorfschulzen, vor dem Kaufmann Kotelnikow, der Getreide von mir kauft, vor meiner Moskauer Tante und vor allen anderen Bekannten sehen lassen, ohne nach einem zweijährigen Dienst im Kaukasus eine Auszeichnung erhalten zu haben? Allerdings liegt mir an diesen Bekanntschaften gar nichts, und sicherlich kümmern diese Leute sich auch sehr wenig um mich, aber so ist nun einmal der Mensch, — ich will nichts von ihnen wissen, und dennoch verscherze ich ihretwegen meine besten Jahre, mein ganzes Lebensglück, ja meine ganze Zukunft.“

11

Jetzt vernahmen wir draußen die Stimme des Bataillonskommandeurs: „Wer ist da bei Ihnen, Nikolaj Fjodorowitsch?“

Bolchow nannte meinen Namen, und gleich darauf krochen drei Offiziere ins Zelt: der Major Kirssanow, sein Bataillonsadjutant und der Kompaniechef Trossenko.

Kirffanow war ein etwas wohlbeleibter Mann von nicht sehr hohem Wuchs, mit schwarzem Schnurrbärtchen, roten Backen und feuchten Augen. Diese Auglein waren das Hervorstechendste an ihm. Wenn er lachte, blieben von ihnen nichts wie zwei feuchte Sternchen übrig, die zusammen mit den straffgezogenen Lippen und dem langen Hals seinem Gesicht bisweilen einen gar seltsamen, geradezu einfältigen Ausdruck verliehen. Kirffanows Führung und Stellung im Regiment waren besser als die eines jeden anderen Offiziers: die Untergebenen schimpften nicht über ihn, und die Vorgesetzten achteten ihn; im allgemeinen aber war man der Ansicht, daß mit ihm nicht viel los sei. Auf den Dienst verstand er sich gut, war gewissenhaft und eifrig, hatte stets Geld und besaß einen Wagen auf Federn und einen eigenen Koch; das stolze Wesen, das er zur Schau trug, erschien ganz ungekünstelt.

„Worüber sprechen Sie da, Nikolaj Fjodorowitsch?“ sagte er eintretend.

„Über die Annehmlichkeiten des hiesigen Dienstes.“

Jetzt bemerkte Kirffanow mich und den Fähnrich, und um seine Bedeutung zu unterstreichen, fragte er, Bolchows Antwort scheinbar überhörend und auf die Trommel blickend:

„Sie sind wohl müde, Nikolaj Fjodorowitsch?“

„Nein, wir haben ja . . .“, begann Bolchow.

Aber wiederum forderte die Würde des Bataillonskommandeurs offenbar eine Unterbrechung, sowie eine neue Frage:

„Nun, hatten wir heute nicht ein prächtiges Gefecht?“

Der Bataillonsadjutant war ein junger Feldwebelleutnant, der vor kurzem noch Fähnrich war; ein bescheidener und stiller Junge, der etwas Verlegenes an sich hatte, aber von gutmütigem, einnehmenden Äußeren. Ich hatte ihn früher oft bei Bolchow gesehen. Wenn er eintrat, grüßte er förmlich, nahm in einer Ecke

Platz und saß mehrere Stunden schweigend da; er drehte sich Zigaretten, rauchte, stand dann auf, grüßte die Anwesenden und ging wieder fort. Er war das Urbild eines armen adeligen Jünglings, der die militärische Laufbahn erwählte, weil dies bei seiner Bildung der für ihn einzig in Betracht kommende Beruf war, und dem nichts in der Welt über den Offiziersstand ging. Das sind biedere, herzugewinnende junge Leute, trotz jenes lächerlichen Zubehörs wie Tabaksbeutel, Schlafrock, Gitarre und Schnurrbartbürstchen, ohne die wir sie uns nicht recht vorstellen können. Im Regiment hieß es, er brüßte sich damit, daß er seinen Burschen gerecht aber streng behandle, und er pflege zu sagen: „Ich bestrafe selten jemand, aber wenn man mich so weit bringt, dann wird's schlimm.“ Als der betrunkene Bursche ihn einmal gründlich bestohlen hatte und seinem Herrn sogar Schimpfworte an den Kopf geworfen, hätte er ihn auf die Hauptwache geführt und alle Vorbereitungen zur Züchtigung treffen lassen; diese jedoch hätten ihn derart aus der Fassung gebracht, daß er nur gesagt hätte: „Nun, siehst du... ich könnte dich jetzt...“; dann wäre er fast besinnungslos nach Hause gelaufen und hätte seitdem seinem Tschernow nicht mehr ins Auge sehen können. Die Kameraden ließen ihm keine Ruhe und neckten ihn fortwährend mit diesem Vorfall; ich selbst hörte, wie der gutmütige Junge sich herauszureden suchte und, bis an die Ohren errötend, versicherte, es sei nicht wahr, im Gegenteil...

Der dritte Offizier war der Hauptmann Trossenko, ein alter Kaukasier in der vollen Bedeutung dieses Wortes: ein Mensch, dem die Kompanie seine Familie, dem die Festung samt dem Stabe die Heimat vertrat und dessen einziges Vergnügen der Sängerkhor des Regiments bildete; ein Mensch, der alles, was nicht der Kaukasus war, verachtete und kaum für daseinsberechtigt hielt; der aber den ganzen Kaukasus in zwei Hälften ein-

teilte: in die unfrige und die feindliche; die erstere liebte, die zweite haßte er mit allen Fasern seines Herzens. Vor allem aber war er ein Soldat von stahlharter, ruhiger Tapferkeit, seltener Güte gegen die Kameraden und Untergebenen, jedoch von verwegener Unverfrorenheit, ja Grobheit gegen die ihm aus irgendeinem Grunde verhaßten Adjutanten und „Bonjours“. Als er ins Zelt trat, durchstieß er beinahe das Dach mit dem Kopfe, darauf ließ er sich plötzlich nieder und setzte sich auf die Erde. „Nun?“ sagte er, hielt aber inne, als er mein ihm unbekanntes Gesicht bemerkte, auf das er einen unbestimmten Blick richtete.

„Worüber sprachen Sie also?“ fragte der Major, auf seine Uhr schauend, wozu meiner Überzeugung nach gar kein Grund vorlag.

„Ich wurde eben gefragt, warum ich hier Dienst tue.“

„Natürlich: Nikolaj Sjodorowitsch will sich hier auszeichnen und dann heimkehren.“

„Nun, und warum dienen Sie im Kaukasus, Abram Iljitsch?“

„Erstens deshalb, weil wir alle unsere Pflicht tun und dienen müssen. Was?“ fügte er hinzu, obwohl alle schwiegen. — „Gestern erhielt ich einen Brief aus Rußland, Nikolaj Sjodorowitsch,“ — er wollte offenbar den Gegenstand des Gesprächs wechseln — „man schreibt mir, daß . . . ja, sonderbare Fragen werden da aufgeworfen . . .“

„Nun was denn?“ fragte Bolchow.

Er lachte.

„Nein wirklich, seltsame Fragen . . . z. B. ob es Eifersucht ohne Liebe gibt? . . . Was sagen Sie dazu?“ — fragte er, indem er uns alle anschaute.

„Sieh mal an!“ sagte Bolchow lächelnd.

„Ja, wissen Sie, in Rußland ist's schön,“ fuhr er fort, als ob seine Sätze ganz logisch einer aus dem andern folgten. — „Als

ich im Jahre 52 in Tambow war, empfing man mich überall wie einen Flügeladjutanten. Wollen Sie es glauben, als ich auf dem Ball des Gouverneurs erschien . . . o, wie glänzend war der Empfang! Die Frau Gouverneur selbst unterhielt sich mit mir, fragte nach dem Kaukasus, und alle . . . ich wußte es gar nicht . . . betrachteten meinen goldenen Degen wie eine große Seltenheit; fragten, wofür ich ihn erhalten, wofür ich den Annenorden und den Wladimir bekommen hätte; nun, ich erzählte . . . Was sagen Sie dazu? — Sehen Sie, Nikolaj Siodorowitsch, deshalb ist der Kaukasus so schön!" fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten: „dort wird unsereiner aus Kaukasien sehr gut angesehen. Ein junger Mann, der aber schon Stabsoffizier ist und beide Orden hat . . . das hat in Rußland viel zu sagen . . . Nicht wahr?"

„Sie hatten wohl etwas dick aufgetragen, Abram Iljitsch?" sagte Bolchow.

„Hi, hi," lachte er in seiner einfältigen Weise.

„Ja, wissen Sie, das muß man schon tun. Und gegessen habe ich in diesen zwei Monaten herrlich!"

„Na, ist's denn schön dort in Rußland?" fragte Trossenko, als erkundigte er sich nach irgendeinem fremden Lande, nach Ehina oder Japan.

„O ja, und wieviel Champagner haben wir in den zwei Monaten getrunken, — fabelhaft!"

„Was Sie sagen! Sie haben gewiß nur Limonade getrunken. Aber ich, — ich hätte dort die Gläser in vollen Zügen geleert, so daß sie gewußt hätten, wie die Kaukasier trinken. Nicht umsonst hätte sich unser Ruhm verbreitet. Ja, ich hätte ihnen schon gezeigt, wie man hier trinkt . . . Nicht, Bolchow?"

„Aber du bist ja schon über zehn Jahre im Kaukasus," sagte Bolchow, — „Abram Iljitsch dagegen erst sechs . . ."

„Wieso — zehn, — bald 16 Jahre bin ich hier,“ sagte Trossenko.

„Bolchow, laß doch Salbei bringen. Es ist feucht hier, Brrrr! — Ja?“ fügte er lächelnd hinzu, — „trinken wir ein Gläschen, Major?“

Aber dem Major hatten schon die ersten Bemerkungen des alten Hauptmanns nicht gefallen, und er wurde jetzt zugetröpft. Gleichsam an seiner eigenen Größe Genüge findend, sang er irgend etwas vor sich hin und sah wieder nach der Uhr.

„Ich werde nie mehr dahin kommen,“ meinte Trossenko, den verdrießlich dreinschauenden Major nicht beachtend, „ich habe verlernt, auf russische Art zu reden und mich zu bewegen. ‚Was ist da für ein Wundertier erschienen?‘ würde es dort heißen. Na ja, ich komme ja aus Asien. Nicht wahr, Bolchow? — Und was soll ich in Rußland? Schließlich wird man mich dort anschleßen. ‚Wo ist Trossenko?‘ wird’s heißen. — ‚Angeschossen.‘ — Nun, und was werdet ihr dann mit der achten Kompanie anfangen... ha?“ Er richtete seine Worte vornehmlich an den Major.

„Den diensthabenden Offizier herschicken!“ rief Kirssanow, ohne dem Hauptmann zu antworten. Wiederum waren meiner Überzeugung nach keinerlei Befehle erforderlich.

„Sie, mein junger Herr, sind jetzt wohl sehr zufrieden, da Sie doppeltes Gehalt bekommen?“ sagte der Major nach einigem Schweigen zum Bataillonsadjutanten.

„O ja, sehr zufrieden, Herr Major.“

„Ich finde, daß unser Gehalt jetzt sehr groß ist, Nikolaj Fjodorowitsch,“ fuhr er fort, — „ein junger Mann kann jetzt ganz standesgemäß leben und sich sogar einen kleinen Luxus gestatten.“

„Ach nein, Abram Iljitsch,“ versetzte schüchtern der Adjutant, — „zwar ist das Gehalt doppelt so groß, aber... man muß doch ein Pferd haben.“

„Ach was, junger Mann! Ich selbst war Fähnrich und weiß

es. Glauben Sie mir, ein ordentlicher Mensch kann davon sehr gut leben. Rechnen Sie mal nach," sagte er, den kleinen Finger der linken Hand beugend.

„Wir nehmen unser Gehalt stets im voraus, — wozu dann die ganze Rechnung!" sagte Trossenko, und nahm ein Gläschen Schnaps.

„Nun, was hat das zu bedeuten . . . Was?"

In diesem Augenblick schaute ein weißblonder Kopf mit platter Nase durch die Öffnung ins Zelt herein, und eine scharfe Stimme mit deutschem Akzent ließ sich vernehmen:

„Sie sind hier, Abram Iljitsch! Und der diensthabende Offizier sucht Sie!"

„Treten Sie näher, Kraft!" sagte Bolchow.

Eine lange Gestalt in einem Generalstabsrock kroch herein und begann mit einem gewissen Ungestüm allen die Hände zu drücken.

„Ah, lieber Hauptmann, auch Sie hier?" wandte er sich an Trossenko.

Der neue Gast kroch, die Dunkelheit nicht achtend, bis zu Trossenko hin und küßte ihn, wie mir schien, zu dessen großer Verwunderung und Unzufriedenheit, auf die Lippen.

„Ein Deutscher, der ein guter Kamerad sein will," dachte ich.

12

Meine Vermutung bestätigte sich sogleich. Hauptmann Kraft bat um Schnaps, den er „Branntewein" nannte; während er trank, krächzte er über die Maßen laut und warf den Kopf weit zurück.

„Nun, meine Herren, wir sind heute gehörig auf den Ebenen der Tschetschnja herumgerädert," begann er, schwieg aber, als er den diensthabenden Offizier bemerkte, und überließ dem Major das Wort zur Erteilung der Befehle.

„Nun, haben Sie die Postenkette abgeschritten?“

„Jawohl, Herr Major!“

„Und sind Horchposten vorgeschickt?“

„Jawohl, Herr Major!“

„So übermitteln Sie den Kompanieführern meinen Befehl, gut auf der Hut zu sein.“

„Zu Befehl!“

Der Major kniff die Augen zusammen und versank in tiefes Nachdenken.

„Sagen Sie auch, daß die Leute jetzt abkochen können!“

„Sie tun es schon.“

„Schön. Sie können gehen!“

„Wir wollten also berechnen, was ein Offizier alles braucht,“ fuhr der Major fort, sich mit herablassendem Lächeln zu uns wendend. — „Sie haben einen Waffenrock und Beinkleider nötig . . . nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Major!“

„Das sind 50 Rubel für zwei Jahre, somit 25 Rubel pro Jahr für Kleider. Ferner: das Essen kostet täglich 40 Kopeken . . . stimmt's?“

„Jawohl, das ist sogar reichlich.“

„Nun sei es. Endlich für das Pferd nebst Ersatzsattel 30 Rubel — das ist alles. Im ganzen 25, 120 und 30 Rubel, macht 175 Rubel. So bleiben Ihnen für Luxusachen, Tee, Zucker und Tabak etwa 20 Rubel übrig. Da haben Sie es. Nicht wahr, Hauptmann?“

„Gestatten Sie, Herr Major!“ sagte der Adjutant schüchtern, — „für Tee und Zucker bleibt nichts übrig. Sie rechnen ein paar Beinkleider für zwei Jahre, aber auf den Feldzügen gehen weit mehr drauf. Und die Stiefel? Fast jeden Monat laufe ich ein Paar zuschanden. Ferner Wäsche, Herr Major, Hemden, Hand-



tücher, Herr Major, und Fußlappen, — es muß alles gekauft werden, Herr Major. Alles dies zusammengerechnet, bleibt nichts vom Gehalt übrig. Bei Gott, Herr Major, so ist es!”

„Ja, Fußlappen tragen sich wunderschön,“ bemerkte plötzlich Kraft, nachdem alle eine Weile geschwiegen hatten; das Wort „Fußlappen“ sprach er mit besonderem Wohlgefallen aus. — „Ein so einfacher, echt russischer Brauch!”

„Ich will Ihnen was sagen,“ meinte Trossenko, — „wie wir auch rechnen, es ergibt sich, daß unsereins an den Hungerpfoten saugen muß; in Wirklichkeit aber leben wir alle, trinken Tee, rauchen Tabak und trinken Schnaps. Wenn Sie so lange wie ich gedient haben,“ fuhr er fort, sich an den Feldwebelleutnant wendend, — „werden Sie es auch verstehen. Sie wissen ja, meine Herren, wie er die Burschen behandelt.“

Sich vor Lachen schüttelnd, erzählte Trossenko nun die ganze Geschichte vom Feldwebelleutnant und seinem Burschen, obwohl wir sie schon tausendmal gehört hatten.

„Ei, du schaust ja wie ein blühender Rosenstock aus, mein Lieber! Nicht doch!“ sagte er zum Feldwebelleutnant, der ganz rot geworden war, schwitzte und lächelte, daß er einen dauern konnte.

„Macht nichts, Bruder, auch ich war mal so wie du, aber jetzt bin ich ein wackerer Degen geworden. Wenn aus Rußland so ein Burschen hierher kommt — wir haben solche Leutchen ja oft hier gehabt —, gleich kriegt er alle möglichen Rheumatismen und Krämpfe; ich aber lasse mich hier auf die Erde nieder, da ist dann mein Haus, mein Bett, alles, siehst du . . .“

Hierbei leerte er noch ein Gläschen Schnaps.

„Nicht wahr?“ sagte er, Kraft scharf anblickend.

„Das lobe ich mir! So spricht ein echter, alter Kaukasier! Ihre Hand, Hauptmann!”

Und Kraft stieß uns alle auseinander, drängte sich eilig bis zu Trossenko durch, ergriff dessen Hand und schüttelte sie mit ganz besonderer Leidenschaftlichkeit.

„Ja, wir können wohl sagen, daß wir hier alles durchgekostet haben,“ fuhr Kraft fort. — „Erinnern Sie sich an die Nacht vom 12. zum 13. im Jahre 45, Hauptmann? Sie geruheten ja auch dabei zu sein, im Nachtwort, als wir bis über die Knie im Dreck steckten, tags drauf ging's gegen die feindlichen Schanzen. Ich war damals dem Oberbefehlshaber zugeteilt; 15 Verhaue nahmen wir an einem Tag. Erinnern Sie sich, Hauptmann?“

Trossenko nickte und kniff die Augen zusammen, wobei er die Unterlippe vorschob.

„Also, meine Herren . . .“ begann Kraft mit großer Lebhaftigkeit und mit ganz unangebrachten Rednergebärden, indem er sich an den Major wandte.

Dieser aber hatte die Geschichte offenbar schon oft gehört und schaute den Redner plötzlich so trübe und teilnahmslos an, daß dieser sich mir und Bolchow zuwendete. Trossenko aber schenkte er während seiner Erzählung keinen einzigen Blick.

„Also, meine Herren, wir rückten morgens aus und der Oberbefehlshaber sagte mir: „Kraft, nimm jene Verhaue!“ Sie wissen: in unserem Militärdienst gibts keine Widerrede, — die Hand an den Mützenschirm: „Zu Befehl, Excellenz!“ und ich ging. Nun rücken wir gegen den ersten Verhau vor; ich wende mich um und rufe den Soldaten zu: Keine Furcht, Leute! Scharf aufgepaßt! Wer zurückbleibt, den erschlage ich eigenhändig!“ Sie wissen, den russischen Soldaten muß man einfach behandeln. Plötzlich eine Granate . . . ein Soldat fällt, ein zweiter, ein dritter; dann Gewehrflugeln: dschin, dschin, dschin . . . Ich rufe: „Vorwärts, Kinder, mir nach!“ Als wir nahe dran sind, sehe

ich — wie heißt das gleich?“ und mit den Händen fuchtelnd, suchte er nach dem Wort.

„Böschung“, half Bolchow ein.

„Nein... Ach, wie heißt das? Mein Gott! Nun wie denn?... Böschung“, sagte er schnell. — „Also vorwärts mit gefälltem Gewehr... Hurra! ta-ratatata! Vom Feinde keine Spur. Allgemeines Erstaunen. Also gut: wir gehen weiter — ein zweiter Verhau. Das war ganz was anderes. Wir hatten, wissen Sie, den Teufel im Leibe. Also wir kommen heran — ich sehe: ein zweiter Verhau — es geht nicht weiter. Da war... na, wie heißt das...“

„Wieder eine Böschung“, sagte ich.

„Ganz und gar nicht!“ fuhr er ärgerlich fort, — „keine Böschung, sondern... na, wie nennt sich das“, — er machte mit der Hand eine sinnlose Gebärde. — „Ach du mein Gott, wie heißt das...“

Wir sahen, wie er sich quälte, und mußten ihm unwillkürlich soufflieren.

„Vielleicht ein Fluß“, sagte Bolchow.

„Nein, bloß ein Abhang. Also wir drauf los, aber da, glauben Sie mir, erhalten wir solch ein Feuer... eine wahre Hölle...“

In diesem Augenblick fragte vor dem Zelt jemand nach mir; es war Maximow. Da die Erzählung erst den zweiten Verhau erreicht hatte, somit noch dreizehn Verhaue zu erledigen blieben, ergriff ich gern diese Gelegenheit, zu meinem Zuge zurückzukehren. Auch Trossenko verließ die Gesellschaft, und einige Schritte hinter dem Zelt sagte er mir: „Er flunkert ja, er war überhaupt nicht in den Verhauen,“ wobei er in ein so gutmütiges Lachen ausbrach, daß auch ich lachen mußte.

Es war schon finstere Nacht, und die Feuer warfen ein nur trübes Licht auf das Lager, als ich nach beendeter Pflege der Pferde zu meinen Leuten trat. Auf den Kohlen lag ein großer glimmender Baumstumpf. Um ihn herum saßen nur drei Leute: Antonow drehte über dem Feuer einen Kessel, in dem Zwieback mit Fett kochte; Schdanow scharrte nachdenklich mit einem Stöckchen in der Asche herum, und Eschikin rauchte sein nie ausgehendes Pfeifchen. Die anderen hatten sich schon zur Ruhe gelegt, — die einen unter den Munitionswagen, die anderen auf dem Heu, noch andere neben dem Feuer. Beim schwachen Schein der Kohlenglut erkannte ich die mir wohlbekannten Rücken, Füße und Köpfe; darunter auch den kleinen Rekruten, der, dicht am Feuer liegend, schon zu schlafen schien. Ich setzte mich neben Antonow, der mir Platz machte, und steckte eine Zigarette an. Der Rauch vom feuchten Holz vermengte sich mit dem Nebel, erfüllte die ganze Luft und reizte die Augen; vom finstern Himmel fiel unaufhörlich ein feiner Staubregen.

Ringsum hörte man das ruhige Schnarchen der Schlafenden, das Knistern der brennenden Aste, die flüsternden Stimmen der noch wachen Soldaten, und dazwischen Gewehrklirren. Überall loderten noch die Feuer, beleuchteten jedoch nur in kleinem Umkreise die schwarzen Gestalten der Soldaten. Vor den nächstgelegenen Feuern konnte ich die nackten Körper von Leuten unterscheiden, die ihre Hemden dicht über der Flamme hin und her schwenkten. Es waren noch recht viele Soldaten wach, die sich auf einer Fläche von einigen dreißig Quadratmetern herum bewegten und unterhielten, aber die finstere, tiefe Nacht verlieh dieser Bewegung etwas Geheimnisvolles; jeder empfand gleichsam diese finstere Stille und fürchtete, ihre ruhige Harmonie zu

stören. Beim Sprechen merkte ich, daß meine Stimme anders klang; auch die um das Feuer sitzenden Soldaten schienen, nach ihren Gesichtern zu urteilen, dasselbe zu empfinden. Ich trat zu ihnen in der Erwartung, Gespräche über den verwundeten Kameraden zu hören, — allein nichts davon: Tschikin erzählte über den Empfang von Militärsachen in Tiflis, über die dortigen Schulkinder und dergleichen.

Überall, besonders aber im Kaukasus, ist es mir aufgefallen, ein wie feines Taktgefühl unser Soldat in den Stunden der Gefahr hat; er verschweigt und umgeht all die Dinge, die ungünstig auf die Stimmung der Kameraden einwirken könnten. Der Geist des russischen Soldaten ruht auf anderen Grundlagen, als die Tapferkeit der südlichen Völker; diese besitzen einen schnell aufflackernden und schnell erkaltenden Enthusiasmus, aber der Mut des russischen Soldaten ist ebenso schwer zu entfachen, wie zu ersticken. Er bedarf keiner besonderen Effekte, keiner Reden und Schlachtrufe, keiner Lieder oder Trommelwirbel, sondern bloß der Ruhe und Ordnung, ohne jede Schaumschlägerei. Dem echten russischen Soldaten sind Prahlucht und Tollkühnheit fremd; er braucht seine Sinne während der Gefahr nicht zu benebeln oder zu erhitzen. Die Merkmale seines Charakters sind vielmehr: Bescheidenheit, Einfachheit und die Fähigkeit, in der Gefahr etwas ganz anderes zu sehen als die Gefahr.

Ich sah einen am Bein verwundeten Soldaten, der zu allererst seinen neuen durchgeschossenen Pelz bedauerte; einen Fahrer, der unter seinem totesgeschossenen Pferde hervorkroch und den Sattelgurt löste, um den Sattel zu retten. — Wer kennt nicht das Vorkommnis bei der Belagerung von Gergebel: im Laboratorium fängt der Zünder einer geladenen Bombe Feuer, — der Feuerwerker befiehlt zwei Soldaten die Bombe zu nehmen, zur Böschung zu laufen und sie hinabzuwerfen; sie tun es aber nicht an der

nächstliegenden Stelle, weil da am Rande das Zelt des Obersten steht, den sie nicht wecken wollen, sondern tragen die Bombe weiter, und werden beide von der platzenden Bombe in Stücke gerissen. — Ich erinnere mich auch, wie ein junger Soldat während des Feldzuges 52 in einem Gefecht äußerte, der Zug wäre verloren, und wie wegen dieser schlimmen Worte, die niemand wiederholen wollte, der ganze Zug über ihn herfiel.

Und jetzt, wo sich jedem der Gedanke an Welentschuk aufdrängen mußte, wo uns jede Sekunde eine Gewehrsalve der heranschleichenden Tataren treffen konnte, lauschten alle der lebhaften Erzählung Tschikins; niemand gedachte des heutigen Gefechts, der Gefahr, in der wir schwebten, sowie des verwundeten Kameraden, — als ob das, Gott weiß wann oder ob überhaupt nichts geschehen wäre. Allerdings schien es mir, daß ihre Gesichter etwas trüber als gewöhnlich waren und daß sie Tschikin nicht allzu aufmerksam zuhörten; er selbst merkte es, und sprach recht nachlässig.

Maximow trat aus Feuer heran und setzte sich neben mich, nachdem Tschikin ihm Platz gemacht hatte. Dieser schwieg und begann wieder an seiner Pfeife zu saugen.

„Die Infanterie hat aus dem Lager Schnaps holen lassen,“ sagte Maximow nach längerem Schweigen. „Soeben sind die Leute zurückgekommen.“ — Er spie ins Feuer. — „Ihr Unteroffizier sagt, sie hätten unsern Kameraden gesehn.“

„Nun, ist er noch am Leben?“ fragte Antonow, das Kochgeschirr herumdrehend.

„Nein, tot.“

Der kleine Rekrut erhob plötzlich seinen Kopf mit dem roten Mützchen, so daß er vom Feuer beleuchtet wurde, und blickte mich und Maximow einen Augenblick durchdringend an. Dann ließ er den Kopf wieder sinken und hüllte sich in den Mantel ein.

„Schau, der Tod kam also wirklich am Morgen zu ihm, als ich ihn im Geschützpark weckte,“ sagte Antonow.

„Unsinn,“ sagte Schdanow, den glimmenden Baumstumpf umwendend; alle schwiegen.

Mitten in der allgemeinen Stille fiel hinter uns im Lager ein Schuß, das Signal für die Trommler; sie begannen den Zapfenstreich zu schlagen. Als der letzte Wirbel verklungen war, erhob sich Schdanow als erster und nahm die Mütze ab. Wir alle folgten seinem Beispiel.

In der tiefen Stille der Nacht erklangen kraftvolle Männerstimmen, die in harmonischem Chor sangen:

„Vater Unser, der Du bist im Himmel! Geheiligt werde Dein Name; Dein Reich komme; Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; unser täglich Brot gib uns heute; und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern; und führe uns nicht in Versuchung; sondern erlöse uns vom Ubel.“

„So wurde im Jahre 45 bei uns einer am Bauch verwundet,“ sagte Antonow, nachdem wir die Mützen aufgesetzt und uns am Feuer niedergelassen hatten, — „zwei Tage lang führten wir ihn auf dem Geschütz mit . . . Es war Schefftschenko, weißt du noch, Schdanow? . . . und dann ließen wir ihn unter einem Baum zurück.“

Jetzt trat ein Infanterist mit großem Backen- und Schnurrbart, Gewehr und Tasche um die Schultern, an unser Feuer.

„Erlaubt mir, meine Pfeife an eurem Feuer anzurauchen, Landsleute“ sagte er.

„Gewiß, raucht nur an, es ist genug Feuer da,“ bemerkte Eschkin.

„Ihr erzählet wohl soeben vom Feldzug bei Dargi, Landsmann?“ fragte der Infanterist Antonow.

„Jawohl, von Dargi im Jahre 45,“ antwortete dieser.

Der Fußsoldat schüttelte den Kopf, blinzelte und hockte neben uns nieder.

„Ja, was haben wir da nicht alles erlebt!“ bemerkte er.

„Warum wurde der Verwundete denn zurückgelassen?“ fragte ich Antonow.

„Die Bauchwunde bereitete ihm viel Qual; wenn wir hielten, gings noch, aber sobald wir uns in Bewegung setzten, schrie er heftig. Er bat, ihn um Gottes Willen liegen zu lassen, doch es war uns immer leid um ihn. Aber als der Feind uns stark auf den Leib rückte und uns drei Mann vom Geschütz und einen Offizier getötet hatte . . . auch hatten wir beinahe die Fühlung mit unserer Batterie verloren . . . schlimm wars, der Boden sumpfig, — wir glaubten das Geschütz gar nicht mehr fortschaffen zu können.“

„Das schlimmste war der sumpfige Boden am Indischen Berge,“ bemerkte irgend ein Soldat.

„Ja, dort gings ihm ganz schlecht! Anoschenko — das war ein alter Unteroffizier — und ich sahen, daß er jedenfalls nicht mehr am Leben bleiben würde, und da er so flehte, beschloßen wir, ihn dort zu lassen. Es wuchs da so ein schattiger Baum; unter den setzten wir ihn, lehnten seinen Rücken an den Stamm, legten etwas weichen Zwieback neben ihn hin, den Schdanow noch hatte, zogen ihm ein reines Hemd an und sagten ihm Lebewohl. So verließen wir ihn.“

„Und es war ein tüchtiger Soldat?“

„O ja, ein recht guter Soldat.“

„Gott weiß, was aus ihm geworden ist,“ fuhr Antonow fort, „nicht wenige von uns sind damals zurückgeblieben.“

„In Dargi?“ sagte der Infanterist, stand auf, bohrte in seiner Pfeife, kniff die Augen zusammen und schüttelte wieder den Kopf: „Ja, da passierte allerhand.“



Mit diesen Worten entfernte er sich.

„Haben wir in der Batterie noch viele Soldaten, die bei Dargi waren?“ fragte ich.

„Nun, Schdanow, ich, Bazan, der auf Urlaub ist, und noch etwa sechs Mann, mehr finds nicht.“

„Na, unser Bazan vergnügt sich wohl gehörig während seines Urlaubs?“ sagte Tschikin, die Füße ausstreckend und den Kopf auf einen Baumstamm legend, der ihm als Kopfkissen diente, „es ist ja wohl bald ein Jahr, daß er fort ist!“

„Warst du auf Jahresurlaub?“ fragte ich Schdanow.

„Nein,“ versetzte er widerwillig.

Ist man aus wohlhabender Familie, oder ein kräftiger Arbeiter, so hat der Urlaub etwas verlockendes, und zu Hause ist man gern gesehen!

„Aber wir sind drei Brüder, — was für einen Sinn hats dann, Urlaub zu nehmen!“ fuhr Schdanow fort, — „sie sind froh, wenn sie selbst satt werden, können unsereins nicht durchfüttern, und wenn man 25 Jahre lang Soldat gewesen ist, kann man ihnen schlecht bei der Arbeit helfen. Gott weiß, ob sie überhaupt noch leben!“

„Hast du denn nicht geschrieben?“

Gewiß, ich habe zwei Briefe geschrieben, erhalte aber keine Antwort. Entweder sind sie tot, oder sie antworten nicht, weil... sie selbst in Armut leben... wie soll ich da erwarten...“

„Und ist's schon lange her, daß du geschrieben hast?“

„Zum letztenmal nach Dargi... Sing doch mal das Lied von der Birke!“ sagte Schdanow zu Antonow, der, die Arme auf die Knie gestützt, irdendein Lied vor sich hinsummte.

Antonow stimmte die „Birke“ an.

„Das ist das Lieblingslied Onkel Schdanows,“ flüsterte Tschikin, mich beim Mantel zupfend, — „und wenn Philipp Antonytsh es singt, dann weint er sogar.“

Schdanow saß anfangs ganz unbeweglich da, und schaute unverwandt in die glimmenden Kohlen; sein Gesicht sah im rötlichen Lichte des Feuers überaus finster aus; dann aber begannen seine Kinnladen sich unterhalb der Ohren immer schneller und schneller zu bewegen, schließlich stand er auf, breitete seinen Mantel aus und legte sich im Dunkeln hinter dem Feuer nieder.

War es sein stetes Sich-Hin- und Herwenden und Räuspern, als er sich zum Schlafen zurecht legte, oder der Eindruck, den der Tod Welentschuks auf ihn gemacht hatte oder die Wirkung des traurigen Wetters, — genug, mir schien, daß Schdanow wirklich weinte.

Der untere Teil des Baumstumpfes, der sich bereits in Kohle verwandelt hatte, flackerte bisweilen auf und beleuchtete die Gestalt Antonows, mit dem grauen Schnurrbart, dem roten Gesicht und den Orden auf dem übergeworfenem Mantel; der Schein fiel auch auf die Stiefel, den Kopf und den Rücken von jemand. Von oben rann unaufhörlich der trostlose Nebeldunst hernieder, die Luft blieb feucht und rauchig; ringsum erblickte ich immer dieselben hellen Punkte der verlöschenden Feuer, die Stille der Nacht wurde bloß durch die wehmütigen Laute des Liedes unterbrochen, das Antonow sang. Und wenn es auf Augenblicke verstummte, so bildeten die gedämpften Laute des Nacht-Biwaks, das Schnarchen der Schlafenden, das Gewehrklirren der Schildwachen und die leisen Gespräche gleichsam den Rehrreim zu dem Liede.

„Zweite Ablösung! Makatsjuk und Schdanow!“ rief Maximow.

Antonow hörte auf zu singen, Schdanow erhob sich, stieß einen Seufzer aus, stieg über den Baumstamm und schritt langsam auf die Geschütze zu.

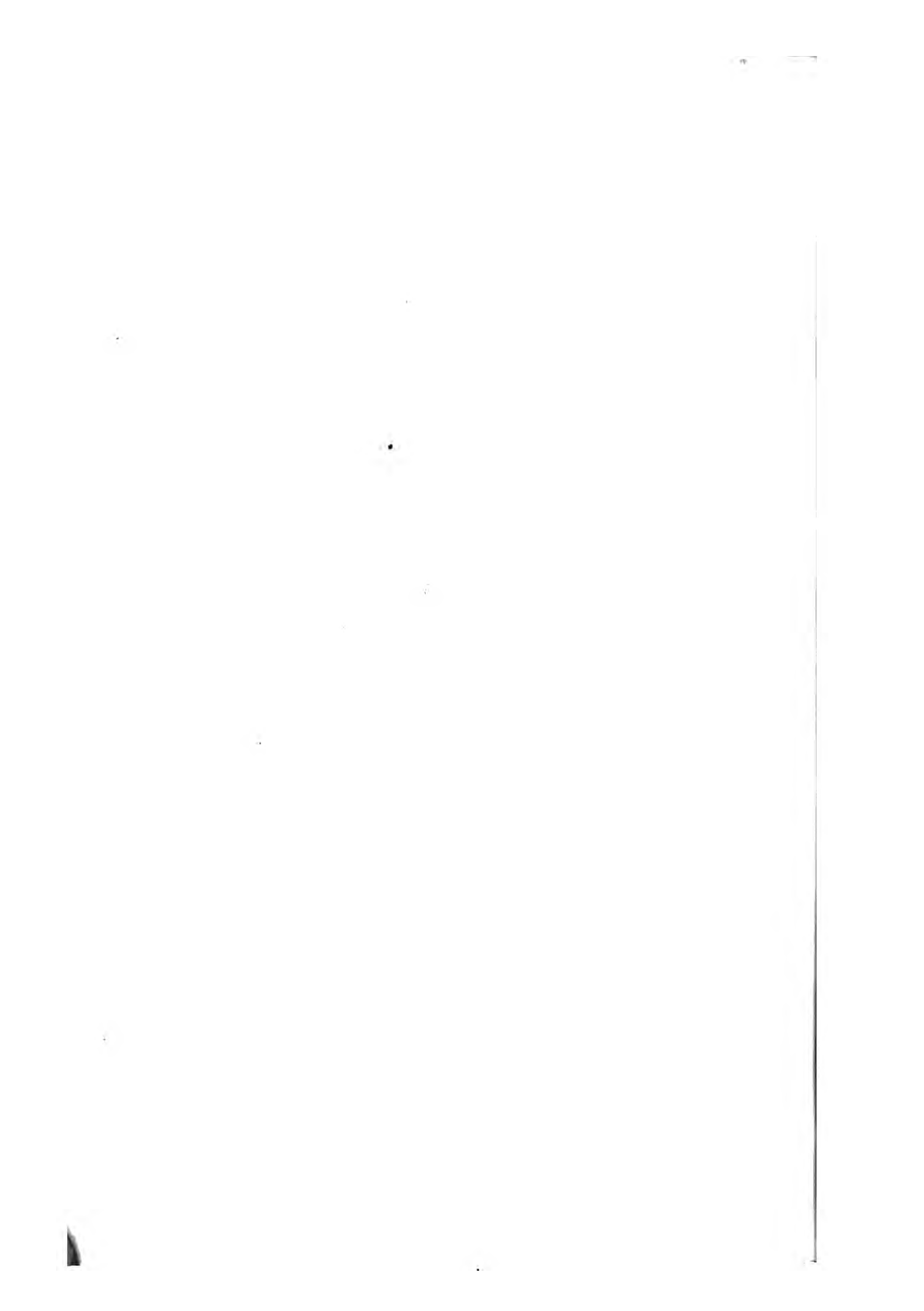
1854 — 15. Juni 1855.



# Se w a s t o p o l

(1854 – 1855)

Deutsch von Gustav Specht



---

## Sewastopol im Dezember 1854

Der Horizont über dem Sapun-Berge schimmert im ersten Morgenrot, der dunkelblaue Spiegel des Meeres hat die nächtliche Dämmerhülle abgestreift und wartet auf den ersten Sonnenstrahl, um mit dem munteren Glimmerspiel zu beginnen; von der Bucht her weht es kalt und neblig: es ist noch kein Schnee da — alles ist schwarz, aber der Frühfrost schneidet einem scharf ins Gesicht und es knirscht unter den Füßen; nur das ferne unermüdliche Dröhnen des Meeres und dazwischen das dumpfrollende Geschützfeuer von Sewastopol stören die Stille des Morgens. Die Schiffe liegen verödet da; das Stundenglas meldet die achte Stunde.

Auf dem nördlichen Kai beginnt die Tagesarbeit allmählich die Nachtruhe zu verdrängen: ein Wachtkommando zieht mit klirrenden Gewehren vorüber; ein Militärarzt eilt zum Hospital; ein Soldat klettert aus seinem Unterstand, wäscht sich mit eiskaltem Wasser sein sonngebräuntes Gesicht, wendet sich dem rötlich glühenden Ofen zu und verrichtet, sich flink bekreuzend, sein Morgengebet; ein hoher schwerer zweiräderiger Wagen, mit Kamelen bespannt, und mit blutbespritzten Leichen hochbeladen, wälzt sich knarrend dem Friedhof zu, zur Bestattung der Gefallenen. . . Wenn man zum Hafen kommt, schlägt einem der Geruch von Steinkohle, Dünger, feuchtem Dunst und Rindfleisch entgegen; tausenderlei verschiedenartiger Gegenstände: Holzstapel, Fleisch, Schanzkörbe, Mehl, Eisen usw. lagern haufenweise im Hafen; Soldaten verschiedener Regimenter, mit

Säcken und mit Gewehren, ohne Säcke und ohne Gewehre, drängen sich dort, rauchen, schimpfen, schleppen schwere Lasten auf ein Schiff, das an der Landungsbrücke unter Dampf liegt; Jollen mit allerhand Volk an Bord, Soldaten, Seeleuten, Händlern, Frauen landen und stechen in See.

„Zur ‚Graffskaja‘, Euer Wohlgeboren? Bitte sehr,“ — so bieten euch zwei oder drei Matrosen der Reserve ihre Fährdienste an und erheben sich von ihren Sitzen im Boot.

Ihr wählt das nächstliegende Boot, schreitet über den halbverfaulten Kadaver eines braunen Pferdes hinweg, das in der Nähe des Bootes im Schmutz liegt, und tretet zum Steuer. Das Ufer entschwindet schon. Ringsum — das in der Morgensonne blitzende Meer, vor euch — der alte Matrose im Kamelhaarmantel und ein weißblonder Bursche, der schweigend und emsig die Ruder rührt. Ihr blickt auf die mächtigen Rümpfe der Schiffe, die nah und fern in der Bucht verstreut liegen, auf die schwarzen Pünktchen der Schleppdampfer, die in der glitzernd blauen Helle dahinziehen, und gegenüber auf die schmucken hellen Gebäude der Stadt, die in das Rosenlicht der Morgensonne getaucht sind, auf die schäumende weiße Linie der Mole und der versenkten Schiffe, von denen hie und da die Spitzen der Masten emporragen, auf die ferne feindliche Flotte, die am Kristallhorizont des Meeres undeutlich sichtbar wird, und die strudelnden Wellenkämme, in denen die von den Rudern emporgequirkten salzigen Wasserperlen hin und her hüpfen; ihr hört die über die Wasseroberfläche zu euch dringenden gleichmäßigen Rufe von Stimmen und das majestätische Gedonner der Geschütze, das scheinbar von Sewastopol her stärker vernehmbar wird.

Wie sollte euch nicht bei dem Gedanken, daß auch ihr in Sewastopol seid, ein Gefühl von Kühnheit und Stolz erfüllen und euer Blut schneller durch die Adern kreisen?

„Euer Wohlgeboren! steuern Sie direkt auf den ‚Konstantin‘ los,“ sagt der alte Matrose und prüft, sich umschauend, die Richtung, die ihr dem rechtssteuernden Boot gebt.

„Das Schiff hat noch alle seine Geschütze,“ bemerkt der blonde Bursche, das Fahrzeug aus nächster Nähe besichtigend.

„Versteht sich, — es ist ja noch ganz neu, Kornilow hat auf ihm gewohnt,“ meint der Alte und betrachtet gleichfalls das Schiff.

„Seht mal, da ist was in die Luft geflogen!“ ruft der Knabe nach längerem Schweigen, beim Anblick eines weißen zerflattern=den Rauchwölkchens, das plötzlich hoch über der südlichen Bucht auftaucht und vom Getöse explodierender Bomben begleitet wird.

„Er“ läßt wohl heute die neue Batterie feuern,“ äußert der Alte und spuckt sich gemächlich in die Hand. „Streng dich an, Mischka, wir wollen die Barkasse überholen!“ — Und eure Jolle schießt schneller über die hohle See dahin, überholt tatsächlich die mit schweren Kolli befrachtete Barkasse, die von ungeschickten Soldaten ungleichmäßig gerudert wird, und landet schließlich am „Grasskaja“-Kai, inmitten einer Menge am Tau liegender Boote verschiedenster Art.

Auf dem Kai — ein lautes Gewimmel grauer Soldaten, schwarzer Matrosen; und bunter Frauen. Weiber bieten Semmeln feil, russische Bauern schenken mit dem Ruf „Heißes Sbiten!“ einen siedenden Gewürztrank aus, und daselbst auf den Quaderstufen des Kais liegen verrostete Kanonenkugeln, Bomben, Kartätschen und gußeiserne Kanonen verschiedenen Kalibers; auf einem etwas weiter gelegenen großen Platz, in wilder Unordnung — mächtige Eisenbalken, Lafetten, schlafende Soldaten; Pferde stehen umher, Fuhrwerke, grüne Geschütze und Munitionskisten, Gewehrpyramiden der Infanterie; Soldaten tummeln sich, Matrosen, Offiziere, Frauen, Kinder und Kaufleute; Wagen mit Heu, Schiffsfrachten und Tonnen fahren vorbei; ab und zu ein berittener Kosak und



Offizier, oder ein General in einer leichten Droschke. Die Straße ist rechts von einer Barrikade versperrt, aus deren Schießscharten kleine Kanonen hervorlugen, daneben sitzt ein Matrose, sein Pfeifchen schmauchend. Links ein stattliches Gebäude, mit einer römischen Zahlenreihe im Ziergiebel; und davor Soldaten und eine blutbefleckte Tragbahre, — überall stoßt ihr auf die unangenehmen Merkmale eines Kriegslagers. Euer erster Eindruck ist immer der denkbar ungünstigste: das seltsame Gemisch von Stadt- und Lagerleben, einer hübschen Stadt mit einem schmutzigen Biwak, bietet keineswegs einen wohlthuenden Anblick dar, sondern dieses Durcheinander wirkt geradezu abstoßend; es hat den Anschein, als habe sich aller ein Schrecken bemächtigt, als hasteten alle hin und her und wüßten nicht, was sie tun sollen. Aber schaut nur allen diesen um euch herum wimmelnden Leuten tiefer ins Gesicht und ihr werdet etwas ganz anderes wahrnehmen. Seht euch etwa diesen Fourierschützen an, der drei braune Gäule zur Tränke führt und sich geruhsam etwas unter die Nase brummelt: das ist ein Mann, der sicherlich in diesem buntscheckigen Getümmel nicht untertauchen wird, — dieser Haufen existiert nicht für ihn; er leistet einfach seine Arbeit — gelte es nun die Pferde zu tränken oder Geschütze zu schleppen — alles mit der gleichen Ruhe, Selbstsicherheit und Gelassenheit, als vollzöge sich das alles irgendwo in Tula oder in Saransk. Dasselbe sagt euch der Gesichtsausdruck dieses Offiziers, der in makellos weißen Handschuhen an euch vorübergeht, und das Gesicht jenes Matrosen, der, seine Pfeife rauchend, auf der Barrikade sitzt, sowie jene Soldatengruppe, die mit der Tragbahre vor dem Portal des ehemaligen Kasinos wartet; und endlich das junge Mädchen, das dort über die auf der Straße verstreuten Steinchen hüpfet, ängstlich besorgt, daß ihr rosafarbenes Kleid nicht bespritzt wird.

Ja! ihr müßt unbedingt auf eine Enttäuschung gefaßt sein,

wenn ihr zum erstenmal in Sewastopol einfahrt. Vergebens werdet ihr auf irgendeinem Gesichte Spuren einer Abgehehtheit, oder gar von Enthusiasmus, Todesbereitschaft, Entschlossenheit suchen, — alles das ist nicht vorhanden: ihr findet hier die alltäglichsten Menschen, die ruhig mit den alltäglichsten Dingen beschäftigt sind, — so daß ihr vielleicht geneigt sein werdet, euch selbst allzu hoch gespannter Gefühle zu zeihen, und leise Zweifel an der Vorstellung vom Heldenmut der Verteidiger Sewastopols zu hegen, einer Anschauung, die ihr euch auf Grund von Erzählungen, Schilderungen und Eindrücken zurechtgelegt habt, von Eindrücken, die ihr von der Nördlichen Bucht aus gewonnen hattet. Doch ehe ihr vollends zu zweifeln beginnt, — steigt auf die Bastionen, seht euch die Verteidiger Sewastopols an Ort und Stelle an, oder, noch besser, betretet dort das gegenüberliegende Haus, das früher das Sewastopoler Kasino war und vor dessen Portal die Soldaten mit der Traghahre stehen, — dort drinnen werdet ihr die Verteidiger von Sewastopol sehen, ein entsetzliches und trauriges, großartiges und zuweilen belustigendes, aber immer erstaunliches, seelenerhebendes Schauspiel.

Ihr betretet den großen Saal des Kasinos. Kaum daß ihr die Thür öffnet, — so seid ihr schon bestürzt von dem Anblick und dem Geruch der 40 oder 50 Kranken mit amputierten Gliedern oder sehr schweren Verwundungen; sie liegen theils auf Brittschen, meist aber auf dem Fußboden umher. Gebt eurem Gefühl nicht nach, das euch an die Schwelle des Raumes bannt, — es ist ein schlimmes Gefühl: schreitet vorwärts, schämt euch dessen nicht, daß ihr gewissermaßen gekommen seid, euch diese Leidenden anzuschauen, schämt euch nicht, näher heranzutreten und mit ihnen zu sprechen: diese Unglücklichen lieben es, ein mitfühlendes Menschenantlitz zu sehen, lieben es, von ihren Leiden zu erzählen und Worte der Liebe und Teilnahme zu hören. Ihr geht zwischen

den Betten hindurch und sucht ein weniger strenges, weniger leidendes Gesicht, dem ihr näherzutreten wagen könntet, um mit ihm zu sprechen.

„Wo bist du verwundet?“ fragt ihr zögernd und scheu einen alten abgemagerten Soldaten, der, auf seiner Schlafkoje sitzend, euch mit gutmütigen Blicken beobachtet und zum Nähertreten einzuladen scheint. Ich sage „ihr fragt scheu“, weil jedes Leiden, außer einem tiefen Mitgefühl und gleichsam Furcht einflößt, irgendwie die Würde dessen zu verletzen, der solche Leiden erduldet.

„Am Bein,“ antwortet der Soldat; doch im selben Augenblick merkt ihr an den Falten der Bettdecke, daß ihm das Bein unterhalb des Knies fehlt. „Gott sei Dank,“ fügt er hinzu, „jetzt werde ich wohl bald entlassen werden.“

„Bist du schon lange verwundet?“

„Sechs Wochen sind's her, Euer Wohlgeboren!“

„Wie? tut's dir noch immer weh?“

„Nein, jetzt tut mir nichts mehr weh; nur in der Wade habe ich bei schlechtem Wetter ein dumpfes Reißen; sonst spüre ich nichts.“

„Wie wurdest du denn verwundet?“

„Auf der 5. Bastion, Euer Wohlgeboren, während des ersten Bombardements: ich hatte eben das Geschütz gerichtet und war zur Seite getreten — in die Schießscharte nebenan, da bekam ich plötzlich einen Schlag ans Bein; mir war, als stolpere ich in eine Grube: ich schau hin — mein Bein ist weg.“

„Hat es dir denn wirklich im ersten Augenblick nicht weh getan?“

„Nicht sonderlich; es war nur so, als stieße jemand mit einem glühendheißen Ding gegen mein Bein.“

„Nun, und später?“

„Auch später wars nicht schlimm; nur, als man mir meine Beinhaut überzog und zunähte, hatte ich ein stechendes und brennendes Gefühl. Vor allen Dingen, Euer Wohlgeboren, — soll man nicht daran denken: wenn du nicht daran denkst, machts dir auch nichts aus. Alles kommt meistens nur daher, weil der Mensch denkt.“

Währenddessen ist eine Frau in einem grauen gestreiften Kleide und schwarzem Kopftuch zu euch getreten; sie mischt sich in euer Gespräch mit dem Matrosen und beginnt von ihm zu erzählen, von seinen Qualen, von der verzweifeltsten Lage, in der er sich vier Wochen lang befunden hat; sie erzählt, wie er, schon verwundet, von seiner Tragbahre aufgestanden sei, um sich die Salve mit anzusehen, die unsere Batterie abgab, wie die Großfürsten mit ihm gesprochen und ihm ein Gnadengeschenk von 25 Rubeln verliehen hätten, und wie er ihnen gesagt hätte, er wolle wieder auf die Bastion, um wenigstens die jungen Soldaten zu drillen, wenn er schon selbst nicht mehr mitmachen könne. Die Frau erzählt das alles in einem Atemzuge und blickt dabei bald auf euch, bald auf den Matrosen, der mit abgewandtem Gesicht daliegt, als hörte er nicht zu, und an der Scharpie seines Rissens zupft, und aus ihren Augen blitzt eine seltsame Begeisterung.

„Dies ist meine Wirtin, Euer Wohlgeboren,“ bemerkt der Matrose mit solch einem Ausdruck, als wollte er etwa sagen: „Sie entschuldigen schon. Man kennt diesen Weibertratsch — sie schwätzt ja nur dummes Zeug.“

Ihr fangt an, die Verteidiger von Sewastopol zu verstehen; ihr verspürt aus irgendeinem Grunde eine Gewissensnot um euretwillen — angesichts dieses Menschen. Ihr wolltet ihm gern so viel sagen, um ihm euer Mitgefühl und — eure Bewunderung auszudrücken; aber ihr findet keine Worte oder seid mit jenen Worten unzufrieden, die euch gerade in den Sinn kommen, —

und ihr neigt euch stumm vor dieser schweigsamen, unbewußten Seelengröße und Geistesstärke, dieser Scham, seinen eigenen Wert einzugestehen.

„Nun, Gott geb, daß du bald wieder zu Kräften kommst,“ sagt ihr ihm und bleibt dann vor einem anderen Kranken stehen, der auf dem Fußboden liegt, und scheinbar unter unerträglichen Qualen seinen Tod erwartet.

Es ist ein blonder Mann mit einem aufgedunsenen blassen Gesicht. Er liegt rücklings auf dem Boden, die linke Hand unter den Rücken geschoben, in einer Lage, die von entsetzlichen Leiden zeugt. Seinem offenen trockenen Munde entweicht mit Mühe der keuchende Atem, die blauen bleiernen Augen sind steil nach oben gerichtet und unter der zur Seite geschlagenen Decke starrt der bandagierte Stumpf des rechten Arms hervor. Ein dumpfer Leichengeruch schlägt euch entgegen, und die zehrende innere Fieberglut, die alle Glieder des Leidenden durchdringt, scheint auch euch zu verfehren.

„Er ist wohl bewußtlos?“ fragt ihr die Frau, die euch gefolgt ist und euch freundlich wie einen Verwandten anblickt.

„Nein, er kann noch hören, wenn auch sehr schlecht,“ flüstert sie euch zu. „Ich habe ihm heute Tee zu trinken gegeben — ist's auch ein Fremder, so muß man doch Mitleid haben — doch er hat schon fast gar nichts mehr getrunken.“

„Wie fühlst du dich?“ fragt ihr ihn.

Der Verwundete richtet seine Pupillen auf euch, er vernimmt eure Stimme, sieht und versteht euch aber nicht.

„Brennen . . . Herz . . .“

Weiter bemerkt ihr einen alten Soldaten, der gerade im Begriff ist, seine Wäsche zu wechseln. Gesicht und Körper haben eine seltsame bräunliche Färbung und sind mager wie ein Skelett. Ein Arm fehlt ihm gänzlich, als sei er aus der Schulter-

höhle herausgeschält. Der Mann sitzt da, guten Mutes, da er sich offenbar wieder gekräftigt fühlt; aber an seinem toten, fahlen Blick, seiner schauerlichen Magerkeit und an den Furchen seines Gesichts erkennt ihr, daß dies ein Wesen ist, das den besten Teil seines Lebens bereits durchlitten hat.

Auf der anderen Seite entdeckt ihr auf einer Pritsche das schmerzsvolle, bleiche und zärtliche Gesicht einer Frau, auf deren Wangen Sieberröte glimmt.

„Diese unsere Matrosenfrau ist am 5. Dezember von einer Bombe am Bein schwer verletzt worden, als sie ihrem Manne das Mittagessen auf die Bastion brachte,“ erklärt eure Begleiterin.

„Hat sie ihr Bein verloren?“

„Bis zum Knie wurde es ihr von der Bombe abgerissen.“

Wenn ihr starke Nerven habt, so geht jetzt durch die Thür links: in jenem Zimmer werden Verbände angelegt und Operationen gemacht. Ihr seht dort die Ärzte mit bis zum Ellbogen blutbespritzten Armen und bleichen, düsteren Gesichtern, die sich um eine Pritsche zu schaffen machen, auf der ein Verwundeter liegt, der mit weitgeöffneten Augen, wie im Fieberwahn, unter dem Einfluß des Chloroforms, wirre und manchmal schlichte und rührende Worte lallt. Die Ärzte nehmen eben eine Amputation vor, — dieses abstoßende und doch heilsame Verfahren. Ihr seht, wie das spitze krumme Messer in das weiße gesunde Fleisch des Körpers eindringt; seht, wie der Verwundete mit einem grauenvoll erschütternden Aufschrei und Flüchen plötzlich zum Bewußtsein erwacht; seht, wie der Feldscher die abgeschnittene Hand in eine Ecke wirft; ihr seht, wie ein anderer Verwundeter in demselben Zimmer auf einer Tragbahre liegt und beim Anblick der an seinem Kameraden vorgenommenen Operation sich krümmt und aufstöhnt, nicht so sehr vor physischem Schmerz, als wegen

der seelischen Martern der Erwartung — entsetzliche, herzbelemmende Bilder; ihr seht hier den Krieg nicht in Gestalt einer geregelten, hübschen und blendenden Marschordnung, mit Musik und Trommelschlag, mit flatternden Fahnen und hoch zu Ross einherstolzierenden Generalen, sondern den Krieg in seiner wahren Gestalt — in Blut, Leiden und Tod . . .

Wenn ihr aus diesem Hause der Leiden tretet, — überkommt euch unversehens ein freudiges Gefühl; ihr atmet in volleren Zügen die frische Luft ein; empfindet Frohmut im Bewußtsein eurer Gesundheit und erkennt dennoch zugleich beim Anblick dieser Leiden eure eigene Nichtigkeit und werdet nun ruhig und nicht mehr unentschlossen auf die Bastion steigen . . .

„Was haben Tod und Leiden eines so winzigen Wurmes, wie ich es bin, zu besagen, im Vergleich mit dieser ungeheueren Menge von Leiden und Tod?“ Der klare Himmel, die funkelnde Sonne, die hübsche Stadt, die offenstehende Tür einer Kirche und das hin und herwogende Kriegsvolk versetzen jedoch euren Sinn bald wieder in den normalen Zustand der Leichtfertigkeit, der kleinen Sorgen und des alleinigen Sichberauschens am Augenblick.

Ihr begegnet vielleicht einem aus der Kirche kommenden Leichenzug eines Offiziers, in einem rosafarbenen Sarge, mit Musik und wehenden Kirchenbannern; an euer Ohr dringt der Schall des Geschützfeuers von den Bastionen, — doch dies bringt euch nicht wieder auf die alten Gedanken; diese Bestattung mutet euch wie ein schönes kriegerisches Schauspiel an, die Schüsse — wie ein schöner Kriegslärm, und ihr verbindet mit diesem Schauspiel, mit diesen Schüssen nicht den klaren, eben von euch selbst durchlittenen Gedanken an Leiden und Tod, wie ihr es auf der Verbandstation getan habt.

An der Kirche und der Barrikade vorbeigehend, betretet ihr

den regsten, belebtesten Teil der Stadt. Zu beiden Seiten steht man Aushängeschilder von Läden und Gasthäusern. Kaufleute, Frauen mit Hüten und Kopftüchern, stutzerhaft elegante Offiziere, — alles zeugt von Zuversicht, Selbstbewußtsein und dem Sicherheitsgefühl der Stadtbewohner.

Tretet in das Gasthaus rechts, wenn ihr die Meinung der Matrosen und Offiziere kennen lernen wollt: die Gespräche dort drehen sich sicher schon um die heutige Nacht, um Jenzka, um das Gefecht vom 24., um die teuren und minderwertigen Koteletts und um diesen oder jenen gefallenen Kameraden.

„Teufel nochmal, es geht jetzt ganz miserabel bei uns zu!“ — läßt sich der Bass eines jungen, hellblonden, bartlosen Marineoffiziers vernehmen, der eine grüne, gestricke Schärpe trägt.

„Wo ist das?“ erkundigt sich ein anderer.

„Auf der 4. Bastion,“ antwortet der blutjunge Offizier, und ihr blickt unwillkürlich mit großer Spannung und sogar mit einem gewissen Respekt bei den Worten „Auf der 4. Bastion“ zu diesem zarten blonden Offizier hinüber. Seine Wichtigtuerei, seine schwungvollen Armbewegungen, sein lautes Lachen und seine Stimme, die euch anmaßend erschienen, betrachtet ihr jetzt als jene eigentümliche rauflustige Geistesverfassung, die sich mancher sehr jungen Leute nach überstandener Gefahr zu bemächtigen pflegt; Ihr erwartet trotzdem, daß er euch nun erzählen werde, wie schrecklich es auf der 4. Bastion inmitten der Bomben und Kugeln sei; weit gefehlt! — schlimm ist es nur, weil es dort so schmutzig ist. „Man kann vor Schmutz kaum bis zur Batterie hindurchkommen,“ meint er und zeigt dabei auf seine bis über die Waden mit Rot bespritzten Stiefel. „Mein bester Kommandeur ist heute gefallen, es traf ihn mitten in die Stirn,“ berichtet ein Zweiter. „Wer ist das? Mitjuchin?“ — „Nein . . . Krieg ich nun endlich meinen Kalbsbraten? Diese Kanaillen!“ versetzt er zum



Gasthausdiener gewandt. „Nicht Mitjuchin, sondern Abramow, ein Prachtkerl — war bei sechs Ausfällen dabei.“

An der anderen Ecke des Tisches, auf dem Teller mit Roteletts und grünen Erbsen stehen, nebst einer Flasche saurem „Bordeaux“ genannten Krim-Weines, sitzen zwei Infanterieoffiziere: der eine, ein junger Mann, mit einem roten Kragen und zwei Sternchen auf dem Mantel, erzählt einem andern mit schwarzem Kragen und ohne Sternchen vom Gefecht bei Aljmino. Der erste hat schon einen über den Durst getrunken, und an den Pausen in seiner Erzählung, an seinem Blick, der zweifelnd zu fragen scheint, ob man seiner Geschichte auch Glauben schenke und ob die ihm selbst zugeteilte Rolle darin nicht doch etwas zu gewichtig und alles gar zu schauerlich sei, — läßt sich erkennen, daß er in seinem Bericht stark von der strengen Wahrheit abweicht. Doch nicht um diese Erzählungen ist es euch zu tun, die ihr noch in allen Winkeln Rußlands zu hören bekommen werdet: es drängt euch zu den Bastionen hin, und zwar besonders auf die 4., von der man euch so viel und so verschiedenerlei erzählt hat. Wenn jemand sagt, er sei auf der 4. Bastion gewesen, so sagt er dies mit einem besonderen Vergnügen und Stolz; wenn jemand sagt: Ich gehe auf die 4. Bastion, bemerkt man unbedingt eine gewisse Erregung an ihm oder einen allzu großen Gleichmut; wenn man sich über jemand lustig machen will, so sagt man: Man sollte dich auf die 4. Bastion postieren; wenn man einer Tragbare begegnet und fragt: Woher? so heißt es in der Regel: Von der 4. Bastion. Es sind übrigens zwei sehr verschiedene Ansichten über diese Schreckensbastion im Umlauf: die Ansicht derer, die niemals auf dieser Bastion waren und davon überzeugt sind, die 4. Bastion sei für jeden, der sich dorthin wagt, das sichere Grab, und jener, die auf ihr wohnen, wie dieser blondhaarige Midshipman, die, wenn von der 4. Bastion die Rede ist, euch

mitteilen werden, daß es dort trocken oder schmutzig und im Unterstand warm oder kalt sei, usw.

Während der halben Stunde eures Aufenthalts im Gasthaus hat das Wetter sich zu verändern begonnen: der über dem Meere lagernde Nebel hat sich zu grauen, düsteren, feuchten Wolken geballt und die Sonne verdeckt; ein trüber Raureif sickert von oben und näßt die Dächer, Trottoirs und Soldatenmäntel. . .

Ihr durchschreitet eine zweite Barrikade, tretet aus der Tür rechts hinaus und geht eine große Straße hinan. Hinter dieser Barrikade stehen zu beiden Seiten der Straße Häuser, die unbewohnt sind, Firmenschilder gibt es dort nicht, die Türen sind mit Brettern verrammelt, die Fenster zersprungen; hier ist die Ecke einer Wand abgerissen, dort ein Dach zerschmettert. Die Gebäude haben ein altertümliches Aussehen, wie in Not und in allerlei Unbill ergraute Veteranen und es ist, als schauten sie stolz und ein wenig verächtlich auf euch herab. Auf eurem Wege stolpert ihr über umherliegende Kanonenkugeln und über Wassergruben, die von den Bomben in den Steinboden gemeißelt sind. Ihr begegnet auf der Straße Soldatentrupps, Pfadfindern, Offizieren und überholt sie; zuweilen trifft ihr eine Frau oder ein Kind, aber keine Frau mit einem Hut, sondern eine Matrosenfrau in einem alten schäbigen Pelz und in Soldatenstiefeln. Weiter die Straße entlang, unterhalb einer Böschung, findet ihr ringsum keine Häuser mehr, sondern nur seltsame Trümmerhaufen aus Steinen, Brettern, Lehm und Balken; vor euch auf einem steilen Berge gewahrt ihr eine schwarze, schmutzige, von Gräben durchquerte Fläche und dies, was dort vor euch liegt, ist die 4. Bastion. . . Hier trifft man noch seltener Menschen an, Frauen sind überhaupt nicht zu sehen, die Soldaten gehen schnell ihres Weges, unterwegs stoßt ihr auf Blutspuren und sicher begegnen euch dort vier Soldaten mit einer Tragbahre und darauf ein blaßgelbes Gesicht

und ein blutbefleckter Soldatenmantel. Wenn ihr die Krankenträger nach der Wunde des Verletzten fragt, geben euch die Träger, verdrossen, ohne sich nach euch umzuwenden, die Antwort: „Am Bein“ oder „An der Hand“, wenn er leicht verwundet ist; oder aber sie schweigen ingrimmig, wenn auf der Bahre kein Kopf sichtbar oder der Verletzte bereits tot oder schwer verwundet ist.

Das Pfeifen einer Kugel oder Bombe aus unmittelbarer Nähe, gerade in dem Augenblick, während ihr den Berg hinanstiegt, verursacht euch eine plötzliche Beklemmung. Ihr begreift nun, und zwar wesentlich anders als bisher, die Bedeutung jener Kanonade, die ihr drunten von der Stadt aus gehört habt. Eine stille, heitere Erinnerung blitzt in euch auf; eure eigne Person beginnt euch nun intensiver zu beschäftigen, als die äußeren Beobachtungen: die Aufmerksamkeit gegenüber eurer ganzen Umgebung läßt nach, und euch übermannt jäh ein peinliches Gefühl der Unentschlossenheit. Dieser elenden, sich plötzlich in euch regenden Stimme angesichts der Gefahr, — besonders wenn ihr den Soldaten seht, der dort, mit den Armen schlenkernd, bergab durch den Schlamm glitscht, und lachend, im Trabe, an euch vorbeiläuft — dieser Stimme gebietet ihr zu schweigen, eure Brust strafft sich unwillkürlich, ihr reckt den Kopf hoch und traxelt den schlüpferigen, lehmigen Berg hinauf. Wenn ihr ein klein wenig hinangeklettert seid, umsummen euch von rechts und links Stutzenkugeln, und ihr werdet wohl einen Augenblick überlegen, ob es nicht ratsamer wäre, den Weg längs dem Laufgraben zu wählen, der der Straße parallel läuft; doch dieser Graben ist mit einem solch flüssigen, gelben, stinkenden, kniehohen Schmutz angefüllt, daß ihr dennoch den Weg über den Berg innehalten werdet, umso mehr da ihr seht, daß Alle diesen Weg gehen. Nach etwa zweihundert Schritt Weges kommt

ihr auf eine von Geschossen durchfurchte, schmutzige Fläche hinaus, die ringsum von Bollwerkstürmen, Schanzen, Gewölben, Plattformen und Unterständen umgeben ist, wo große gußeiserne Geschütze stehen und Kugeln in geordneten Haufen daliegen. Alles dieses scheint euch ohne Zweck, wahllos und ohne Zusammenhang aufgetürmt zu sein. Dort, auf einer Batterie, sitzt eine Gruppe Matrosen, hier inmitten des Platzes, halb im Rot versunken, liegt eine zerschmetterte Kanone, und dort geht ein Infanteriesoldat, mit einem Gewehr, zwischen den Batterien hindurch und zerrt mit Mühe seine Beine aus dem klebrigen Schmutz. Doch überall in der Runde seht ihr Scherben von nicht explodierten Bomben, Kugeln, Spuren des Waffenlagers, alles von einem glitschigen, zähen Schlamm überschwemmt. Es scheint euch, als hörtet ihr nahe von euch ein Geschosß einschlagen, von allen Seiten vernehmt ihr das verschiedenartige Getön der Kugeln — die wie Bienen summen, pfeifen, schnellen oder wie Saitenklang schrillen — ihr hört das entsetzliche Getöse der Schüsse, das euch allen durch Mark und Bein dringt und euch ein maßloses Grauen einflößt.

„Das also ist die 4. Bastion, dieser schreckliche, wahrhaft entsetzliche Ort!“ denkt ihr mit einem gelinden Gefühl des Stolzes und dem starken Gefühl der unterdrückten Angst. Doch ihr seht euch bald enttäuscht: dies ist noch nicht die 4. Bastion. Dies ist die Jasonow-Redoute — ein verhältnismäßig ungefährlicher und gar nicht fürchterlicher Ort. Um auf die 4. Bastion zu gelangen, müßt ihr die Richtung nach rechts einschlagen, längs dem schmalen Laufgraben, auf dem der Infanteriesoldat, gebückt, entlang ging. Auf diesem Laufgraben begegnen euch wohl wiederum Tragbahren, Matrosen, Soldaten mit Schaufeln, ihr seht dort Minenlager, überschwemmte Unterstände, in die nur zwei Menschen mühsam hineinkriechen können, und ihr trefft dort die „Plastung“

der Schwarzmeerbataillone, die gerade ihr Schuhzeug wechseln, die essen, ihre Pfeife rauchen und dort hausen, und ihr findet überall denselben übelriechenden Schmutz, Spuren des Lagerlebens und Eisenbruch in jeglicher Gestalt. Etwa dreihundert Schritt weiter kommt ihr wieder auf eine Batterie heraus — eine flache Anhöhe, die von Gruben durchschnitten und von Bollwerkstürmen umsäumt ist, die mit Erdauffschüttungen verkleidet sind; Geschütze auf Bettungen und Erdwälle. Ihr trifft wohl auch Matrosen, etwa fünf an der Zahl, beim Kartenspiel an, unterhalb der Brustwehr, und einen Marineoffizier, der in euch einen neuen, wißbegierigen Menschen begrüßend, euch mit Vergnügen seine Wirtschaftseinrichtung und alles zeigen wird, was euch interessieren könnte. Dieser auf einem Geschütz sitzende Offizier dreht sich so gemächlich eine Zigarette aus gelbem Papier, promentiert so ruhig von einem Schießstand zum anderen, und spricht so ruhig, ohne die geringste Affektation mit euch, daß ihr, ungeachtet der jetzt häufiger als früher über eurem Haupte summenden Kugeln, selber ganz kaltblütig werdet und den Offizier angelegentlich ausfragt und seinen Schilderungen zuhört. Der Offizier wird euch — jedoch nur, wenn ihr ihn ausdrücklich fragt — das Bombardement vom 5. Dezember schildern, er wird euch erzählen, wie von seiner Batterie nur ein einziges Geschütz in Aktion treten konnte und von der gesamten Bedienungsmannschaft nur acht Mann am Leben geblieben sind, und wie er dennoch am nächsten Morgen, am 6., aus allen Geschützen feuern ließ. Er erzählt, wie am 5. eine Bombe in einen Matrosenunterstand einschlug und elf Mann hinstreckte; er zeigt euch durch die Schießscharten auch die feindlichen Laufgräben, die hier in einer Entfernung von kaum 30 — 40 Faden gelegen sind. Nur fürchte ich, daß ihr, unter dem Eindruck der rund herum summenden Kugeln, aus der Schießscharte nach dem Feinde ausspähend, —

nichts wahrnehmen werdet; solltet ihr dennoch was sehen, so werdet ihr erstaunt sein, daß jener weiße steinerne Wall, der so nahe vor euch liegt und auf dem ab und zu weiße Rauchwölkchen emporwirbeln, daß dieser weiße Wall wirklich der Feind sei — „Er“, wie die Soldaten und Matrosen ihn zu nennen pflegen.

Höchstwahrscheinlich wird der Marineoffizier, aus Eitelkeit oder einfach um sich selbst ein Vergnügen zu machen, die Lust verspüren, euch eine kleine Kanonade vor zu demonstrieren. „Geschützführer und Mannschaft her!“ und etwa 14 Matrosen treten behend und munter auf das Geschütz zu, mit ihren hufeisenbeschlagenen Stiefeln auf der Bettung polternd, während der eine noch schnell sein Pfeifchen in der Tasche verschwinden läßt, ein anderer seinen Zwieback zu Ende kaut, und laden das Geschütz. Schaut diesen Leuten ins Gesicht, beobachtet ihre Haltung und ihre Bewegungen: in jeder Furche dieses sonnverbrannten, derbknochigen Gesichts, in jeder Muskel, in der Breite dieser Schultern, in dem Umfang dieser in ungeheuren Stiefeln steckenden Beine, so ruhig, fest und ohne Hast, — zeigen sich die wesentlichen Züge des Russen, die seine Kraft ausmachen — Schlichtheit und Hartnäckigkeit.

Plötzlich erschüttert euch ein fürchterliches Getöse, das nicht nur eure Hörorgane, sondern euch mit Haut und Haar erbeben macht, so daß euer ganzer Leib zusammenzuckt. Gleich darauf ist das fernhin entschwindende Pfeifen des Geschosses vernehmbar, dicke Pulverschwaden umhüllen euch, die Bettung und die schwarzen Gestalten der sich auf ihr bewegenden Matrosen. Ihr hört, wie die Matrosen ihre verschiedenen Urteile über den abgefeuerten Schuß abgeben und seid Augenzeuge ihrer Begeisterung und einer Gefühlsäußerung, die ihr vermutlich nicht erwartet habt, — es ist das Gefühl der Erbitterung, der Vergeltung dem Feinde gegenüber, das in der Seele eines jeden verborgen ist. „Es traf

mitten in die Scharte; es hat, wie's scheint, zwei Tote gegeben . . . seht, sie werden fortgetragen," hört ihr frohlockend rufen. „Paßt auf, jetzt kriegt er die Wut und feuert gleich auf uns," meint jemand; und in der Tat seht ihr bald darauf Blitz und Dampf vor euch; der Wachtposten auf der Brustwehr ruft: „Buschka!" („Kanone!") und sogleich heult ein Geschos an euch vorbei, prallt gegen die Erde und sprengt trichterförmig Wasserspritzer und Steine in die Luft. Der Batteriechef gerät über dieses Geschos in Zorn und gibt den Befehl, ein zweites und drittes Geschütz zu laden; auch der Feind bleibt uns seine Antwort nicht schuldig, und ihr werdet manch interessante Gefühle erleben und interessante Dinge zu hören und zu sehen bekommen. Der Wachtposten ruft wieder „Buschka!" — und ihr hört denselben Ton und Schlag, seht dieselben Spritzer, oder er ruft „Martela!" („Mörser!") — und ihr hört das gleichmäßige, recht angenehme Pfeifen einer Bombe, das euch so gar nicht schreckhaft vorkommt, dieses immer schneller auf euch losbrausende Pfeifen; dann gewahrt ihr einen schwarzen Ball, hört einen fühlbaren Schlag auf den Erdboden und die knallende Explosion der Bombe. Gell pfeifend stieben die Splitter durcheinander, Steine sausen durch die Luft und bespritzen euch mit Schmutz. Euer Gefühl bei diesen Tönen ist ein wunderliches Lust- und Angstgefühl zugleich. In dem Augenblick, wo ihr gewiß seid, daß das Geschos auf euch zufliegt, seid ihr felsfest überzeugt, das Geschos werde euch töten; doch das Gefühl der Eigenliebe reißt euch zusammen, und niemand bemerkt das Messer, das euch ins Herz schneidet. Wenn aber das Geschos vorbeifliegt und ihr unversehrt bleibt, lebt ihr wieder auf, und ein tröstlich erquickendes, unsagbar wohlthuendes Gefühl bemächtigt sich euer, jedoch nur auf einen Augenblick, so daß ihr einen besonderen Reiz in der Gefahr seht, in diesem Spiel mit Leben und Tod; ihr wollt, daß

ein Geschöß oder eine Bombe immer näher und näher vor euch einschlage. Und siehe da, wieder schreit der Wachtposten mit lauter, tiefer Stimme „Mörser!“ — ein neues Pfeifen, ein erneuter Schlag und eine neue Explosion der Bombe, und im selben Nu dringt das Aufstöhnen eines Menschen zu euch. Ihr geht auf den Verwundeten zu, der, mit Blut und Schmutz bedeckt, ein seltsames unmenschliches Aussehen zeigt, und gleich ist auch die Tragbahre zur Stelle. Einem Matrosen ward ein Stück von der Brust herausgerissen. In den ersten Minuten zeigt sein schmutzbespritztes Gesicht einen jähen Schreck und eine verzerrte, scheinbar vorzeitige Leidensmiene, wie sie dem Menschen in solcher Situation eigentümlich ist; während ihm die Tragbahre gebracht wird und er sich selbst auf die gesunde Seite legt, bemerkt ihr jedoch, daß diese Miene einem Ausdruck von Verzückung und von einem erhabenen, unausgesprochenen Gedanken weicht: seine brennenden Augen blitzen, die Zähne sind fest aufeinandergebissen, sein Kopf rafft sich mit größter Anstrengung empor, und als man ihn forttragen will, läßt er die Tragbahre halten und sagt mit Mühe und mit zitternder Stimme, zu den Kameraden gewandt: „Lebt wohl, Brüder!“ — Er will noch etwas sagen, und man sieht's ihm an, daß er was innig Rührendes sagen möchte, doch er wiederholt nur noch einmal: „Lebt wohl, Brüder!“ Ein Matrose geht auf den verwundeten Kameraden zu, drückt ihm eine Mütze auf den Kopf, den der Verwundete ihm hinstreckt, und kehrt, gleichmütig mit den Armen schlenkernd, in aller Ruhe zu seinem Geschütz zurück. „So müssen sieben oder acht Mann täglich daran glauben,“ erklärt der Marineoffizier wie zur Antwort auf das Entsetzen, das sich in eurem Gesicht malt, und er gähnt und dreht sich eine Zigarette aus gelbem Papier.

.....



So habt ihr denn die Verteidiger von Sewastopol am Platz der Verteidigung gesehen und kehrt nun zurück, wobei ihr jetzt seltsamerweise den Geschossen und Kugeln keinerlei Aufmerksamkeit schenkt, obwohl sie den ganzen Weg entlang, bis zu dem zerstörten Theater, weiterpfeifen, — ihr schreitet ruhigen, gehobenen Mutes dahin. Der Haupteindruck, — die frohe Gewißheit, die ihr davontragt, ist — die Überzeugung von der Unmöglichkeit, irgendwo die Kraft des russischen Volkes zum Wanken zu bringen, und diese Unmöglichkeit habt ihr nicht etwa an der Menge von Quermällen, Brustwehren, an diesem kunstvollen Geflecht der Laufgräben, an diesen Minen und übereinander geschichteten Geschützen erkannt, — von dem allen habt ihr nichts begriffen, aber ihr erkanntet sie an den Augen, den Reden und dem ganzen Gebaren, an all dem, was wir den Geist der Verteidiger von Sewastopol nennen. Das, was sie tun, geschieht mit solcher Einfachheit, ohne Nötigung und besondere Anstrengung, daß ihr davon überzeugt seid, sie seien imstande, noch hundertmal mehr zu tun . . . ja sie seien imstande, alles zu tun. Ihr begreift: das Gefühl, das sie zur Arbeit zwingt, ist nicht etwa ein kleinliches Gefühl, ein Gefühl der Eitelkeit und Geistesabwesenheit, das ihr empfanDET, — es ist irgendein anderes übermächtiges Gefühl, das aus ihnen Menschen gemacht hat, die unbeirrbar ruhig unter dem Kugelregen leben, inmitten von hundert Todesmöglichkeiten, statt der einen, von der alle Menschen ereilt werden, und die unter diesen Verhältnissen leben und sich dabei ständig abmühen, wach sein und im Schmutz leben müssen. Kein Ordenskrenz, kein Rang, keine Drohung vermöchte die Leute zum Ertragen solch fürchterlicher Lebensbedingungen zu bewegen: es muß ein anderer, hehrer Beweggrund sein. Jetzt erst sind die Erzählungen aus den ersten Zeiten der Belagerung von Sewastopol, als es dort weder Befestigungen, noch Truppen und keine physische

Möglichkeit gab, Sewastopol zu halten, und dennoch nicht der geringste Zweifel bestand, daß es dem Feinde nicht übergeben werden würde, — aus den Zeiten, da jener Held, würdig des alten Griechenland, Kornilow, bei der Truppenschau sagte: „Kinder, wir werden sterben, aber Sewastopol nicht preisgeben!“ und unsere, jeder Phrase abholden Russen, antworteten: „Wir werden sterben, hurra!“ — jetzt erst sind diese Erzählungen aus jenen Zeiten für euch keine schöne historische Sage mehr, — sie sind Wirklichkeit, sind eine Tatsache geworden. Ihr begreift es nun klar und stellt euch die Menschen, die ihr soeben gesehen habt, sehr wohl als jene Helden vor, die in den damaligen schweren Zeiten nicht den Mut verloren, sondern gehobenen Mutes und mit Lust sich auf den Tod vorbereiteten, nicht auf den Tod für die Stadt, sondern für ihr Heimatland. Noch lange werden in Rußland die großen Spuren dieser Epopöe von Sewastopol fortwirken, deren Held das russische Volk war . . .

Es wird Abend. Die Sonne ist, noch kurz vor ihrem Untergang, aus dem grauen Wolkenhimmel hervorgetreten und beleuchtet mit einem jähen Purpurschein die violetten Wolken, das grünliche, von Schiffen und Booten bedeckte Meer, das in gleichmäßig breitem Wogengang schaukelt, die weißen Gebäude der Stadt und das Volk, das sich auf den Straßen tummelt. Über das Wasser schwirren die Töne eines altmodischen Walzers, der gerade von einer Regimentskapelle auf dem Boulevard gespielt wird, und dazu wie eine seltsame Begleitmusik die Schüsse von den Bastionen.

Sewastopol, 25. April 1855.

---

---

## Sewastopol im Mai 1855

1

Schon sechs Monate sind es her, seit die erste Kanonenkugel von den Bastionen Sewastopols gepfiffen kam und den Erdboden der feindlichen Verschanzungen aufgewühlt hatte, und seither sind Tausende von Bomben, Geschossen und Kugeln fortwährend von den Bastionen in die Laufgräben und von den Laufgräben auf die Bastionen geflogen, und der Todesengel schwebte unablässig über ihnen.

Tausendmal sah sich die menschliche Selbstsucht betrogen, tausendmal — zufriedengestellt und zu neuem Hochmut entfacht, tausendmal — hat sie in des Todes Umarmungen Ruhe gefunden. Welche Unzahl von rosafarbenen Särgen und linnenen Bahrtüchern! Und noch immer erschallt dasselbe Getön von den Bastionen, noch immer blicken die Franzosen mit unwillkürlichem Schauder und Schrecken an einem klaren Abend aus ihrem Lager zu den gelben aufgewühlten Erdausschüttungen der Sewastopoler Bastionen und den sich dort bewegenden schwarzen Figuren unserer Matrosen hinüber und zählen die Schießscharten, aus denen die Kanonen grimmig hervorstarren; noch immer beobachtet der Steuermaat vom Telegraphenwachturm durchs Fernrohr die bunten Gestalten der Franzosen, ihre Batterien, Zelte, ihre Kolonnen, die sich auf dem grünen Berge bewegen und die aus den Laufgräben aufwirbelnden Rauchwölkchen, und mit dem gleichen Feuereifer strömen von allen Enden der Welt die verschiedensten Menschenhaufen, von noch verschiedenere Wünschen getrieben, zu dieser Schicksalsstätte. Indessen ist die von den Diplomaten ungelöste Frage auch noch nicht durch Pulver und Blut entschieden.

In der belagerten Stadt Sewastopol, am Pavillon auf dem Boulevard, spielte die Regimentsmusik, und Haufen von Militärs und Frauen promenterten müßig auf den schmalen Wegen. Die strahlende Frühlingssonne stieg in der Morgenfrühe über den englischen Verschanzungen auf, glitt zu den Bastionen hinüber, dann über die Stadt und die Nikolai-Kaserne, und sank, allen mit gleicher Heiterkeit leuchtend, jetzt zum fernen blauen Meere hinab, das, gleichmäßig schaukelnd, silberhell erglänzte.

Ein hochgewachsener Infanterieoffizier von etwas gebückter Haltung zieht sich soeben einen nicht ganz weißen, aber sonst intakten Handschuh über die Hand, tritt aus der Gartenpforte eines der Matrosenhäuschen, die auf der linken Seite der See-straße errichtet sind, und steigt die Anhöhe zum Boulevard hinauf, indem er den Blick nachdenklich auf seine Fußspitzen richtet. Der Ausdruck des unschönen Gesichts dieses Offiziers offenbarte nicht allzu große Geistesfähigkeiten, aber eine schlichte Gemütsart, Umsicht, Rechtschaffenheit und Ordnungsliebe. Er hatte keine gute Figur, war nicht sehr gewandt und zeigte eine gewisse Befangenheit in seinen Bewegungen. Er trug eine nur wenig rampo- nierte Mütze, einen dünnen Uniformmantel von merkwürdiger violetter Färbung, unter dessen Rand eine goldene Uhrkette sichtbar war, lange Beinkleider mit Strippen und saubere, glänzende Bozalstiefel. Er hätte gut ein Deutscher sein können, wenn seine Gesichtszüge nicht seine rein-russische Herkunft verraten hätten, ein Adjutant, ein Regimentsquartiermeister (aber dann hätte er Sporen tragen müssen) oder ein Offizier, der für die Zeit der Campagne aus der Kavallerie oder vielleicht aus der Garde in den Infanteriedienst übergetreten war. In der That war er ein ehemaliger Kavallerieoffizier; in diesem Augenblick, während er

zum Boulevard hinanstieg, dachte er an einen Brief, den er soeben von einem Gutsbesitzer des T.'schen Gouvernements, einem früheren jetzt jedoch pensionierten Kameraden, und von dessen Frau, der bleichen blauäugigen Natascha, seiner guten Freundin, erhalten hatte. Er erinnerte sich einer Stelle des Briefes, worin der Kamerad ihm schrieb:

„Wenn man uns den ‚Invaliden‘ bringt, so stürzt Pupka (so nannte der Ulanenoffizier a. D. seine Frau) spornstreichs ins Vorzimmer, reißt die Zeitung an sich und läuft damit in den Erker unseres Salons (weißt Du noch, wo wir so manche köstliche Winterabende mit Dir verlebt haben, als das Regiment bei uns in der Stadt stand) und liest mit solchem Eifer von Euren Heldentaten, wie Du es Dir gar nicht vorstellen kannst. Von Dir sagt sie oft: ‚Ja, der Michailow,‘ sagt sie, ‚das ist eine Seele von Mensch. Ich wäre bereit, ihn abzuküssen, wenn ich ihn wiedersehe. Er kämpft auf den Bastionen und erhält sicher das Georgskreuz, und man wird noch von ihm in den Zeitungen schreiben...‘ usw., so daß ich nachgerade eifersüchtig auf Dich werde.“ An einer anderen Stelle schrieb er: „Die Zeitungen gelangen mit großer Verspätung zu uns, und wenns auch mündliche Neuigkeiten in Hülle und Fülle gibt, so kann man doch nicht allen glauben. So haben z. B. die Dir bekannten ‚Fräuleins mit Musik‘ gestern erzählt, Napoleon sei bereits von unseren Kosaken gefangen genommen und nach Petersburg abtransportiert worden; doch Du begreifst, wie sehr ich an so was glaube. Hat uns doch ein aus Petersburg zugereister Herr (er ist Ministerialbeamter für besondere Aufträge, ein sehr lieber Kerl, und augenblicklich, wo kein vernünftiger Mensch in der Stadt ist, unsere einzige Rettung, wie Du Dir's wohl gar nicht vorstellen kannst) — er hat uns also versichert, die Unsrigen hätten Eupatoria besetzt, so daß die Franzosen keine Verbindung mehr mit

Balaklawa hätten, und wir hätten dabei ganze 200 Mann, die Franzosen dagegen etwa 1500 verloren. Meine Frau geriet infolgedessen in solche Ekstase, daß sie eine ganze Nacht durchzehrte, und sie meinte, ihre Ahnung sage ihr, Du seist sicher bei diesen Kämpfen dabeigewesen und hättest Dich ausgezeichnet."

Trotz der Worte und Wendungen, die ich hier absichtlich in Sperrdruck hervorgehoben habe, und trotz des in dem Briefe vorherrschenden Tones gedachte Stabskapitän Michailow mit unaussprechlich süßer Wehmut seines bleichen Freundes und Landsmanns, der aus demselben Gouvernement stammte wie er, sowie der Abende, da er mit ihm im Erker gesessen und vom Gefühl gesprochen hatte; er gedachte seines guten Kameraden von den Ulanen, wie er einst so ärgerlich bête machte, wenn sie, in seinem Arbeitszimmer sitzend, um einen Einsatz von einer Kopeke spielten, und wie seine Frau ihn dann ausgelacht hatte; er besann sich auf die freundschaftlichen Gefühle, die diese beiden Menschen für ihn hatten (und es schien ihm, daß sein bleicher Freund vielleicht eine stärkere Freundschaft für ihn empfand); alle diese Gesichter und ihre ganze Umwelt erschienen ihm in seiner Phantasie in einem wunderbar süßen, wonnig-rosigen Lichte, und mit einem Lächeln, das seinen Erinnerungen galt, tastete er mit der Hand nach seiner Tasche, wo dieser für ihn so liebe Brief lag.

Von seinen Erinnerungen ging Stabskapitän Michailow unversehens zu Phantasien und Hoffnungen über. „Wie groß wird das Erstaunen und die Freude Nataschas sein, — dachte er, eine schmale Gasse entlangschreitend, — wenn sie plötzlich im ‚Invaliden‘ die Beschreibung lesen wird, wie ich als Erster auf die Kanone kletterte und das Georgskreuz erhielt! Bis zum Hauptmann muß ich sowieso avancieren. Dann ist es sehr leicht möglich, daß ich noch in diesem Jahre den Majorrang in der

Armee erhalte, schon allein deshalb, weil viele gefallen sind, und sicher noch viele unserer Brüder bei dieser Campagne fallen werden. Und dann gibt's wieder ein Gefecht, und man wird mir, als bekanntem Mann, als Oberstleutnant ein Regiment anvertrauen... Ich erhalte den Annenorden am Bande um den Hals... ich werde Oberst..." — ja er war in Gedanken schon General und beehrte Natafcha mit seinem Besuch, die Witwe seines Kameraden, der, wie er sich ausmalte, bis dahin sterben würde, — in diesem Augenblick drangen die Töne der Boulevardmusik vernehmlicher an sein Ohr, die Volksmenge wogte vor seinen Augen, und er fand sich plötzlich auf dem Boulevard als früherer Infanteriestabskapitän wieder.

### 3

Er näherte sich dem Pavillon, vor dem die Musiker sich aufgestellt hatten, denen Soldaten desselben Regiments, die ihnen die aufgeschlagenen Noten hielten, als Notengestelle dienten, — um sie herum hatten Regimentschreiber, Junker und Ammen mit Kindern, die mehr zuschauten als zuhörten, einen Kreis gebildet. Um den Pavillon standen, saßen und promenierten hauptsächlich Leute von der Marine, Adjutanten und Offiziere in weißen Handschuhen. In der großen Allee des Boulevards spazierten Offiziere aller Gattungen und Frauen aller Gattungen, teils mit Hüten, meistens aber mit Kopftüchern (es waren auch welche ohne Kopftücher und ohne Hüte darunter), doch unter ihnen befand sich keine einzige alte, und es war wirklich auffallend, daß sie alle jung waren. Weiter unten in den schattigen, duftenden Alleen aus weißen Akazien lustwandelten und saßen isolierte Gruppen.

Bei der Begegnung mit Stabskapitän Michailow zeigte sich niemand besonders erfreut, vielleicht nur mit Ausnahme seiner

beiden Regimentskameraden, des Hauptmanns Obschogow und des Hauptmanns Ssuslikow, die ihn mit einem heißen Händedruck begrüßten; ersterer trug kamelhaarene Beinkleider, einen abgeschabten Mantel und keine Handschuhe, sein Gesicht war rot und schweißbedeckt, der andere aber schrie so laut und ungeniert, daß es eigentlich skandalös war, an ihrer Seite zu gehen, insbesondere angesichts der Offiziere in weißen Handschuhen (einen von ihnen — einen Adjutanten — grüßte Stabskapitän Michailow, den anderen — einen Stabsoffizier — hätte er auch grüßen können, da er ihn zweimal bei einem gemeinsamen Bekannten getroffen hatte). Ubrigens, ein Spaziergang mit den Herren Obschogow und Ssuslikow hätte ihm ohnehin kein sonderliches Vergnügen bereitet, traf er sich doch sowieso schon, unter wiederholtem Händedrücker, sechsmal am Tage mit ihnen. Er war doch nicht etwa zu diesem Zweck zur Musik gekommen.

Er wollte gar zu gern auf den Adjutanten zugehen, den er gegrüßt hatte, und mit jenen Herren sprechen, jedoch keineswegs, damit Hauptmann Obschogow, Hauptmann Ssuslikow und Leutnant Paschetehtij und die anderen sähen, daß er sich mit ihnen unterhalte, sondern einfach, weil es angenehme Leute waren und weil sie überdies alle Neuigkeiten kannten und ihm manches erzählen würden.

Doch wer weiß, weshalb Stabskapitän Michailow Bedenken hatte und sich nicht entschließen konnte, diese Herren anzureden? „Wie nun, wenn sie plötzlich meinen Gruß nicht erwidern — überlegte er — oder mich grüßen und dennoch fortfahren, sich miteinander zu unterhalten, als ob ich gar nicht vorhanden wäre, oder mich einfach stehen lassen, so daß ich inmitten der Aristokraten aufgeschmissen bin?“ Das Wort „Aristokraten“ (im Sinne eines hohen, erlesenen Kreises in jedem Stande) hat bei uns in Rußland, wo es eigentlich gar nicht existieren sollte, seit einiger



Zeit große Volkstümllichkeit erlangt und ist bis in alle Gauen und in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen, kurz überall hin, wo die Eitelkeit Platz gegriffen hat (unter welchen Zeitverhältnissen und Umständen vermöchte diese elende Neigung sich nicht durchzusetzen?): unter Kaufleuten, Beamten, Schreibern, Offizieren, in Ssaradow, in Mamadyschn, in Winnitzn, kurz überall, wo es Menschen gibt. Und da es in der belagerten Stadt Sewastopol viele Menschen gibt, so gibt es hier folglich auch viel Eitelkeit, d. h. es sind hier auch Aristokraten vorhanden, ungeachtet dessen, daß hier der Tod jede Minute, sowohl über dem Haupte jedes Aristokraten, als auch jedes Nicht-Aristokraten schwebt.

Für den Hauptmann Obschogow ist der Stabskapitän Michailow — ein Aristokrat, für den Stabskapitän Michailow ist wiederum der Adjutant Kalugin — ein Aristokrat, weil dieser ein Adjutant ist und sich mit einem anderen Adjutanten duzt. Für den Adjutanten Kalugin endlich ist der Graf Nordow — ein Aristokrat, weil er Flügeladjutant ist.

Eitelkeit, Eitelkeit und nichts wie Eitelkeit überall und allerorten, sogar am Rande des Grabes und unter Menschen, die aus einer hohen Überzeugung zum Tode bereit sind. Eitelkeit! Wahrscheinlich ist sie ein Kennzeichen und eine besondere Krankheit unseres Jahrhunderts. Warum war unter den Menschen von ehedem nichts von dieser Leidenschaft zu hören, wie etwa von den Pocken oder der Cholera? Warum gibt es in unserem Jahrhundert nur drei Arten von Menschen: die einen, die das Element der Eitelkeit als notgedrungen vorhandene und daher berechnete Tatsache anerkennen und sich ihr freiwillig unterordnen; andere, die sie als unglückselige, aber unvermeidliche Bedingung hinnehmen, und die dritten, die unbewußt und sklavisch unter ihrem Einfluß handeln? Weshalb haben die Homers und die Shake-

spreaß von Liebe, von Ruhm und von Leiden gesprochen, während die Literatur unserer Zeit nur eine endlose Erzählung von Snobs und von der Eitelkeit ist?

Stabskapitän Michailow ging zweimal, unentschlossen, an dem Kreise seiner Aristokraten vorüber, das drittemal überwand er sich und trat auf sie zu. Dieser Kreis bestand aus vier Offizieren: dem Adjutanten Kalugin, einem Bekannten Michailows, dem Adjutanten Fürst Galzin, der sogar für Kalugin selbst ein wenig Aristokrat war, dem Obersten Nefedow, einem von den sogenannten hundertundzweiundzwanzig Leuten der Haute volée (die während dieser Campagne sich aus dem Ruhestand wieder zum Dienst gemeldet hatten), und dem Rittmeister Praskuchin, ebenfalls einem von diesen Hundertundzweiundzwanzig. Zum Glück Michailows war Kalugin gerade in vorzüglichster Stimmung (der General hatte soeben streng vertraulich mit ihm gesprochen und der aus Petersburg eingetroffene Fürst Galzin hatte bei ihm Quartier genommen): er erachtete es nicht als Erniedrigung für sich, dem Stabskapitän Michailow die Hand zu reichen, wozu sich indessen Praskuchin nicht entschließen konnte, obwohl er sich sehr oft auf der Bastion mit Michailow traf, häufig von dessen Wein und Schnaps getrunken hatte und ihm obendrein von einer Partie Préférence her zwölfseinhalf Rubel schuldete. Da Praskuchin den Fürsten Galzin noch nicht genauer kannte, wollte er sich nicht gern vor ihm durch seine Bekanntschaft mit einem einfachen Stabskapitän der Infanterie bloßstellen; er machte nur eine kurze Verbeugung.

„Wie ist's, Kapitän“ — fragte Kalugin — „wann geht's wieder auf das Bastionchen? Wissen Sie noch, wie wir uns auf der Schwarzew-Redoute trafen — es ging heiß her? Nicht?“

„Ja, heiß“, sagte Michailow und erinnerte sich, wie er in

jener Nacht auf dem Wege zur Bastion, der über den Laufgraben führte, Kalugin getroffen hatte, und wie dieser frischen Muts und mit dem Säbel klirrend, draufgängerisch vorwärts eilte.

„Eigentlich müßte ich erst morgen gehen; da aber ein Offizier bei uns erkrankt ist, — fuhr Michailow fort — so . . .“

Er wollte sagen, daß die Reihe noch nicht an ihm sei; da aber der Kommandeur der 8. Kompanie krank und nur noch der Fähnrich übrig sei, halte er es für seine Pflicht, sich anstelle des Oberleutnants Nepschiffetkij zu melden, und gehe daher schon heute auf die Bastion. Kalugin ließ ihn jedoch nicht zu Ende sprechen.

„Ich fühle, daß es dieser Tage etwas geben wird,“ wandte sich Kalugin an den Fürsten Galzin.

„Wird es am Ende schon heute etwas geben?“ fragte Michailow betreten, indem er bald Kalugin, bald Galzin ansah.

Niemand antwortete ihm. Der Fürst Galzin machte nur ein merkwürdig finsternes Gesicht, blickte über Michailows Mühe hinweg und äußerte nach kurzem Schweigen:

„Ein reizendes Mädchen, das — im roten Kopftuch. Sie kennen sie nicht, Kapitän?“

„Die wohnt in der Nähe meines Quartiers, es ist die Tochter eines Matrosen,“ berichtete der Stabskapitän.

„Kommt, wir wollen sie uns genauer ansehen.“

Und der Fürst Galzin nahm von der einen Seite Kalugin, von der anderen — den Stabskapitän unter den Arm, von vornherein überzeugt, daß dies letzterem ein großes Vergnügen bereiten müsse, was auch wirklich stimmte.

Der Stabskapitän war abergläubisch und hielt es für einen großen Frevel, sich vor einem Gefecht mit Frauen abzugeben; doch in diesem Fall spielte er den Leichtsinrigen, was ihm Fürst

Galzin und Kalugin augenscheinlich nicht so recht glauben wollten und worüber das Mädchen im roten Kopftuch sich nicht wenig wunderte, hatte sie doch oft bemerkt, daß der Stabskapitän jedesmal errötete, wenn er an ihrem Fenster vorbei ging. Praskuchin ging hinter ihnen her und stieß den Fürsten Galzin fortwährend an die Hand, wobei er seine Glossen in französischer Sprache machte; doch da es nicht möglich war, zu viert nebeneinander auf der schmalen Promenade zu gehen, war er genötigt, allein zu laufen, und erst bei der zweiten Runde faßte er den hinzutretenden und ihn anredenden Ssewrjagin, den bekannten tapferen Marineoffizier, unter den Arm, der sich auch dem Kreise der Aristokraten zuzugesellen wünschte. Und der bekannte Held schlang mit Freuden seinen muskulösen Arm um Praskuchins Ellenbogen, obwohl Praskuchin von allen und auch von Ssewrjagin selbst keineswegs für einen guten Menschen gehalten wurde. Als Praskuchin dem Fürsten Galzin von seiner Bekanntschaft mit diesem Seeoffizier erzählte und ihm zuflüsterte, jener sei ein bekannter Held, würdigte Galzin den Marineoffizier keinerlei Beachtung, war er doch selbst gestern auf der 4. Bastion gewesen, wo er zwanzig Schritt vor sich eine Bombe hatte plätzen sehen, und er hielt sich infolgedessen selbst für einen nicht geringeren Helden, als jenen Herrn; zudem war er der Meinung, daß der gute Ruf sehr häufig billig erworben werde.

Dem Stabskapitän Michailow war es so angenehm, in dieser Gesellschaft spazieren zu können, daß er den lieben Brief aus T. und die düsteren Gedanken ganz vergaß, die ihn angesichts des bevorstehenden Ganges auf die Bastion beschlichen hatten. Er verweilte so lange unter ihnen, bis sie ausschließlich miteinander zu sprechen und seinen Blicken auszuweichen begannen, wodurch sie ihm zu verstehen gaben, daß er nun gehen könne, und ihn endlich tatsächlich stehen ließen. Dennoch fühlte sich der Stabs-

kapitän befriedigt, und als er an dem Junker, Baron Pest, vorbeiging, der seit der gestrigen, zum erstenmal im Blendwerk der 5. Bastion verbrachten Nacht ganz besonders stolz und selbstsicher geworden war und sich nunmehr für einen Helden hielt, — zeigte sich der Stabskapitän nicht im mindesten durch den anmaßend=hochmütigen Ausdruck bekümmert, mit dem der Junker vor ihm Front machte und die Mütze vor ihm zog.

4

Raum hatte der Stabskapitän die Schwelle seiner Wohnung überschritten, als ihm völlig andere Gedanken in den Kopf kamen; er sah sein kleines Zimmer mit dem unebenen Fußboden aus Erde und den schiefen, papierverklebten Fenstern, sein altes Bett mit dem darüber hängenden, an die Wand genagelten Teppich, auf dem eine Amazone abgebildet und der mit zwei Tula-Pistolen geschmückt war, und die schmutzige mit einer Rattendecke verhüllte Lager statt des Junkers, der mit ihm zusammenwohnte; er sah seinen Nikita, der mit zerzausten fettigen Haaren, sich kratzend, vom Fußboden aufstand; er sah seinen alten Mantel, seine Stiefel und ein Bündel, aus dem ein Stück Käse und der Hals einer mit Wodka gefüllten Porterflasche hervorguckten, lauter Dinge, die für seinen Marsch zur Bastion vorbereitet waren, und er besann sich plötzlich darauf, daß er heute die ganze Nacht über mit seiner Kompanie in den Schützengräben kampieren müsse.

„Gewiß finde ich heute den Tod — dachte der Stabskapitän — ich fühle es. Und obendrein brauchte ich heute gar nicht hinzugehen, ich habe mich ja selber gemeldet. Gewöhnlich werden die getötet, die sich vordrängen. Was dieser verdammte Nepschiffetki nur haben mag? Sehr möglich, daß er überhaupt nicht krank ist, und nun wird seinetwegen ein Mensch getötet, ganz bestimmt getötet. Ubrigens, wenn er nicht getötet wird, dann — wird er

sicherlich zur Beförderung vorgeschlagen werden. Ich habe bemerkt, daß es dem Regimentskommandeur wohlgefiel, als ich sagte: Gestatten Sie, daß ich einspringe, wenn Leutnant Nep-schiffetki krank ist. Wenn ich nicht den Majorrang bekomme, so bestimmt den Wladimirorden. Ich gehe ja schon das dreizehntemal auf die Bastion. Ach, 13 — ist eine Unglückszahl. Ich werde unbedingt fallen, ich fühle es, daß ich fallen werde; irgendwer mußte doch mit, die Kompanie konnte doch nicht vom Fähnrich geführt werden. Und wenn dann was passiert — es geht doch um die Ehre des Regiments — die Ehre der Armee hängt davon ab. Es war meine Pflicht zu gehen . . . ja, meine heilige Pflicht. Dennoch ahnt mir nichts Gutes." Der Stabskapitän vergaß, daß es nicht das erstemal war, daß er, sei es nun in stärkerem oder schwächerem Grade, solche Ahnungen hatte; das geschah immer, wenn es galt, auf die Bastion zu gehen, und er wußte nicht, daß jeder, der ins Gefecht geht, mehr oder minder von diesem Vorgefühl heimgesucht wird. Nachdem er sich durch den Begriff der Pflicht beruhigt hatte, der in ihm besonders entwickelt und mächtig war, setzte er sich an den Tisch und schrieb einen Abschiedsbrief an seinen Vater. In zehn Minuten war der Brief fertig, der Stabskapitän stand mit tränenfeuchten Augen vom Tisch auf und begann sich marschmäßig anzukleiden, indem er in Gedanken alle ihm bekannten Gebete vor sich hinsprach. Der ewig betrunkene und grobe Diener reichte ihm lässig den neuen Rock (der alte, den der Stabskapitän beim Marsch auf die Bastion anzuziehen pflegte, war noch nicht ausgebeffert).

„Warum ist der Rock nicht ausgebeffert? Du bringst es fertig, den ganzen Tag zu schlafen!“ sagte Michailow ärgerlich.

„Wieso schlafen?“ knurrte Nikita. „Man hegt sich tagsüber ab wie ein Hund: da soll man nicht schlapp werden und einschlafen.“

„Du bist wieder betrunken, wie ich sehe.“

„Ich habe mich nicht für Ihr Geld betrunken, weshalb schelten Sie mich?“

„Schweig, Schafskopf,“ fuhr Michailow ihn an, bereit, ihm einen Schlag zu versetzen, — war er doch schon sowieso in einer nervösen Stimmung und jetzt vollends aufgebracht und verletzt durch die Grobheit Nikitas, den er liebte und sogar verwöhnte, und der bereits zwölf Jahre lang mit ihm zusammen wohnte.

„Schafskopf? Schafskopf?“ wiederholte der Diener. „Weshalb schimpfen Sie mich Schafskopf, gnädiger Herr? Bedenken Sie doch, in was für einer Zeit wir jetzt leben. Schimpfen ist nicht gut.“

Michailow besann sich darauf, wohin er gleich gehen müsse, und schämte sich.

„Mit dir muß man eine Lammsgeduld haben, Nikita,“ sagte er in mildem Ton. — „Diesen Brief an meinen Vater laß hier auf dem Tisch liegen, rühr ihn nicht an,“ fügte er errötend hinzu.

„Zu Befehl,“ — sagte Nikita, in rührseliger Stimmung, unter dem Einfluß des Schnapses, den er, wie gesagt, für sein Geld getrunken haben wollte, mit sichtlicher Neigung, in Tränen auszubrechen, und mit den Augen klappend.

Und als ihm dann der Stabskapitän auf der Schwelle des Hauses „Leb wohl, Nikita!“ zurief, fing Nikita plötzlich unbändig zu heulen an und begann stürmisch die Hände seines Herrn zu küssen. „Leben Sie wohl, Herr,“ sagte er schluchzend. Die alte Matrosenfrau, die gleichfalls auf der Vortreppe des Hauses stand, konnte als Weib nicht umhin, sich dieser rührenden Abschiedsszene anzuschließen; sie trocknete sich mit ihrem schmutzigen Armel die Augen, äußerte wehklagend, daß selbst die Herren solche Mühsal auf sich nähmen, und daß sie als arme Witwe zurück=

geblieben sei, und erzählte dem betrunkenen Nikita zum hundertstenmal von ihrem Herzeleid: wie ihr Mann schon während des ersten Bombardements gefallen und wie ihr Häuschen ganz und gar zertrümmert worden sei (das Haus, in dem sie jetzt wohnte, gehörte nicht ihr) usw. Nach dem Fortgang des Herrn zündete sich Nikita ein Pfeifchen an, bat die Tochter der Wirtin ihm noch Wodka zu holen, hörte sehr bald zu weinen auf und schimpfte noch zum Überfluß die Alte wegen eines kleinen Eimers aus, den sie ihm zertreten hätte.

„Vielleicht werde ich nur verwundet“ — grübelte der Stabskapitän, während er sich in der Dämmerstunde mit seiner Kompanie der Bastion näherte. „Doch wo und wie? An dieser oder jener Stelle?“ überlegte er, indem er dabei an seinen Bauch oder seine Brust dachte. „Nun, wenn's mich z. B. hier träfe (er meinte damit den Oberschenkel) — und der Knochen bleibt heil. Kriege ich aber ein Sprengstück hier hinein... dann ist's aus!“

Der Stabskapitän war die Laufgräben entlang gegangen und glücklich bis zu den Schützengräben vorgedrungen. Er hielt, bereits bei völliger Dunkelheit, mit Unterstützung eines Offiziers von den Pionieren, die Leute zur Arbeit an und setzte sich dabei in eine kleine Grube unterhalb der Brustwehr. Es wurde nur wenig geschossen, nur bisweilen flammten bald bei uns, bald bei Ihm Blitze auf, und eine leuchtende Bombenröhre beschrieb einen feurigen Bogen am dunkeln Sternenhimmel. Doch alle Bomben fielen weit hinten und rechts vom Schützengraben nieder, in dessen Grube der Stabskapitän saß. Er trank Wodka, aß Käse dazu, rauchte eine Zigarette und versuchte, nach einem Abendgebet, ein wenig zu schlafen.



Der Fürst Galzin, der Oberstleutnant Neferdow und Prastuchin, den niemand eingeladen hatte und mit dem niemand sprach, der aber keinen Augenblick von ihrer Seite wich, verließen alle miteinander den Boulevard, um bei Kalugin Tee zu trinken.

„Du mußt mir noch die Geschichte von Wafjka Mendel zu Ende erzählen,“ sagte Kalugin, nachdem er den Mantel abgenommen und sich in einen weichen Lehnstuhl am Fenster niedergelassen hatte; er knöpfte sich den Kragen seines saubergestärkten holländischen Hemdes auf: „Erzähl, wie er geheiratet hat.“

„Das war zum Totlachen, Bruder! Je vous dis, il y avait un temps on ne parlait que de ça à Pétersbourg!“ lachte der Fürst Galzin, sprang vom Klavier auf, an dem er gefessen hatte, und setzte sich aufs Fensterbrett in die Nähe Kalugins. „Einfach zum Totlachen. Ich kenne die ganze Geschichte genau . . .“

Und er begann lustig, witzig und schnell eine Liebesgeschichte zu erzählen, die wir hier übergehen, weil sie für uns ohne Interesse ist. Merkwürdig jedoch war, daß nicht nur Fürst Galzin, sondern alle diese Herrschaften, die hier herumsaßen, einer auf dem Fensterbrett, ein anderer mit den Beinen über der Stuhllehne, ein Dritter am Klavier, plötzlich ganz andere Menschen geworden zu sein schienen, als auf dem Boulevard: jene lächerliche Aufgeblasenheit, jener Dünkel, den sie den Infanterieoffizieren gegenüber an den Tag legten, war geschwunden; hier befanden sie sich unter ihresgleichen, und besonders was Kalugin und Fürst Galzin betraf, unter sehr lieben, munteren und guten Gefellen. Man unterhielt sich von gemeinsamen Petersburger Kameraden und Bekannten.

„Was macht Maslowstij?“

„Welcher? der Leibulan oder der Gardechevalier?“

„Ich kenne sie alle beide. Der Gardechevalier war zu meiner Zeit noch ein Knabe und hatte eben erst die Schule verlassen. Ist der ältere schon Rittmeister?“

„O, schon lange.“

„Hat er noch immer sein Liebesverhältnis mit der Zigeunerin?“

„Nein, er hat sie laufen lassen . . .“ Und so ging's weiter in derselben Tonart.

Dann setzte sich Fürst Galzin ans Klavier, um ein Zigeunerlied vorzutragen. Er sang sehr schön. Praskuchin begann mitzusingen, obwohl ihn niemand darum gebeten hatte, und zwar so gut, daß man ihn nun bat, doch auch weiter mitzusingen, womit er sehr zufrieden war.

Ein Diener trat ins Zimmer mit Tee, Sahne und Brezeln auf einem silbernen Tablett.

„Reiche dem Fürsten was!“ sagte Kalugin.

„Es ist doch fabelhaft, wenn man bedenkt,“ meinte Galzin, indem er sich ein Glas Tee nahm und ans Fenster trat, „daß wir hier in der belagerten Stadt . . . Klavierspiel mit Gesang, Tee mit Sahne und eine Wohnung haben, wie ich sie wahrhaftig in Petersburg mein eigen nennen möchte.“

„Ja, wenn auch das noch fehlte,“ warf der immer unzufriedene alte Oberstleutnant ein, „so wäre dieses beständige in Erwartung Schweben einfach unerträglich . . . zu erleben, wie tagaus tagein Menschen fallen und fallen, und kein Ende abzusehen ist, und dabei sollte man noch im Schmutz und ohne Bequemlichkeit leben.“

„Wie geht es unseren Infanterieoffizieren — fragte Kalugin — die auf den Bastionen mit den Soldaten in den Blindwerken hausen und Kohlsuppe essen, — wie geht's ihnen?“

„Wie es ihnen geht? Sie wechseln allerdings acht Tage lang nicht die Wäsche, aber sie sind Helden, bewunderswerte Kerle.“

In diesem Augenblick trat ein Infanterieoffizier ins Zimmer.

„Ich ... habe den Befehl ... im Auftrage des Generals N. mich bei Gen. .... bei Sr. Exzellenz zu melden,“ sagte er verlegen und grüßte.

Kalugin erhob sich und fragte den Offizier, ohne dessen Gruß zu erwidern, mit einer verletzenden Höflichkeit und einem gezwungenen offiziellen Lächeln, ob es ihm recht sei, ein wenig zu warten; er lud ihn nicht zum Sitzen ein und schenkte ihm weiter keine Aufmerksamkeit, sondern wandte sich Galzin zu und sprach mit ihm französisch, so daß der arme Offizier, in der Mitte des Zimmers stehend, tatsächlich nicht wußte, was er nun tun sollte.

„In einer äußerst dringenden Angelegenheit,“ erklärte der Offizier nach kurzem Schweigen.

„Also dann bitte,“ sagte Kalugin, den Mantel anziehend und den Offizier zur Tür geleitend.

„Eh bien, messieurs, je crois, que cela chauffera cette nuit,“ erklärte Kalugin, aus dem Zimmer des Generals zurückkehrend.

„Wie? Was? Ein Ausfall?“ begannen alle zu fragen.

„Ich weiß nicht, Sie werden selber sehen,“ antwortete Kalugin mit einem geheimnisvollen Lächeln.

„Mein Kommandeur ist auf der Bastion, also muß auch ich dorthin,“ meinte Praskuchin, sich den Säbel umschnallend.

Aber niemand antwortete ihm: er mußte es selber wissen, ob er nun zu gehen habe oder nicht.

Praskuchin und Neferdow gingen hinaus, um sich auf ihre Plätze zu begeben. „Leben Sie wohl, meine Herren!“ — „Auf Wiedersehen, meine Herren!“ — „Wir werden uns heute Nacht noch wiedersehen!“ rief Kalugin ihnen aus dem Fenster nach, als Praskuchin und Neferdow, über ihre Kosakensättel gebeugt, den Weg entlang trabten. Der Hufschlag der Kosakenpferde verstummte bald im Dunkel der Straße.

„Non, dites-moi, est-ce qu'il y aura véritablement quelque chose cette nuit?“ fragte Galzin, während er sich mit Kalugin zum Fenster hinauslehnte und die Bomben beobachtete, die über den Bastionen aufstiegen.

„Dir kann ich's ja erzählen, siehst du . . . du bist ja auf den Bastionen gewesen (Galzin machte eine bestätigende Gebärde, obwohl er nur ein einziges Mal auf der 4. Bastion gewesen war). Dort, gegenüber unserer Lunette, war ein Laufgraben,“ und Kalugin — der kein Fachmann war, was ihn nicht hinderte, sein militärisches Urteil für sehr treffend zu halten — begann, ein wenig konfus und die fortifikationstechnischen Ausdrücke verwechselnd, die Lage unserer und der feindlichen Werke sowie den Plan des beabsichtigten Gefechts zu schildern.

„Sieh da, — um die Schützengräben beginnt es zu knallen. Oho! Ist das eine von uns oder von Ihm? Da platzt sie,“ riefen sie, indem sie zum Fenster hinaus auf die feurigen, sich in der Luft durchkreuzenden Kurven der Bomben, auf die Blitze der Salven, die jäh den dunkelblauen Himmel erhellten, und auf den weißen Pulverdampf blickten; sie horchten auf das Getön des immer stärker und stärker werdenden Geschützfeuers.

„Quel charmant coup d'oeil! Nicht wahr?“ meinte Kalugin, indem er die Aufmerksamkeit seines Gastes auf dieses wirklich prächtige Schauspiel lenkte. „Weißt du, bisweilen kann man einen Stern nicht von einer Bombe unterscheiden.“

„Ja, ich dachte erst, dies wäre ein Stern; aber er fällt . . . und ist eben geplatzt. Und dieser große Stern — wie heißt er doch? — sieht genau wie eine Bombe aus.“

„Glaub mir, ich habe mich so an diese Bomben gewöhnt, daß es mir daheim in Rußland, in einer Sternennacht vorkommen wird, als leuchteten lauter Bomben am Himmel: so gewöhnt man sich an alles.“

„Soll ich aber nicht lieber bei diesem Ausfall dabei sein?“ fragte der Fürst Galzin nach kurzem Schweigen.

„Laß es nur gut sein, Bruder, und denk nicht daran; ich lasse dich gar nicht fort,“ entgegnete Kalugin, „du kommst noch zeitig genug hin, Bruder!“

„Scherz beiseite! Du meinst also, ich solle nicht gehen? Wie?“

Plötzlich ließ sich in der Richtung, nach der die Herren ausblickten, ein fürchterliches Gewehrgeknatter vernehmen, das dem Artilleryedonner folgte, und Tausende von Flämmchen blitzten ununterbrochen längs der ganzen Linie auf.

„So sieht's aus, wenn es richtig losgeht!“ meinte Kalugin. „Solch ein Gewehrfeuer kann ich nicht kaltblütig anhören; weißt du, es erschüttert einem gewissermaßen die Seele. Horch, das Hurra!“ fügte er hinzu, indem er dem fernen, gedehnten „a-a-aa“ lauschte, das von der Bastion her hundertstimmig zu ihm drang.

„Wessen Hurra ist das: Seins oder unseres?“

„Ich weiß nicht; aber das Handgemenge hat nun angefangen, da das Feuer nachläßt.“

In diesem Augenblick kam ein Offizier, in Begleitung eines Kosaken, unter das Fenster an die Außentreppe gesprengt und stieg vom Pferde.

„Woher?“

„Von der Bastion. Ich muß zum General.“

„Gehen wir. Was gibt's?“

„Wir haben die Schützengräben angegriffen... besetzt... die Franzosen haben ungeheure Reserven herangeführt... haben die Unserigen angegriffen... wir hatten nur zwei Bataillone,“ berichtete atemlos derselbe Offizier, der am Abend dagewesen war; er war ganz erschöpft, schritt aber, sehr äufgeräumt, auf die Thür des Generals zu.

„Nun? Hat der Feind sich zurückgezogen?“ fragte Galzin.

„Nein“, entgegnete der Offizier grimmig, „ein Bataillon kam gerade noch zur rechten Zeit — wir haben sie zurückgeschlagen; aber der Regimentskommandeur ist gefallen und viele Offiziere; ich habe den Befehl, um Verstärkung zu bitten . . .“

Mit diesen Worten ging der Offizier, von Kalugin begleitet, zum General, wohin wir ihm jedoch nicht folgen werden.

Schon nach fünf Minuten hatte sich Kalugin auf ein Kosakenpferd geschwungen (wobei er in jener charakteristischen angeblühen Kosakenmanier zu Pferde saß, die, wie ich bemerkt habe, für alle Adjutanten aus irgendeinem Grunde etwas besonders Reizvolles hat); er ritt im Trab nach der Bastion, um einige Befehle zu überbringen und Meldungen über das Endergebnis des Kampfes abzuwarten. Fürst Galzin aber begab sich unter dem Eindruck der dumpfen Aufregung, die die Anzeichen eines in der Nähe stattfindenden Gefechts gewöhnlich beim unbeteiligten Zuschauer auslösen, auf die Straße und begann ziellos hin und her zu schlendern.

## 6

**S**oldaten trugen Verwundete auf Tragbahren vorüber oder führten sie unterm Arm.

Auf der Straße war es stockfinster, nur selten fiel ein Lichtschein aus den Fenstern eines Hospitals oder eines Hauses, in dem noch Offiziere saßen und wachten. Von den Bastionen her drang das bekannte Geschützgetöse und Gewehrgeprassel herüber, und am schwarzen Himmel flammten wieder dieselben Feuer auf. Ab und zu vernahm man Pferdegetrappel und hörte einen Ordnonanzoffizier vorbeisprennen, hörte das Stöhnen eines Verwundeten, Schritte und Gespräche von Krankenträgern oder das Gemurmel der bestürzten Frauen, die vor die Häuser geeilt waren, um sich die Kanonade anzusehen.

Unter den Zuschauern befanden sich der uns bekannte Nikita, die alte Matrosenfrau, mit der er inzwischen Frieden geschlossen hatte, und ihre zehnjährige Tochter. „Herrgott, Heilige Jungfrau!“ sagte die Alte vor sich hin und seufzte, als sie die Bomben sah, die wie Feuerbälle unaufhörlich von einer Seite nach der anderen flogen, — „wie schrecklich, wie schrecklich! So schlimm war’s nicht einmal beim ersten Bombardement. Seht, wie das verfluchte Ding geplatzt ist! gerade über unserem Hause in der Vorstadt.“

„Nein, weiter, alle fallen zur Tante Urinka in den Garten,“ meinte das Mädchen.

„Und wo, wo ist jetzt mein Herr?“ fragte Nikita in singendem Tonfall und noch leicht angeheitert. „Wie ich diesen meinen Herrn liebe, das kann ich gar nicht sagen, — ich liebe ihn so, daß, wenn man ihn — was Gott verhüte — morden und töten sollte, — ich — glauben Sie’s mir, liebe Tante, — nicht wissen würde, was ich mir antun sollte, wahrhaftigen Gott. Das ist solch ein Herr — mit einem Wort! man kann ihn doch nicht mit jenen vergleichen, die hier sitzen und Karten spielen! Das sind — ach was mit einem Wort! pfui!“ schloß Nikita und zeigte auf das erleuchtete Fenster seines Herrn; dort hatte sich der Junker Schwadtschekij, um sein Ordenskreuz durch ein Gelage zu feiern, während der Abwesenheit des Stabskapitäns Gäste eingeladen, und zwar den Sekondeleutnant Ugrowitsch und den Oberleutnant Nepschiffekij, der an Ziegenpeter erkrankt war.

„Wie die Sternchen, die Sternchen dort rollen!“ unterbrach das Mädchen, nach den Worten Nikitas, das Schweigen und schaute nach dem Himmel. „Seht, seht, dort sind noch welche heruntergefallen. Warum ist das so? Warum, Mama?“

„Sie werden noch unser Häuschen ganz und gar zerschleßen!“

jammerte die Alte, ohne auf die Frage des Mädchens zu antworten.

„Und wie wir heute mit dem Onkel dorthin gingen, Mütterchen,“ fuhr das Mädchen unbeirrt in singendem Tonfall fort, „da lag eine ganz, ganz große Kanonenkugel in der Stube neben dem Schrank; sie hatte das Vorzimmer durchschlagen und war mitten in die Stube geflogen . . . eine so große, daß man sie gar nicht aufheben konnte.“

„Wer einen Mann hat und Geld genug, der ist fortgezogen,“ sagte die Alte, „hier haben sie auch das letzte Häuschen zertrümmert. Seht, seht nur, wie er feuert, der Bösewicht! O Gott, o Gott!“

„Und als wir gerade fortgingen, kommt eine Bombe geflogen, platzt und überschüttet uns mit Erde, so daß der Onkel und ich beinahe von einem Sprengstück verletzt worden wären.“

7

Fürst Galzin begegnete auf seinem Wege immer mehr und mehr Verwundeten auf Tragbahren oder zu Fuß, die einander stützten und sich laut unterhielten.

„Wie sie so auf uns lossprangen, Brüder,“ ließ sich der Bass eines hochgewachsenen Soldaten vernehmen, der zwei Gewehre auf den Schultern trug, „wie sie auf uns lossprangen und: Allah, Allah<sup>1)</sup>! schrien, sah es aus, als ob einer über den anderen kletterte. Die einen schlägt man tot, aber andere klettern hinterher — da läßt sich nichts machen. Es sind ihrer zu viele!“

Bei diesen Worten unterbrach Galzin die Schilderung des Soldaten.

---

<sup>1)</sup> Unsere Soldaten sind vom Türkenkriege her so an diesen Ruf des Feindes gewöhnt, daß sie jetzt immer erzählen, daß auch die Franzosen „Allah!“ rufen.



„Kommst du von der Bastion?“

„Jawohl, Euer Wohlgeboren.“

„Nun, was gab's dort? Erzähle.“

„Was es dort gab? Ihre Macht rückte heran, Euer Wohlgeboren, sie kletterten auf den Wall, und aus war's. Sie haben uns völlig überrumpelt, Euer Wohlgeboren!“

„Wie überrumpelt? Ihr habt sie doch zurückgeschlagen?“

„Wie kann man ihn zurückschlagen. Seine ganze Macht rückte doch heran: Er hat all die Unsrigen zusammengeschlagen, und wir bekommen keine Hilfe.“

Der Soldat irrte sich, denn der feindliche Laufgraben war von uns besetzt worden; doch dies ist eine Eigenheit, die jeder beobachten kann: ein in einem Gefecht verwundeter Soldat hält die Schlacht immer für verloren und ist der Meinung, daß sie schrecklich viel Blut gekostet habe.

„Man hat mir doch aber gesagt, daß wir den Feind zurückgeschlagen haben?“ entgegnete Galzin ärgerlich. „Vielleicht warst du nicht mehr dabei, als wir ihn zurückschlugen? Bist du schon lange von dort fort?“

„Eben erst, Euer Wohlgeboren!“ antwortete der Soldat. „Er ist schwerlich zurückgeschlagen worden, der Laufgraben ist wohl in seinen Händen . . . Er hat uns völlig untergekrigt.“

„Nun, schämt ihr euch denn nicht, daß ihr den Laufgraben geräumt habt? Das ist schrecklich,“ sagte Galzin, bekümmert über diese Gleichgültigkeit.

„Was ist da zu machen, bei solcher Übermacht!“ brummte der Soldat.

„Euer Wohlgeboren,“ fiel ein verwundeter Soldat ein, der eben auf einer Tragbahre vorbeigetragen wurde, „wie soll man ihn nicht räumen, wenn alle miteinander getötet sind? Wenn unsere Streitmacht zur Stelle gewesen wäre, hätten wir niemals

im Leben den Graben geräumt. Aber was ist da zu machen? Einen habe ich niedergestossen und sogleich wurde ich selbst getroffen . . . ach . . . nicht so rütteln, Brüder . . . geht gleichmäßiger, Brüder, gleichmäßiger . . . o — o — o!" stöhnte der Verwundete.

„Hier treiben sich, scheint's, viel überflüssige Mannschaften herum,“ meinte Galzin, indem er den langen Soldaten mit den zwei Gewehren anhielt. „Wohin gehst du? Heda, bleib stehen!“

Der Soldat machte halt und nahm mit der linken Hand die Mütze ab.

„Wohin läufst du? Weshalb?“ herrschte er ihn an. „Verfl. . .“

„Galzin trat dicht auf den Soldaten zu und bemerkte, daß er seine rechte Hand unter dem Mantel hielt und daß diese oberhalb des Ellbogens blutig war.

„Ich bin verwundet, Euer Wohlgeboren.“

„Wie verwundet?“

„Hier, wahrscheinlich durch eine Gewehrkugel,“ antwortete der Soldat, auf den Arm zeigend, „aber was mich hier am Kopf getroffen hat, das weiß ich nicht zu sagen,“ und er beugte den Kopf und zeigte seine im Nacken blutigen, zusammengeklebten Haare.

„Wem gehört das andere Gewehr?“

„Es ist ein französischer Stutzen, Euer Wohlgeboren . . . Ich habe ihn einem fortgenommen. Ich wäre auch nicht weggegangen, wenn ich nicht diesen Soldaten führen müßte; sonst fällt er um,“ fügte er hinzu, indem er auf einen Soldaten wies, der vorne ging, sich auf sein Gewehr stützte und mit Mühe seinen linken Fuß vorwärts schleppte.

Der Fürst Galzin schämte sich nicht wenig wegen seines ungerechten Verdachts. Er fühlte, wie er rot wurde, wandte sich ab und ging nun, ohne die Verwundeten weiter auszufragen oder zu beobachten, nach der Verbandstation.

Auf der Außentreppe wand er sich mit Mühe durch das Gewühl der zu Fuß herankommenden Verwundeten und der Träger, die die Verwundeten hereintrugen oder die Toten hinaus schafften; er trat in das erste Zimmer, blickte um sich, prallte sofort unwillkürlich zurück und lief auf die Straße hinaus: der Anblick war zu fürchterlich!

8

Der große, hohe, dunkle Saal war buchstäblich überfüllt und nur von vier oder fünf Kerzen erleuchtet, die die Ärzte in der Hand trugen, während sie die Verwundeten besichtigten und von einem Bett zum andern gingen. Die Krankenträger schafften in einemfort Verwundete heran, legten sie nebeneinander auf den Fußboden, wo es schon so eng geworden war, daß die Unglücklichen sich gegenseitig bedrängten, wobei einer den andern mit Blut bespuckte; und wieder gingen die Träger hinaus, um neue Verwundete zu holen. Die Blutlachen an den Stellen, wo Verwundete gelegen hatten, der röchelnde Fieberatem von einigen hundert Menschen und die Ausdünstungen der Krankenträger verbreiteten einen eigentümlichen, dumpfen, übelriechenden Dunst, in dem die Kerzen an den verschiedenen Enden des Saales nur einen matten Schimmer verbreiteten. Ein Gemisch von verschiedenartigen Lauten, ein Stöhnen, Seufzen und Röcheln, das manchmal von einem grellen Aufschrei durchbrochen wurde, erfüllte den ganzen Raum. Krankenschwestern, mit ruhigen Gesichtern ohne den Ausdruck jenes faden weiblichen krankhaft weinerlichen Mitleids, mit der Bereitwilligkeit zu praktischer Hilfeleistung, tauchten hie und da auf; sie schritten zwischen den in blutbespuckten Mänteln und Hemden steckenden Soldaten mit Medikamenten, Wasser, Verbandstoffen und Scharpie über die Verwundeten hinweg. Ärzte mit aufgestreiften Ärmeln knieten vor den Verwundeten,

prüften, betasteten und untersuchten deren Wunden, achteten des entsetzlichen Stöhnens und Flehens der Leidenden nicht und ließen sich von Feldschern die Kerzen halten. Einer der Ärzte saß am Eingang vor einem Tischchen und notierte in dem Augenblick, als Galzin das Zimmer betrat, bereits die Nr. 532.

„Iwan Bogajew, Gemeiner der 3. Kompanie des S.-Regiments — fractura femoris complicata,“ rief ein Arzt, der eine Beinwunde betastete, vom anderen Ende des Saales herüber. „Dreh ihn mal auf die andere Seite.“

„O Gott, barmherziger Vater!“ schrie der Soldat und bat flehentlich, man solle ihn nicht berühren.

„Perforatio capitis.“

„Ssemjon Neferdow, Oberstleutnant des N.-Infanterie-Regiments. Ein wenig Geduld, Herr Oberst, sonst kann ich nichts machen,“ erklärte ein dritter Arzt und stoßerte mit irgendeinem Häkchen im Kopf des unglücklichen Oberstleutnants herum.

„O, lassen Sie mich nur! Ach, um Gotteswillen, schneller, schneller, um Gottes... a-a-a-a-a!“

„Perforatio pectoris... Ssewastjan Ssereda, Gemeiner des... was für ein Regiment? Übrigens, notieren Sie ihn nicht, — moritur. Tragt ihn fort,“ sagte der Doktor und trat von dem Soldaten zurück, der gebrochenen Auges bereits den letzten Seufzer aushauchte.

Etwa vierzig Krankenträger standen vor der Tür; sie warteten auf den Moment, da sie die Verwundeten ins Hospital und die Toten in die Kapelle tragen konnten, und betrachteten schweigend, und ab und zu schwer aufseufzend, dieses Bild...

Auf dem Wege zur Bastion begegnete Kalugin vielen Verwundeten; er wußte aus Erfahrung, wie übel ein solcher Anblick im Gefecht auf die Stimmung des Menschen wirkt, er blieb nicht stehen, um die Verwundeten auszufragen, war vielmehr bestrebt, ihnen keinerlei Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am Fuße des Berges begegnete ihm ein Ordonnanzoffizier, der im Galopp von der Bastion herangesprengt kam.

„Sobkin! Sobkin! Einen Augenblick!“

„Nun, was gibt es?“

„Woher?“

„Aus den Schützengräben.“

„Wie geht's dort her? Heiß?“

„Ach, entsetzlich!“

Und der Ordonnanzoffizier galoppierte weiter.

Obwohl das Gewehrfeuer schwächer wurde, setzte die Kanonade in der That mit erneuter Hitze und Heftigkeit ein.

„Schlimm!“ dachte Kalugin, mit einer peinlichen Empfindung; auch er hatte nun ein Vorgefühl, d. h. ihm kam ein sehr nahe- liegender Gedanke, — der Gedanke an den Tod. Aber Kalugin war ehrgeizig und besaß starke Nerven, kurzum er war das, was man tapfer nennt. Er unterlag seinem ersten Gefühl nicht und sprach sich selber Mut zu, er gedachte jenes Adjutanten (ich glaube es war ein Adjutant Napoleons), der, nach Übergabe des Befehls, mit blutendem Kopfe im Galopp auf Napoleon zugesprengt kam. „Sie sind verwundet?“ fragte ihn Napoleon. „Verzeihen Sie, Sire, ich bin tot,“ und der Adjutant stürzte vom Pferde und war auf der Stelle tot.

Er ergötzte sich an diesem Bilde, und er stellte sich sogar selbst in der Rolle jenes Adjutanten vor, dann versetzte er seinem Pferde

einen Schlag mit der Peitsche und nahm im Sattel eine noch schneidigere Kosakenhaltung ein, schaute sich nach einem Kosaken um, der, in den Steigbügeln stehend, hinter ihm trabte, und gelangte frischen Mutes an den Ort, wo man vom Pferde steigen mußte. Hier fand er vier Soldaten vor, die auf Steinen saßen und Pfeifen rauchten.

„Was macht ihr hier?“ schrie er die Soldaten an.

„Wir haben eben einen Verwundeten abtransportiert, Euer Wohlgeboren, und erholen uns jetzt ein wenig,“ antwortete einer der Soldaten, indem er sein Pfeifchen hinterm Rücken versteckte und die Mütze abnahm.

„Erholen!! Marsch auf die Plätze!“

Und er stieg mit den Soldaten längs des Laufgrabens den Berg hinan. Auf Schritt und Tritt begegneten ihnen Verwundete. Weiter bergauf schreitend, machte er nach links kehrt, tat noch einige Schritte und fand sich plötzlich ganz allein. In nächster Nähe von ihm summt ein Bombensplitter und schlug in den Laufgraben ein. Eine andere Bombe stieg vor ihm auf und flog scheinbar direkt auf ihn zu. Ein jäher Schreck packte ihn: er lief eilig etwa fünf Schritte vorwärts und warf sich auf die Erde nieder. Als die Bombe platzte, und zwar in beträchtlicher Entfernung von ihm, empfand er einen gräßlichen Arger über sich selbst; er stand auf und sah sich um, ob jemand gesehen hätte, wie er zu Boden gefallen sei; doch es war niemand zugegen.

Der Schreck, der bis in die Seele dringt, weicht nicht so bald einem anderen Gefühl. Kalugin, der sich stets dessen rühmte, daß er sich nie vor den Kugeln bücke, schritt nun mit beschleunigten Schritten und fast kriechend den Laufgraben entlang. „Ach! Das ist schlimm!“ — dachte er und stolperte dabei — „man wird mich unbedingt töten,“ er fühlte, wie er schwer nach Atem rang, wie ihm der Schweiß aus allen Poren trat, und er wunderte sich über

sich selbst, aber er versuchte schon gar nicht mehr, dieses Angstgefühl zu überwinden.

Plötzlich hörte er in einiger Entfernung vor ihm das Geräusch von Schritten. Er richtete sich schnell auf, hob den Kopf und verlangsamte, munter mit dem Säbel rasselnd, seine Schritte. Er erkannte sich selbst nicht wieder. Als er einem Pionieroffizier und einem Matrosen begegnete und der Offizier ihm zuschrie: „Legen Sie sich nieder!“ wobei er auf den leuchtenden Punkt einer Bombe wies, die immer greller aufleuchtete, immer flinker herangeflogen kam und unweit des Laufgrabens niederfiel, — neigte er, unter der Wirkung des Schreckensrufes, nur ein wenig und unwillkürlich den Kopf und schritt weiter.

„Sieh da, der ist tapfer! Er will sich nicht niederlegen!“ rief der Matrose, der seelenruhig auf die fallende Bombe hingesehen und geübten Auges sofort ermessen hatte, daß ihre Splitter nicht in den Laufgraben einschlagen konnten.

Kalugin hatte nur noch wenige Schritte über einen kleinen Platz bis zum Blendwerk des Bastionskommandeurs zu gehen, als es ihm wieder finster vor den Augen wurde und ihn aufs neue die dumme Furcht überkam; sein Herz schlug stärker, das Blut stieg ihm zu Kopfe, und er mußte sich zusammenraffen, um im Lauffschritt das Blendwerk zu erreichen.

„Warum sind Sie so außer Atem?“ fragte der General, als Kalugin ihm die Befehle überbrachte.

„Ich bin sehr schnell gegangen, Exzellenz!“

„Wollen Sie nicht ein Glas Wein trinken?“

Kalugin leerte ein Glas Wein und rauchte eine Zigarette. Das Gefecht hatte bereits aufgehört; nur die starke Kanonade dauerte auf beiden Seiten fort. Im Blendwerk saßen General N., der Kommandeur der Bastion, und sechs Offiziere, unter ihnen auch Praskuchin, und besprachen verschiedene Einzelheiten

des Kampfes. In diesem behaglichen Zimmer, das mit hellblauen Tapeten ausgeschlagen war und einen Diwan, ein Bett, einen mit Papieren bedeckten Tisch, eine Wanduhr und ein Heiligenbild mit brennendem Lämpchen davor enthielt, — beim Anblick dieser wohnlichen Umgebung und der meterdicken Balken der Decke konnte Kalugin, als er die im Blendwerk nur schwach widerhallenden Schüsse hörte, es einfach nicht begreifen, wie er sich zweimal von einer so unverzeihlichen Schwäche hatte unterliegen lassen. Er ärgerte sich über sich selbst und sehnte sich nach einer Gefahr, um sich aufs neue auf die Probe zu stellen.

„Ich freue mich, daß auch Sie hier sind, Kapitän,“ wandte er sich an einen Marineoffizier in einem Stabsoffiziersmantel, mit einem mächtigen Schnurrbart und dem Georgskreuz, der gerade ins Blendwerk gekommen war und den General bat, ihm Arbeiter mitzugeben, um auf seiner Batterie zwei verschüttete Schießscharten instand zu setzen.

„Der General hat mir befohlen, ich solle mich informieren, ob Ihre Geschütze mit Kartätschen auf die Laufgräben feuern können?“ fuhr Kalugin fort, als der Batteriechef sein Anliegen an den General vorgebracht hatte.

„Nur ein Geschütz,“ antwortete der Kapitän mürrisch.

„Wollen wir doch mal hingehen und nachsehen.“

Der Kapitän runzelte die Stirn und ächzte ärgerlich:

„Die ganze Nacht hindurch habe ich dort gestanden und bin nun hierhergekommen, um ein wenig auszuruhen,“ entgegnete er.

„Können Sie nicht allein gehen? Mein Gehilfe, Leutnant Karz, ist dort, er wird Ihnen alles zeigen.“

Der Kapitän befehligte bereits seit sechs Monaten diese Batterie, die eine der gefährdetsten war; er hatte sogar seit Beginn der Belagerung, als noch keine Blendwerke errichtet waren, ununterbrochen auf der Bastion gewohnt und war unter den See-



leuten wegen seiner Tapferkeit bekannt. Umsomehr setzte seine Weigerung Kalugin in Erstaunen. „Das nennt sich Tapferkeit!“ dachte er.

„Nun, dann werde ich eben allein gehen, wenn Sie gestatten,“ sagte er in leicht spöttischem Ton zum Kapitän, der indessen seine Worte keiner Beachtung würdigte.

Kalugin hatte nicht bedacht, daß er selbst zu verschiedenen Zeiten alles in allem etwa fünfzig Stunden auf den Bastionen zugebracht, während der Kapitän sechs Monate dort gelebt hatte. Kalugin ließ sich von seinem Ehrgeiz und seinem Wunsch zu glänzen, aufstacheln, ihn beseelte die Hoffnung auf Ordensauszeichnungen und Ruhm und ihn lockte der Reiz eines Wagnisses; der Kapitän dagegen hatte alle diese Stadien bereits durchschritten; anfangs hatte er sich von seiner Eitelkeit hinreißen lassen, den Wagemutigen gespielt, Auszeichnungen und einen ehrenvollen Namen erstrebt und auch wirklich errungen, — doch jetzt hatten alle diese Reizmittel bereits ihre Wirkung auf ihn eingebüßt, und er sah die Dinge anders an: er erfüllte auf das genaueste seine Pflicht, sah aber zugleich ein, welchen Schwankungen und Zufällen sein Leben während der sechs Monate auf der Bastion unterworfen war, und er setzte daher nie, ohne strikte Notwendigkeit, sein Leben aufs Spiel; infolgedessen mochte der junge Leutnant, der erst vor einer Woche bei der Batterie eingetreten war und nun Kalugin alles zeigte, zehnmal tapferer als der Kapitän erscheinen, zumal er und Kalugin, voreinander renommierend, sich unnützerweise aus den Schießscharten hinauslehnten und auf die Banketten kletterten.

Als Kalugin die Batterie besichtigt hatte und nach dem Blendwerk zurückging, stieß er in der Dunkelheit auf den General, der sich mit seinen Ordonnanzoffizieren auf die Anhöhe begab.

„Rittmeister Praskuchin,“ rief der General, „gehen Sie bitte

in den rechten Schützengraben und überbringen Sie dem zweiten Bataillon des M.-Regiments, das dort mit Schanzarbeiten beschäftigt ist, den Befehl, die Arbeit sofort einzustellen, ohne Lärm abzumarschieren und sich mit seinem Regiment zu vereinigen, das unten am Berge in Reserve steht . . . Verstehen Sie? Sie werden selbst das Bataillon zum Regiment führen."

„Zu Befehl."

Und Praskuchin lief im Trabe zum Schützengraben.

Das Schießen war inzwischen schwächer geworden.

10

„Ist dies das zweite Bataillon des M.-Regiments?" fragte Praskuchin, als er, an Ort und Stelle angelangt, auf Soldaten stieß, die Säcke mit Erde schleppten.

„Jawohl."

„Wo ist der Kommandeur?"

Michailow kroch aus seiner Grube heraus; er glaubte, daß nach dem Kompanieführer gefragt würde, und trat, die Hand am Mützenstirn, auf Praskuchin zu, den er für einen Vorgesetzten hielt.

„Der General befehlt Ihnen . . . bitte . . . sich möglichst schnell . . . und vor allem — geräuschlos . . . zurückzuziehen . . . nein, nicht zurück, sondern zur Reserve zu stoßen . . ." meldete Praskuchin, indem er nach dem feindlichen Feuer hinüberschielte.

Als Michailow Praskuchin erkannt hatte, ließ er die Hand sinken und gab, nachdem er erfahren hatte, worum es sich handelte, den Befehl weiter. Das Bataillon brach auf, ergriff die Gewehre, zog die Mäntel an und setzte sich in Bewegung.

Wer es nicht am eigenen Leibe erfahren hat, kann sich das Gefühl der Entspannung nicht vorstellen, das einen überkommt, wenn man nach dreistündigem Bombardement von solch einem

gefährlichen Platz, wie die Schützengräben, abzieht. Michailow hatte während dieser drei Stunden schon mehrmals, und nicht ohne Grund, sein Ende für unvermeidlich gehalten, er hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, daß er unbedingt fallen werde und nicht mehr dieser Welt angehöre. Aber nichtsdestoweniger kostete es ihn große Überwindung, seine Beine im Zaum zu halten, als er, an der Spitze seiner Kompanie, an der Seite Praskuchins, die Schützengräben verließ.

„Auf Wiedersehen!“ rief ihm ein Major, der Kommandeur des anderen Bataillons, zu, der in den Schützengräben zurückblieb und mit dem er soeben, in der kleinen Grube unterhalb der Brustwehr sitzend, etwas Käse als Imbiß zu sich genommen hatte. „Glück auf den Weg!“

„Und Ihnen wünsche ich glücklich durchzuhalten. Es ist im Augenblick, scheint's, ruhiger geworden.“

Raum aber hatte er dies ausgesprochen, als der Feind, der jedenfalls die Bewegung in den Gräben bemerkt hatte, immer stärker und stärker zu feuern begann. Die Unsrigen antworteten ihm, und wiederum setzte eine heftige Kanonade ein. Die Sterne standen hoch am Himmel, verbreiteten aber nur einen matten Schimmer. Die Nacht war stockfinster; nur das Feuer der Schüsse und die platzenden Bomben beleuchteten ab und zu die Gegenstände. Soldaten marschierten schnell und schweigend dahin und suchten unwillkürlich einander zuvorzukommen; bei dem unaufhörlichen Rollen der Schüsse hörte man nur die gleichmäßigen Schritte auf dem trockenen Wege, das Klirren aneinanderstoßender Bajonette oder den Seufzer und das Gebet eines Soldaten: „Barmherziger Gott, was ist das!“ Zuweilen ertönte das Stöhnen eines Verwundeten und dazwischen der Ruf „Träger!“ (In der von Michailow befehligten Kompanie waren in dieser Nacht, allein durch Artilleriefeuer, 26 Mann

gefallen.) Ein Blitz zuckte am fernen, düstern Horizont auf, der Wachtposten auf der Bastion schrie: „Kanone!“ und die Kugel fauste über die Kompanie hinweg, riß den Erdboden auf und schleuderte Steine in die Luft.

„Hol's der Teufel, wie langsam die gehen,“ dachte Brasuchin, neben Michailow daherschreitend und in einemfort zurückblickend, „wirklich, besser wär's, ich lief voran: ich habe doch den Befehl überbracht . . . Doch nein: man könnte später erzählen, ich sei ein Feigling! Mag kommen, was will: ich marschiere in Reih und Glied.“

„Und weshalb folgt er mir denn?“ dachte Michailow seinerseits. „Wie ich schon immer bemerkt habe, bringt er einem nur Unglück. Da kommt eine geflogen — gerade auf uns los, wie mir scheint.“

Einige hundert Schritt weiter begegneten sie Kalugin, der, fest mit dem Säbel klirrend, den Schützengräben zustrebte, um auf Befehl des Generals zu erkunden, wie weit dort die Arbeiten vorgeschritten seien. Als er jedoch Michailow traf, dachte er — statt sich selbst dem fürchterlichen Feuer auszusetzen, was ihm übrigens nicht ausdrücklich anbefohlen war —, könnte er ebenso gut den Offizier, der gerade von dort herkam, genau nach allem ausfragen. In der Tat konnte ihm Michailow ausführlich über den Stand der Arbeiten berichten. Er begleitete Michailow noch ein Stück Weges und bog dann in den zum Blendwerk führenden Laufgraben ein.

„Was gibt's Neues?“ fragte ein Offizier, der allein im Zimmer beim Abendessen saß.

„Nichts; es sieht danach aus, als ob's heute zu keinem Gefecht mehr kommt.“

„Wieso? Im Gegenteil, der General hat sich soeben wieder selbst auf die Anhöhe begeben. Ein neues Regiment ist heran-

gerückt. Da geht's schon wieder los . . . hören Sie? . . . das Gewehrfeuer. Sie werden doch nicht hingehen? Sie brauchen's doch nicht?" fügte der Offizier hinzu, als er bemerkte, daß Kalugin eine Bewegung machte.

„Eigentlich müßte ich unbedingt dort sein" — dachte Kalugin — „ich habe mich aber heute schon oft genug der Gefahr ausgesetzt: ein entsetzliches Feuer ist im Gange."

„Sie haben Recht, ich werde die Herren lieber hier erwarten," sagte er.

In der Tat kehrten der General und die ihn begleitenden Offiziere in zwanzig Minuten zurück; unter ihnen befand sich auch der Junker, Baron Pest, jedoch Praskuchin fehlte. Die Schützengräben waren von den Unsrigen genommen und besetzt worden.

Nachdem Kalugin genaue Nachrichten über das Gefecht erhalten hatte, verließ er mit Baron Pest das Blendwerk.

11

Ihr Mantel ist blutig: haben Sie denn wirklich Mann gegen Mann gekämpft?" fragte Kalugin den Junker.

„Schauerlich war's! Na, Sie können sich's vorstellen . . ."

Und Pest begann zu erzählen, wie er seine Kompanie geführt habe, wie der Kompaniechef gefallen sei, wie er einen Franzosen erstochen habe und wie das Gefecht ohne ihn sicher verloren wäre.

Die Grundlage dieser Erzählung — nämlich, daß der Kommandeur dieser Kompanie gefallen war, und daß er, Pest, einen Franzosen getötet hatte — entsprach der Wahrheit; doch bei Schilderung der Einzelheiten flunkerte und prahlte der Junker.

Er prahlte übrigens ganz unfreiwillig, weil er sich während des ganzen Gefechts in solch einem Taumel befunden hatte, daß

alles, was um ihn vorging, ihm so erschienen war, als hätte es sich wer weiß wo, wann und mit wem ereignet. Natürlicherweise versuchte er diese Einzelheiten in einem für ihn selbst günstigen Lichte erscheinen zu lassen und zu rekonstruieren. In Wirklichkeit hatte sich alles folgendermaßen abgespielt.

Das Bataillon, dem der Junker während des Ausfalls zugeteilt war, hatte zwei Stunden in der Nähe eines Walles im Feuer gestanden; dann hatte der Bataillonskommandeur von der Front einen Befehl gegeben, — die Kompanieführer gaben ihn weiter, das Bataillon rückte an, marschierte vor die Brustwehr, machte nach etwa hundert Schritten halt und stellte sich in Kompaniekolonnen auf. Pest erhielt den Befehl, sich auf dem rechten Flügel der zweiten Kolonne aufzustellen.

Ohne sich im mindesten Rechenschaft darüber zu geben, wo er sich befinde und weshalb er dort sei, stellte sich der Junker an seinen Platz, hielt unwillkürlich den Atem an und blickte, während es ihm kalt über den Rücken rieselte, wie bewusstlos in die dunkle Ferne, etwas Schreckliches erwartend. Was er empfand, war eigentlich nicht so sehr Furcht — denn es wurde im Augenblick nicht geschossen —, sondern das eigentümlich überwältigende Gefühl, daß er sich nicht mehr in der Festung, sondern auf offenem Felde befinde. Wiederum erging ein Befehl des Bataillonskommandeurs, der vorn an der Front stand, wieder gaben die Offiziere ihn im Flüsterton weiter, und plötzlich versank die schwarze Mauer der ersten Kompanie: es war befohlen worden, sich niederzulegen. Auch die zweite Kompanie mußte sich niederlegen, wobei Pest sich die Hand an einem Dornenstrauch verletzte. Nur der Hauptmann der zweiten Kompanie legte sich nicht hin. Seine nicht sehr hohe Gestalt mit dem blanken Degen, den er unaufhörlich schwang, während er immerfort redete, bewegte sich vor der Front seiner Kompanie hin und her.

„Kinder! gebt acht, haltet euch brav! Keinen Schuß aus dem Gewehr, mit dem Bajonett los auf die Kanailen! Wenn ich ‚Hurra‘ rufe, dann lauft hinter mir her . . . alle miteinander, — das ist die Hauptsache. — Wir wollen zeigen, wer wir sind. Macht mir keine Schande, Kinder! Nicht wahr? Für unsern Zaren, unser Väterchen, den Zaren!“

„Wie heißt unser Hauptmann?“ fragte Pest den neben ihm liegenden Junker. „Ein tapferer Kerl.“

„Ja, wie immer . . . im Gefecht . . .“ antwortete der Junker. „Lissinkowskij heißt er.“

In diesem Augenblick blitzte dicht vor der Kompanie eine Flamme auf, ein ohrenbetäubendes Getöse erdröhnte und hoch durch die Luft sausten Steine und Sprengstücke (nach mindestens 50 Sekunden fiel ein Stein von oben herab und riß einem Soldaten das Bein weg). Diese wohlgezielte, mitten in die Kompanie einschlagende Bombe bewies, daß die Franzosen unsere Kolonne bemerkt hatten.

„Bomben schmeißt er! . . . Wart nur, wir rücken dir auf den Leib, Verdammter, — dann sollst du das dreikantige russische Bajonett zu kosten bekommen!“ rief der Hauptmann so laut, daß der Bataillonskommandeur ihm befehlen mußte, zu schweigen und nicht so zu lärmen.

Gleich darauf erhob sich die erste Kompanie, und nach ihr die zweite. Es wurde befohlen, mit gefällttem Bajonett vorzugehen, — und das Bataillon rückte vor. Pest wurde von einer solchen Angst gepackt, daß er Zeit und Ort um sich her vergaß und nicht mehr wußte, was um ihn herum geschah. Er schwankte wie ein Trunkener. Doch plötzlich flammte von allen Seiten eine Myriade von Feuern auf, ein Pfeifen und Knattern begann. Er schrie auf und lief mechanisch drauf los, weil alle schrien und alle vorwärts stürmten. Dann stolperte er und stürzte hin: unter ihm lag etwas, — es

war der Hauptmann (der an der Spitze seiner Kompanie verwundet worden war und der den auf ihn fallenden Junker am Bein packte, da er ihn für einen Franzosen hielt); Pest riß sein Bein aus der Umklammerung und sprang auf, — in der Dunkelheit prallte ein Mensch mit dem Rücken gegen ihn und brachte ihn beinahe wieder zu Fall; ein anderer schrie: „Stich ihn nieder! Was starrst du vor dich hin?“ Jemand ergriff ein Gewehr und bohrte das Bajonett in eine weiche Masse. „Ah! Dieu!“ erscholl ein markerschütternder Wehruf, — und jetzt erst begriff Pest, daß er einen Franzosen erstochen hatte. Kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper. Er schüttelte sich wie im Fieber und warf das Gewehr fort. Aber das währte nur einen Augenblick: sofort bligte in ihm der Gedanke auf, daß er ein — Held sei. Er riß wieder das Gewehr an sich und stürmte, „Hurra!“ brüllend, mit der Menge davon, den getöteten Franzosen hinter sich lassend. Nach etwa zwanzig Schritten langte er in einem Laufgraben an: dort fand er die Unsrigen und den Bataillonskommandeur.

„Ich habe einen erstochen!“ meldete er dem Bataillonskommandeur.

„Bravo, Baron!“

12

„Wissen Sie schon, Praskuchin ist gefallen,“ sagte Pest, der mit Kalugin nach Hause ging.

„Nicht möglich!“

„Wieso nicht? Ich habe ihn selbst gesehen.“

„Na, leben Sie wohl; ich hab's eilig.“

„Ich bin sehr zufrieden“ — dachte Kalugin auf dem Heimwege — „zum erstenmal habe ich während meines Tagesdienstes Glück gehabt. Das ist doch ausgezeichnet: ich bin am Leben geblieben und unverfehrt; jetzt gibt's sicher eine prächtige Beför-



derung und ganz bestimmt einen goldenen Degen. Ubrigens habe ich's auch redlich verdient."

Nachdem er dem General alles Notwendige berichtet hatte, ging er in sein Zimmer, wo Fürst Galzin, der schon längst heimgekehrt war, auf ihn wartete; er saß da und las in einem Buch, das er auf Kalugin's Tisch gefunden hatte.

Ein wonniges Wohlbehagen überkam Kalugin jetzt, da er sich wieder zu Hause und außer Gefahr fühlte; er zog sein Nachthemd an, und schilderte, bereits im Bett liegend, Galzin die Einzelheiten des Kampfes, indem er, was durchaus natürlich ist — diese Einzelmomente so darstellte, daß er, Kalugin, dabei als äußerst tüchtiger und tapferer Offizier besonders vorteilhaft in die Erscheinung trat; obwohl er, meines Erachtens, sich solch einen Hinweis hätte ersparen können, — denn jedermann wußte es sowieso und hatte füglich kein Recht und keine Ursache, daran zu zweifeln, vielleicht mit Ausnahme des gefallenen Rittmeisters Praskuchin; denn dieser hatte sich zwar immer glücklich geschätzt, wenn er mit Kalugin unterm Arm gehen durfte, aber doch noch gestern unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem Kameraden gegenüber geäußert, Kalugin sei gewiß ein sehr lieber Mensch, doch — im Vertrauen gesagt — wäre es ihm höchst zuwider, auf die Bastionen zu gehen. — —

Als Praskuchin, an der Seite Michailow's dahinschreitend, sich von Kalugin getrennt hatte und schon aufzuatmen begann, weil er sich einem weniger gefährlichen Punkte näherte, — gewahrte er plötzlich hinter sich einen grellen Blitzstrahl, vernahm den Schrei des Wachtpostens: „Mörser!" und hörte einen hinter ihm marschierenden Soldaten rufen: „Sie fliegt direkt auf die Bastionen los!"

Michailow sah sich um. Der leuchtende Punkt der Bombe schien in Zenithöhe innezuhalten und befand sich gerade in jenem

Stadium, wo es völlig unmöglich ist, die Flugrichtung zu bestimmen. Dies dauerte nur eine kurze Weile: und schon flog die Bombe immer schneller und schneller und näher und näher heran, so daß die aus der Röhre sprühenden Funken sichtbar wurden und das verhängnisvolle Pfeifen sich vernehmen ließ. — Gerade inmitten des Bataillons senkte sie sich nieder.

„Leg dich nieder!“ schrie eine Stimme.

Michailow und Praskuchin duckten sich zur Erde nieder. Praskuchin kniff die Augen zu und hörte nur, wie die Bombe in nächster Nähe auf den harten Erdboden aufschlug. Eine Sekunde verstrich, die einem wie eine Stunde erschien, — die Bombe platzte nicht. Praskuchin erschrak: sollte er unnötigerweise feige gewesen sein? Vielleicht war die Bombe in weiter Entfernung von ihm niedergefallen? Und es war ihm bloß so erschienen, als hätte die Röhre unmittelbar in seiner Nähe gezischt. Er öffnete die Augen und bemerkte nicht ohne Genugtuung, daß Michailow dicht vor seinen Füßen regungslos auf dem Boden lag. Doch im Nu erfaßte sein Blick die leuchtende Röhre der etwa in Meterentfernung vor ihm kreisenden Bombe.

Ein Entsetzen, das alle anderen Gedanken und Gefühle ausschaltete — ein eisiges Entsetzen lähmte ihn bis ins Mark. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Noch eine Sekunde verging, — eine Sekunde, während der eine Welt von Empfindungen, Gedanken, Hoffnungen und Erinnerungen durch sein Gehirn jagte.

„Wen wird sie treffen: mich oder Michailow, oder uns beide? Und wenn mich, — dann wo? In den Kopf? — dann ist's aus mit mir; ins Bein — dann kann es abgeschnitten werden! aber unbedingt unter Chloroform, ich werde extra darum bitten — und dann käme ich noch mit dem Leben davon. Am Ende tötet sie nur Michailow: dann werde ich erzählen, wie wir Seite an

Seite gegangen sind, wie es ihn getroffen und mich mit seinem Blut bespritzt hat. Nein, sie kommt auf mich los . . . es gilt mir!"

Plötzlich mußte er an die zwölf Rubel denken, die er Michailow schuldete, und dann noch an eine Petersburger Schuld, die er schon längst hätte bezahlen müssen; das Zigeunerlied, das er abends im Kreise der Offiziere gesungen, kam ihm in den Sinn; die Frau, die er geliebt hatte, erschien ihm in einer Haube mit violetten Bändern; ein Mann, der ihn vor fünf Jahren beleidigt und von dem er sich noch keine Satisfaktion geholt hatte, tauchte in seiner Erinnerung auf, — obwohl, gleichzeitig und unzertrennlich mit diesen und tausend anderen Erinnerungen, das Bewußtsein des Gegenwärtigen — die Todeserwartung — ihn keinen Augenblick verließ. „Vielleicht plagt sie auch nicht," dachte er und versuchte, mit verzweifelter Entschlossenheit, die Augen zu öffnen. Doch im selben Augenblick blendete ihn, trotz der noch geschlossenen Lider, ein grellroter Feuerschein; er verspürte einen fürchterlich krachenden Stoß mitten in die Brust, er lief blindlings drauflos, stolperte über den Säbel, der ihm zwischen die Beine geraten war, und fiel seitwärts nieder.

„Gottlob! Ich habe nur eine Quetschung davongetragen," war sein erster Gedanke, und er wollte mit den Händen seine Brust befühlen; doch seine Hände waren wie angekettet und sein Kopf wie in einen Schraubstock gepreßt. Vor seinen Augen flimmerte es von Soldaten, und er begann sie wie im Taumel zu zählen: „Eins, zwei, drei Soldaten; und dort, der mit den umgeklappten Mantelschößen, ein Offizier," dachte er. Dann zuckte ein Blitz vor seinen Augen auf, und er fragte sich, ob dies wohl ein Mörser- oder ein Kanonenschuß sei. Wahrscheinlich ein Kanonenschuß. Wieder krachte ein Schuß; wieder gingen Soldaten an ihm vorüber: fünf, sechs, sieben. Er fürchtete plötzlich, daß er von ihnen zertreten werden könnte. Er wollte schreien,

daß er verwundet sei; doch sein Mund war so trocken, daß ihm die Zunge am Gaumen kleben blieb, ein entsetzlicher Durst quälte ihn. Er fühlte eine Nässe auf der Brust: dieses Nässegefühl ließ ihn an Wasser denken, und es drängte ihn, seinen Durst mit jenem Naß zu löschen. „Wahrscheinlich habe ich mich beim Fall blutig geschlagen,“ überlegte er, und immer stärker wurde seine Angst, von den fortwährend vorübereilenden Soldaten zertreten zu werden; er raffte alle seine Kräfte zusammen und wollte aufschreien: „Nehmt mich mit!“ Stattdessen stöhnte er so grauenvoll auf, daß es ihm selbst fürchterlich war, es anzuhören. Seltsame rote Lichter flackerten vor seinen Augen, und es war ihm, als wälzten die Soldaten Steine auf ihn; die Lichter flackerten immer spärlicher, die Last der Steine, die man auf ihn türmte, wurde immer unerträglicher. Er machte eine letzte Anstrengung, um die Steinmassen von sich abzuwälzen, reckte sich empor und — dann sah, hörte, dachte und fühlte er nichts mehr. Er war von einem Bombensplitter tödlich mitten in die Brust getroffen worden.

13

**M**ichailow war beim Anblick der Bombe, ebenso wie Braschkun, flugs auf die Erde niedergefallen; während der zwei Sekunden vor dem Bersten der daliegenden Bombe hatte er unendlich vieles durchdacht und empfunden. Er betete in Gedanken zu Gott und wiederholte fortwährend: „Dein Wille geschehe! Warum bin ich zum Militär gegangen? — dachte er gleichzeitig — und habe mich noch dazu zur Infanterie versetzen lassen, um an der Campagne teilnehmen zu können? Wäre es nicht gescheiter gewesen, bei meinem Ulanenregiment in T. zu bleiben und die Mußezeit mit meiner Freundin Natascha zu verbringen? Und jetzt muß ich dies erleben!“ Und er begann: eins, zwei, drei, vier zu zählen, und entschied dabei: Platzt die

Bombe bei einer geraden Zahl — so bleibe ich am Leben, platzt sie bei einer ungeraden, — so bringt sie mir den Tod. — „Jetzt ist's aus mit mir,“ dachte er, als die Bombe platzte (er wußte im Augenblick nicht, ob eine gerade oder ungerade Zahl an der Reihe war...) und er fühlte einen Schlag und einen sehr heftigen Schmerz am Kopf. „Gott verzeihe mir meine Sünden,“ murmelte er, schlug die Hände zusammen, bäumte sich auf und fiel rücklings bewußtlos zu Boden.

Das erste, was er fühlte, als er wieder zu sich kam, war das ihm über die Nase rinnende Blut und ein merkliches Nachlassen des Kopfschmerzes. „Die Seele entflieht — dachte er — wie wird es dort sein? Herr, nimm meinen Geist in Frieden hin. Eines nur ist sonderbar — sagte er sich — ich sterbe und höre dennoch ganz deutlich die Schritte der Soldaten und die Schüsse.“

„Eine Bahre her... he!... unser Hauptmann ist tot!“ schrie eine Stimme über seinem Kopf, die er sofort als die des Trommlers Ignatjew erkannte.

Jemand faßte ihn bei den Schultern. Er versuchte die Augen zu öffnen und erblickte über seinem Kopf den schwarzblauen Himmel, Sterngruppen und zwei über ihm dahinfliegende Bomben, die einander überholten; er sah Ignatjew, Soldaten mit Tragbahren und Gewehren, den Wall des Laufgrabens, und überzeugte sich plötzlich, daß er noch nicht im Jenseits sei.

Er war durch einen Stein leicht am Kopf verwundet worden. Sein erstes Gefühl war eine Art von Bedauern: er hatte sich so schön und ruhig auf den Übergang ins Jenseits vorbereitet, daß nunmehr die Rückkehr in die lebendige Wirklichkeit mit ihren Bomben, Laufgräben und Blut, einen peinvollen Eindruck auf ihn machte; die zweite Empfindung war — eine spontane Freude, daß er am Leben sei, und drittens hatte er den Wunsch, möglichst schnell die Bastion zu verlassen. Der Trommler verband seinem Haupt-

mann den Kopf mit einem Tuch; dann nahm er ihn unterm Arm und geleitete ihn zur Verbandstation.

„Wohin und weshalb entferne ich mich?“ dachte der Stabskapitän, als er allmählich wieder zur Besinnung kam. „Meine Pflicht ist, bei der Kompanie auszuharren, nicht aber davonzulaufen, — zumal meine Kompanie bald aus dem Feuer herauskommen wird,“ raunte ihm eine innere Stimme zu.

„Nicht nötig, Bruder!“ sagte er, indem er dem dienstfertigen Trommler seinen Arm entzog. „Ich mag nicht nach dem Verbandort gehen, ich bleibe bei meiner Kompanie.“

Und er wandte sich um und wollte zurückgehen.

„Besser wär's, Sie ließen sich einen ordentlichen Verband anlegen, Euer Wohlgeboren“, meinte Ignatjew. „Anfangs scheint's immer, als ob es nichts auf sich hätte; aber dann kanns umso schlimmer werden: Sie sehen doch, was für ein höllisches Feuer im Gang ist. Wirklich, Euer Wohlgeboren!“

Michailow blieb einen Augenblick unentschlossen stehen und würde wahrscheinlich Ignatjews Rat befolgt haben, wenn er sich nicht darauf besonnen hätte, wieviel Schwerverwundete am Verbandort sein würden. „Vielleicht werden die Ärzte über meine Schramme nur lächeln,“ sagte sich der Stabskapitän und ging, trotz der Einwände des Trommlers, entschlossen zur Kompanie zurück.

„Wo ist der Ordonnanzoffizier Praskuchin, der mit mir war?“ fragte Michailow, als er auf den Fähnrich zukam, der jetzt die Kompanie befehligte.

„Ich weiß nicht . . . ich glaube, er ist tot,“ erwiderte der Fähnrich mißmutig.

„Tot oder verwundet? Sie wissen es nicht! Und er war doch in unseren Reihen! Warum haben Sie ihn nicht mitgenommen?“

„Mitnehmen? In solch einem Feuer!“

„Wie konnten Sie nur, Michail Zwanytsch,“ rief Michailow voll Zorn, „wie konnten Sie ihn liegen lassen, wenn er noch lebte; und wenn er auch tot ist, so hätten Sie den Toten mitnehmen müssen.“

„Er war nicht mehr am Leben; ich sage es Ihnen ja, ich war selbst dabei und habe ihn mit eigenen Augen gesehen!“ entgegnete der Fähnrich. „Ich bitte Sie! Wir konnten nicht mal unsere Leute fortschaffen! Sehen Sie nur: die Kanillen schießen jetzt mit Kanonenkugeln,“ fügte er hinzu.

Michailow setzte sich und faßte sich an den Kopf, der ihm von der Bewegung heftig weh tat.

„Nein. Man muß jedenfalls hingehen und ihn mitnehmen: vielleicht lebt er noch,“ erklärte Michailow. „Das ist unsere Pflicht, Michail Zwanytsch!“

Michail Zwanytsch antwortete nicht.

„Er hat ihn vorhin nicht mitgenommen, und jetzt muß ich ein paar Soldaten allein hinschicken; aber wie soll ich sie hinschicken? In diesem fürchterlichen Feuer setze ich ihr Leben zwecklos aufs Spiel,“ überlegte Michailow.

„Kinder! Man muß zurückgehen und einen Offizier mitnehmen, der dort im Graben verwundet worden ist,“ sagte er nicht allzu laut und nicht im Befehlstone, da er fühlte, wie unangenehm den Soldaten die Erfüllung dieses Auftrages sein würde, — und in der That, da er niemand mit Namen bezeichnet hatte, trat keiner vor, um dem Befehl nachzukommen.

„Wirklich: vielleicht ist er schon tot und es lohnt sich nicht, die Leute einer unnötigen Gefahr auszusetzen; nur an mir liegt die Schuld, daß ich mich um ihn nicht gekümmert habe. Ich werde selber gehen und mich überzeugen, ob er noch lebt! Das ist meine Pflicht,“ sprach Michailow zu sich selbst.

„Michail Zwanytsch! führen Sie die Kompanie, ich werde

nachkommen," sagte er und lief im Trabe den Laufgraben entlang, mit der einen Hand den Mantel aufhebend, mit der anderen fortwährend das Bild des Heiligen Mitrophan berührend, zu dem er ein besonderes Vertrauen hatte.

Nachdem Michailow sich vergewissert hatte, daß Prastuchin tot war, schleppte er sich keuchend zurück, mit der Hand den locker gewordenen Verband und den heftig schmerzenden Kopf haltend. Sein Bataillon stand bereits unten am Berge und fast außer Schußweite, als er es erreichte. Ich sage: fast außer Schußweite, weil die Bomben sich zuweilen auch bis dahin verirrtten.

„Aber morgen muß ich mich am Verbandort als verwundet melden," dachte der Stabskapitän, während der Feldscher, der eben herbeikam, ihm den Kopf verband.

14

**H**underte von frischen blutenden Menschenkörpern mit erstarrten Gliedern lagen in dem taufeuchten blumigen Tale zwischen der Bastion und dem Laufgraben und auf dem flachen Fußboden der Totenkapelle zu Ssewastopol, — Menschen, die noch vor zwei Stunden von mancherlei erhabenen oder kleinlichen Hoffnungen und Wünschen beseelt waren; Hunderte von Menschen, mit Verwünschungen und Gebeten auf den ausgedörrten Lippen, krochen umher, krümmten sich und stöhnten, einige zwischen den Leichen im blühenden Tal, andere auf Tragbahren, Brittschen und dem blutbefleckten Fußboden der Verbandstation, — und genau so, wie an früheren Tagen, züngelte ein Wetterleuchten über dem Ssapun-Berge, verblaßten die flimmernenden Sterne, wallte ein weißer Nebel vom brausenden, dunklen Meere, entzündete sich das zarte Morgenrot im Osten, zerflatterten schmale Purpurwölkchen am hellblauen Horizont, —



und genau so wie an früheren Tagen, tauchte, der ganzen erwachenden Welt Freude, Liebe und Glück verheißend, das mächtige, herrliche Tagesgestirn empor.

15

Am folgenden Tage, um die Abendstunde, musizierte wieder eine Jägerkapelle auf dem Boulevard, und wieder spazierten Offiziere, Junker, Soldaten und junge Frauen müßig in der Nähe des Pavillons und in den niedrigen Alleen voll blühender, duftender, weißer Akazien.

Kalugin, Fürst Galzin und ein Oberst promentierten Arm in Arm um den Pavillon und unterhielten sich über das Gefecht von gestern. Der rote Faden bei all diesen Gesprächen war, wie üblich, nicht das Gefecht selbst, sondern die persönliche Beteiligung des einen oder andern Erzählers an ihm. Ihre Gesichter und der Ton ihrer Stimme hatten etwas Ernstes, fast Trauriges, als erschütterten und betrübten die Verluste des gestrigen Tages jeden einzelnen; doch da — um die Wahrheit zu sagen — niemand von ihnen einen ihm besonders nahestehenden Menschen verloren hatte, so war dieser Ausdruck von Trübsal nichts als eine offizielle, pflichtgemäß zur Schau getragene Gebärde. Im Gegenteil, Kalugin und der Oberst wären bereit gewesen, sich jeden Tag so ein Gefecht anzusehen, vorausgesetzt, daß sie dafür einen goldenen Säbel und den Generalmajorsrang erhalten hätten, und waren doch beide prächtige Menschen. Ich habe es gern, wenn man einen Eroberer ein — Ungeheuer nennt, das zur Stillung seines Ehrgeizes Millionen zugrunde richtet. Fragen Sie mal auf Ehre und Gewissen den Fähnrich Petruschow oder den Sekondeleutnant Antonow u. a.: jeder von uns ist ein kleiner Napoleon, ein kleines Ungeheuer, und sofort drauf und dran, eine Schlacht zu liefern und hundert Mann totzuschlagen, nur

um ein Sternchen mehr oder ein Drittel des Gehalts als Ehrensold zu ergattern.

„Nein, entschuldigen Sie,“ sagte der Oberst, „zuerst ging's am linken Flügel los. Ich war doch selbst dabei.“

„Es kann schon sein,“ meinte Kalugin, „ich habe mich mehr auf dem rechten Flügel aufgehalten; zweimal bin ich dort gewesen: einmal, um den General aufzusuchen, das andere Mal nur so, um zu sehen, was in den Schützengräben vorgeht. Und dort ging's besonders heiß her.“

„So wird's wohl auch gewesen sein, Kalugin weiß Bescheid,“ äußerte Fürst Galzin zum Obersten. — „Weißt du, W. hat mir heute von dir erzählt, wie brav du dich . . .“

„Nur Verluste, entsetzliche Verluste,“ erklärte der Oberst, „von meinem Regiment sind vierhundert Mann gefallen. Ein Wunder, daß ich mit lebendigem Leibe davongekommen bin.“

In diesem Augenblick begegnete den Herren, am anderen Ende des Boulevards, die Gestalt Michailows, der eine Binde um den Kopf trug.

„Wie? Sie sind verwundet, Kapitän?“ fragte Kalugin.

„Ja, leicht, durch einen Stein,“ entgegnete Michailow.

„Est-ce que le pavillon est baissé déjà? (Ist die Flagge schon eingezogen?)“ fragte Fürst Galzin und blickte dabei die Mütze des Stabskapitäns an, ohne seine Frage an jemand im besonderen zu richten.

„Non, pas encore (Nein, noch nicht),“ antwortete Michailow, der zeigen wollte, daß auch er Französisch zu sprechen verstehe.

„Dauert denn der Waffenstillstand noch immer fort?“ fragte Galzin weiter, indem er sich höflich und auf russisch an Michailow wandte und hiermit — wie es dem Stabskapitän schien — zu verstehen gab: Daß Französisch-Parlieren dürfte Ihnen höchstwahrscheinlich schwer fallen, reden wir also schlicht und einfach mitein-

ander . . . Und gleich darauf verabschiedeten sich die Adjutanten von Michailow.

Ebenso wie gestern fühlte sich der Stabskapitän überaus einsam, und, nachdem er verschiedene Herren begrüßt hatte — einigen mochte er sich nicht zugesellen, an die anderen traute er sich nicht heran — ließ er sich am Kasarskij-Denkmal nieder und rauchte eine Zigarette.

Baron Pest erschien ebenfalls auf dem Boulevard. Er erzählte, daß er während der Waffenruhe drüben gewesen sei und mit französischen Offizieren gesprochen und daß ein französischer Offizier ihm erklärt habe: „S'il n'avait pas fait clair encore pendant une demie-heure, les embuscades auraient été reprises (Hätte die Dunkelheit nur eine halbe Stunde länger gedauert, so wären die Schützengräben wieder von uns besetzt worden)“ . . . und wie er, Pest, ihm erwidert habe: „Monsieur! je ne dis pas non, pour ne pas vous donner un démenti (Ich sage nicht nein, mein Herr, nur um Ihnen nicht zu widersprechen),“ und wie er das so glänzend ausgedrückt hätte usw.

In Wirklichkeit war Baron Pest zwar während des Waffenstillstands drüben gewesen, hatte jedoch keine Gelegenheit gehabt, etwas besonderes zu äußern, obwohl er gar zu gerne mit den Franzosen gesprochen hätte (denn es ist doch wahrlich ein Vergnügen, sich mit den Franzosen zu unterhalten). Der Junker Baron Pest war eine Weile die Frontlinie entlang gegangen und hatte an die ihm zunächststehenden Franzosen immer wieder dieselbe Frage gerichtet: „De quel régiment êtes-vous? (Zu welchem Regiment gehören Sie?)“ Man antwortete ihm — und das war alles. Als er jedoch allzuweit hinter die Linie geraten war, hatte ein französischer Wachtposten, ohne zu ahnen, daß dieser Soldat Französisch versteht, ihn in der dritten Person ausgeschimpft. „Il vient regarder nos travaux ce sacré (Dieser Satan

spioniert unsere Befestigungsarbeiten aus),“ hatte er gesagt; infolgedessen hatte der Junker Baron Pest keine Lust mehr, die Waffenruhe mitzumachen; er war nach Hause gefahren und hatte sich erst unterwegs jene französische Floskeln ausgedacht, die er jetzt auftischte. Auf dem Boulevard waren ferner der Kapitän Sobow, der laut sprach, Kapitän Obschogow, in einem übel zugerichteten Zustande, ein Artilleriehauptmann, der um niemandes Gunst zu buhlen schien, und ein glücklich liebender Junker. Alles die gleichen Gesichter von gestern mit ebendenselben ewigen Erleben und Neigungen. Nur Prastuchin und Neferdow fehlten und noch dieser und jener, an den hier wohl kaum jemand dachte oder sich erinnerte, obwohl es in diesem Augenblick noch nicht möglich gewesen war, ihre Körper zu waschen, fortzuschaffen und in die Erde zu vergraben.

16

Auf unserer Bastion und auf dem französischen Laufgraben sind weiße Flaggen gehißt, und zwischen ihnen, im blühenden Tal, liegen haufenweise, ohne Stiefel, in grauen und blauen Uniformen, die verstümmelten Leichen, die von Soldaten aufgesammelt und auf Fuhrn verladen werden. Ein Totengeruch erfüllt die Luft. Aus Sewastopol und aus dem Franzosenlager strömen Menschenmassen herbei, um sich dieses Schauspiel anzusehen, und umdrängen einander mit brennender und wohlwollender Neugierde.

Hört euch einmal die Unterhaltungen dieser Leute an.

Da steht ein ganz junger Offizier; um ihn im Kreise haben sich Russen und Franzosen versammelt, und der Offizier, dessen schlechtes Französisch gerade noch hinreicht, um sich verständlich zu machen, betrachtet die Patronentasche eines französischen Gardisten.

„Weshalb ist hier das Bild eines Vogels darauf gemalt?“ fragt er in seinem gebrochenen Französisch.

„Parce que c'est une giberne d'un regiment de la garde, monsieur, qui porte l'aigle impérial (Weil dies die Patronentasche eines Garderegiments ist, das den Kaiseradler trägt).“

„Sind Sie von der Garde?“

„Pardon, monsieur, du 6-ème de ligne (Nein, mein Herr, vom 6. Linienregiment).“

„Wo haben Sie dies gekauft?“ fragt der Offizier und zeigt auf eine gelbe hölzerne Zigarettenspitze, aus der der Franzose eine Zigarette raucht.

„A Balaclava, monsieur! C'est tout simple en bois de palme (In Balaklawa, mein Herr. Das ist ein ganz einfaches Ding aus Palmenholz).“

„Joli, — sehr hübsch,“ meint der Offizier, wobei er seine Worte weniger nach eigenem Gutdünken wählt, sondern seinem spärlichen Vokabelschatz entlehnt.

„Si vous voulez bien garder cela comme souvenir de cette rencontre, vous m'obligerez (Sie tun mir einen Gefallen, wenn Sie diese Kleinigkeit als Andenken an unsere Begegnung annehmen).“

Und der verbindliche Franzose bläst die Zigarette heraus und überreicht, mit einer leichten Verbeugung, dem Offizier die Spitze. Der Offizier überreicht ihm die seinige, und alle Anwesenden, Franzosen sowohl wie Russen, scheinen damit sehr zufrieden zu sein und lächeln.

Dort tritt ein flotter Infanteriesoldat, in rosafarbenem Hemde, den Mantel über die Schultern geworfen, auf einen Franzosen zu und bittet ihn um Feuer für seine Pfeife; in Gesellschaft des Infanteristen befinden sich noch andere Soldaten, die, die Hände auf dem Rücken, mit munteren, neugierigen Gesichtern hinter ihm stehen. Der Franzose läßt seine Pfeife kräftiger ziehen, lockert den Tabak auf und schüttet dem Russen Feuer in die Pfeife.

„Tabac bun,“ sagt der Soldat im rosafarbenen Hemd, und die Zuschauer schmunzeln.

„Oui, bon tabac, tabac turc (Ja, der Tabak ist gut, es ist türkischer Tabak),“ erklärt der Franzose. „Et chez vous autres, tabac — russe? bon? (Und Euer russischer Tabak? ist der gut?)“

„Russe bun,“ versichert der Soldat im rosafarbenen Hemd und alle Anwesenden schütteln sich vor Lachen. — „Franzose nicht bun, bonjour, Mussjō!“ meint der Soldat im rosa Hemd, mit seiner ganzen Ladung an Sprachkenntnissen herausplätzend, klopft dem Franzosen auf den Bauch und lacht. Die Franzosen lachen mit.

„Ils ne sont pas jolis ces b... de Russes (Sie sind nicht hübsch, diese Russen...),“ äußert ein Zuave aus der Franzosengruppe.

„De quoi est-ce qu'ils rient donc (Worüber lachen sie eigentlich?)“ fragt ein anderer Schwarzer mit italienischem Akzent, und nähert sich den Unsrigen.

„Der Kaftan ist bun,“ bemerkt der muntere Soldat, der die gestickten Schöße der Zuavenuniform begutachtet, und wieder lacht alles.

„Ne sors pas de ta ligne, à vos places, sacré nom (Die Linie nicht überschreiten! An die Plätze! Zum Teufel!)“ ruft ein französischer Korporal, und die Soldaten gehen mit sichtlichem Unwillen auseinander.

In einem Kreise französischer Offiziere führt ein junger russischer Kavallerieoffizier das große Wort. Es ist die Rede von einem „Comte Sazonoff, que j'ai beaucoup connu, m-r (einem Grafen Sasonow, den ich sehr gut gekannt habe),“ sagt ein französischer Offizier mit einer Epaulette. „C'est un de ces vrais comtes russes, comme nous les aimons. (Das ist einer von jenen wirklichen russischen Grafen, wie wir sie lieben).“

„Il y a un Sazonoff, que j'ai connu. (Ich habe einen Sazonow gekannt),“ erzählt der Kavallerist. „Mais il n'est pas comte, à moins que je sache, un petit brun de votre âge à peu près. (Doch so viel ich weiß, ist er nicht Graf, klein von Wuchs und brunett, ungefähr in Ihrem Alter).“

„C'est ça, m-r, c'est lui. Oh! que je voudrais le voir, ce cher comte. Si vous le voyez, je vous prie bien de lui faire mes compliments. Capitaine Latour. (Jawohl, mein Herr, er ist's. Oh, wie gerne würde ich ihn mal wiedersehen, diesen lieben Grafen. Wenn Sie ihn sehen, so übermitteln Sie ihm bitte meine Grüße. Kapitän Latour . . .),“ sagte der Franzose mit einer Verbeugung.

„N'est-ce pas terrible la triste besogne, que nous faisons? Ça chauffait cette nuit, n'est-ce pas? (Nicht wahr, es ist eine fürchterlich traurige Sache, die wir da machen? Heiß ging's her in der vorigen Nacht, nicht wahr?)“ fragt der Kavallerist, um das Gespräch fortzusetzen, und zeigt dabei auf die Leichen.

„Oh, m-r, c'est affreux! Mais quels gaillards vos soldats, quels gaillards! C'est un plaisir que de se battre avec des gaillards comme eux. (Oh! es war schrecklich! Doch was für stramme Kerls sind Ihre Soldaten, was für Kerls! Es ist eine Lust, sich mit solchen Kerls zu schlagen!)“

„Il faut avouer que les vôtres ne se mouchent pas du pied non plus. (Offen gestanden, — auch Ihre Soldaten können sich sehen lassen)“, erwidert der Kavallerist mit einer Verbeugung und kommt sich dabei höchst liebenswürdig vor.

Doch genug davon.

Beobachtet lieber den zehnjährigen Knaben dort, in einer alten, jedenfalls von seinem Vater stammenden Mütze, mit Schuhen an den nackten Füßen und in Nankinghöschen, die an

einem Hofenträger hängen; der Kleine war gleich nach Beginn des Waffenstillstandes über den Wall geklettert und hatte sich eine ganze Weile in der Felsenkluft herumgetrieben: mit stumpfer Neugier hatte er die Franzosen und die auf der Erde umherliegenden Leichen angestarrt und blaue Feldblumen gepflückt, mit denen dieses Thal dicht besät ist. Mit einem großen Blumenstrauß machte er sich auf den Heimweg; der Wind schlug ihm den Leichengeruch entgegen, und der Knabe hielt sich die Nase zu; vor einem Haufen aufeinander gestapelter Leichen blieb er stehen und betrachtete lange einen schrecklichen, kopflosen Leichnam, der dicht vor ihm lag. Ziemlich lange stand er da, dann trat er noch näher heran und berührte mit dem Fuß den starr ausgestreckten Arm der Leiche. Der Arm schaukelte ein wenig hin und her. Er berührte ihn noch einmal und zwar kräftiger. Der Arm erzitterte wieder, kehrte jedoch sofort in seine starre Lage zurück. Plötzlich schrie der Knabe auf, versteckte sein Gesicht im Blumenstrauß und lief spornstreichs davon, der Festung zu.

Ja, auf der Bastion und auf den Laufgräben sind weiße Flaggen gehißt, das blühende Thal ist mit Leichen angefüllt, die prächtige Sonne sinkt ins blaue Meer, das schaukelnd in goldenen Strahlen gleißt. Tausende von Menschen drängen sich, schauen umher, plaudern und lächeln einander zu. Und diese Menschen sind Christen und bekennen sich zu dem einen gewaltigen Gesetz der Liebe und Selbstverleugnung, — und dennoch fallen sie, beim Anblick dessen, was sie getan, nicht voll Reue auf die Knie nieder vor Dem, der ihnen das Leben gab und in die Seele eines jeden, zugleich mit der Todesfurcht, die Liebe zum Guten und Schönen legte, — und sie umarmen einander nicht mit Tränen der Freude und des Glücks als Brüder? Die weißen Flaggen sind eingezogen, und von neuem pfeifen die Tod



und Leiden bringenden Geschosse, und wieder fließt unschuldiges Blut und ertönen Seufzer und Flüche.

\* \* \*


So! Nun habe ich gesagt, was ich diesmal sagen wollte. Doch ein schweres tiefes Nachsinnen übermannt mich. Vielleicht war es nicht recht, solches auszusprechen; vielleicht ist das, was ich gesagt habe, eine von jenen bösen Wahrheiten, die, in der Seele eines jeden ahnungslos schlummernd, mit Stillschweigen übergangen werden muß, um nicht tödlich zu wirken, — wie der Bodensatz eines Weines, der nicht geschüttelt werden darf, damit der Wein nicht ungenießbar werde.

Worin äußert sich das Ubel, das vermieden werden soll? Und worin liegt das Beispiel des Guten, zu dem meine Erzählung anspornen möchte? Wer ist der Bösewicht und wer der Held? Alle sind gut, und alle sind schlecht.

Weder Kalugin mit seiner glänzenden Tapferkeit — seiner bravoure de gentilhomme — und seiner Eitelkeit, die allen seinen Taten zugrunde liegt, noch Praskuchin, ein hohler, unschädlicher Mensch, obzwar er auf dem Felde der Ehre für Glauben und Thron und Vaterland gefallen ist, noch Michailow in all seiner Schüchternheit, noch Pest, ein Kindskopf ohne feste Überzeugung und Grundsätze — eignen sich zu Bösewichtern oder zu Helden einer Erzählung.

Der Held meiner Erzählung, den ich von ganzer Seele liebe, den ich hier in seiner ganzen Schönheit verkörpern wollte und der immerdar schön war, ist und bleiben wird, dieser Held ist — die Wahrheit.

1855.



---

## Sewastopol im August 1855

### 1

Ende August fuhr durch den dicken heißen Staub der zerflüfteten Sewastopoler Heerstraße zwischen Duwanka<sup>1)</sup> und Bachtshi-Sarai langsam eine Offiziersdroschke dahin (von jener absonderlichen, sonst nirgends anzutreffenden Gattung, die ein Mittelding zwischen einer jüdischen Brittschke und einem russischen Fuhrwerk oder Korbwagen darstellt).

Vorn im Wagen hockte ein Offiziersbursche in einem Nankingrock und mit einer schon völlig weichgewordenen ehemaligen Offiziersmütze und zerrte an der Leine; hinten saß ein Infanterieoffizier im Sommermantel, auf Bündeln und Paketballen, die mit einem Soldatenmantel zugedeckt waren. Der Offizier war, soweit sich dies bei seiner sitzenden Lage feststellen ließ, nicht hoch von Wuchs, doch übermäßig breit, und zwar nicht so sehr zwischen den Schultern als vielmehr zwischen Brust und Rücken; er war untersezt und kernig, sein Hals und Nacken waren mächtig entwickelt und gedrungen. Eine sogenannte Taille — einen Einschnitt in der Mitte des Rumpfes — hatte er nicht, aber er besaß auch keinen Bauch; im Gegenteil, er war eher mager, besonders im Gesicht, das zwar von der Sonne verbrannt war, aber eine ungesunde gelbliche Färbung aufwies. Sein Gesicht wäre hübsch zu nennen gewesen — es störten nur eine gewisse Gedunsenheit und einige weiche, starke, wenn auch nicht greisenhafte Furchen, die den Gesamtausdruck vergrößerten und verwischten und dem ganzen Gesicht etwas Unfrisches und Rauhes verliehen. Er hatte mittelgroße, kastanienbraune Augen, die sehr flink und sogar wegen dreinschauen konnten, einen dichten und nicht sehr breiten

---

<sup>1)</sup> Letzte Station vor Sewastopol.

Schnurrbart, dessen Enden ein wenig abgekaut waren; sein Kinn und besonders seine derbknochigen Wangen waren mit sehr starken, üppigen und schwarzen Bartstoppeln bedeckt.

Der Offizier war am 10. Mai durch einen Bombensplitter am Kopf verwundet worden und trug noch jetzt eine Kopfbinde. Seit einer Woche fühlte er sich wieder ganz gesund und fuhr augenblicklich aus dem Simferopoler Hospital zu seinem Regiment, das irgendwo dort stand, woher Schüsse zu hören waren, — ob in Sewastopol selbst, auf der nördlichen Seite oder in Inkerman — das hatte er noch von niemand erkunden können. Man hörte bereits die Schüsse, besonders dann, wenn keine Berge dazwischen lagen, oder wenn der Wind sie hinübertrug — ganz deutlich, sehr häufig und scheinbar ganz nah; bald war es, als würde die Luft durch eine Explosion erschüttert, und man erschauerte unwillkürlich; dann wieder erfolgten weniger heftige Detonationen schnell hintereinander und es hörte sich an wie ein Trommelwirbel, der ab und zu durch ein niederschmetterndes Getöse unterbrochen wurde; dann vermischte sich alles zu einem polternden Krachen, gleich rollenden Donnerschlägen, wenn das Gewitter sich austobt und der Sturzregen eben niederprasselt. Allgemein wurde erzählt und es war auch zu hören, daß ein schauerliches Bombardement im Gange war. Der Offizier trieb seinen Burschen zur Eile an: er wollte offenbar möglichst schnell an Ort und Stelle eintreffen. Ihm begegnete ein langer Wagenzug von russischen Bauern, der Proviant nach Sewastopol befördert hatte und jetzt mit Kranken und Verwundeten vollbeladen von dort zurückkehrte: mit Soldaten in grauen Mänteln, Matrosen in schwarzen Paletots, Freiwilligen in rotem Fez und langbärtigen Landwehrleuten. Die Offiziersdroschke mußte in einer vom Wagenzuge aufgewirbelten dicken unbeweglichen Staubwolke halt machen; der Offizier kniff die Augen zu und runzelte die

Stirn, da der Staub ihm in die Augen und Ohren drang und sich auf sein schwitzendes Gesicht legte; mit grimmigem Gleichmut blickte er in die Gesichter der Kranken und Verwundeten, die an ihm vorbeifuhren.

„Das ist ein kränklicher Soldat aus unserer Kompanie,“ sagte der Bursche, indem er sich zu seinem Herrn umwandte und auf eine mit Verwundeten überfüllte Fuhrer wies, die in diesem Augenblick an ihnen vorbeikam.

Vorn auf dem Fuhrwerk saß, zur Seite gelehnt, ein bärtiger Russe, in einem Hut aus Lammwolle, und bastelte an einer Peitsche, deren Stiel er unterm Arm hielt; die hinter ihm in verschiedenen Lagen kauern den fünf Soldaten wurden im Wagen hin- und hergerüttelt. Der verbundene Arm des einen stak in einer Bindfadenschlinge, sein über die Schultern geworfener Mantel ließ ein sehr schmutziges Hemd sehen; er war mager und blaß, saß aber guten Mutes inmitten des Wagens und wollte, als er den Offizier sah, nach der Mütze greifen, doch er besann sich darauf, daß er ein Verwundeter sei, und tat so, als ob er sich nur den Kopf kratzen wollte. Ein anderer, neben ihm, lag auf dem Boden der Fuhrer; man sah nur seine beiden Hände, mit denen er sich an die Wagenränder klammerte, und die emporgestreckten, wie ein Bastwisch hin- und herscheuernden Knie. Ein dritter, mit geschwellenem Gesicht und verbundenem Kopf, auf den eine Soldatenmütze gestülpt war, saß seitwärts, ließ seine Beine über das Wagenrad baumeln, hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und schien zu schlummern. An diesen wandte sich der vorbeifahrende Offizier.

„Dolschnikow!“ rief er ihn an.

„Ich – ja!“ antwortete der Soldat, schlug die Augen auf und riß die Mütze herunter, und seine Basststimme erklang so tief und gewaltig, als ob zwanzig Mann zugleich riefen.

Die glanzlosen verschwommenen Augen des Soldaten belebten sich, denn er hatte offenbar seinen Offizier erkannt.

„Grüß Gott, Euer Wohlgeboren!“ schmetterte er aufs neue mit seinem Bass hervor.

„Wo steht jetzt das Regiment?“

„Bisher stand es in Sewastopol, Euer Wohlgeboren: am Mittwoch sollte es abmarschieren.“

„Wohin?“

„Nicht bekannt . . . aber jedenfalls nach der Nordseite, Euer Wohlgeboren. Jetzt, Euer Wohlgeboren,“ fügte er in gedehntem Tonfall hinzu und setzte sich die Mütze auf, „jetzt hat er rundherum zu feuern begonnen, meistens mit Bomben; die Geschosse fliegen sogar bis in die Bucht; heute feuert er ununterbrochen, es ist kaum zum Aushalten . . .“

Die weiteren Worte des Soldaten waren nicht mehr zu hören; aber sein Gesichtsausdruck und seine Haltung verrieten, daß er, mit der Verbissenheit eines leidenden Menschen, recht trostlose Dinge erzählte.

Der reisende Offizier, Oberleutnant Koselzow, war kein Militär vom Durchschnittskaliber. Er gehörte nicht zu den Menschen, die so dahinleben und dies oder jenes tun oder lassen, weil die anderen so leben und so handeln; er tat immer das, was er wollte, und die anderen folgten seinem Beispiel und waren überzeugt, daß sie recht taten. Er war mit verschiedenen kleinen Talenten begabt: er sang gut, spielte Gitarre, war sehr redegewandt und schrieb eine flotte Feder, besonders wenn es die Abfassung amtlicher Akten galt, worin er als ehemaliger Bataillonsadjutant große Übung besaß; doch sein hervorstechendster Charakterzug war eine von Eigenliebe angespornte Energie, die zwar hauptsächlich auf seine Vielgewandtheit zurückzuführen war, sich jedoch in allem besonders auffallend bemerkbar machte. Seine Eigenliebe war

von jener Sorte, die einem völlig in Fleisch und Blut übergeht und die am häufigsten in der Männerwelt, zumal in militärischen Kreisen, in Blüte steht, so daß es für Koselzow nur die Wahl gab: entweder der Erste zu sein oder sich dem Untergang zu weihen; seine Eigenliebe war sogar die Triebfeder seiner inneren Regungen: er liebte es, sich selber den Vorrang zu geben, wenn er einen Vergleich zwischen sich und den anderen zog.

„Das fehlte noch! ich werde viel darauf geben, was die „Moskwa“<sup>1)</sup> dort schwätzt!“ murmelte der Oberleutnant vor sich hin, während eine niederdrückende Apathie und dumpfe Gedanken sein Herz beschlichen, die der Anblick des Verwundeten-transportes und die Worte des Soldaten in ihm hervorgerufen hatten; indessen bekräftigte und bestätigte das immer stärker werdende Bombardement die Zuverlässigkeit jener Mitteilungen. „Komische Leute —, diese Mannschaften, diese „Moskwa!“ ... Vorwärts, Nikolajew! Rühr dich ... du bist ja eingeschlafen!“ brummte er den Burschen an, indem er sich die Mantelschöße zurechtshob.

Nikolajew zerrte an den Zügeln, schnalzte mit der Zunge, und das Gefährt rollte im Trabtempo davon.

„Wir machen nur einen Augenblick halt, um den Gaul zu füttern, und dann gehts noch heute Abend sofort weiter,“ sagte der Offizier.

## 2

Sie waren bereits in eine Straße von Duwanka eingebogen, die von Trümmerresten steinerner Tatarenhäuser umsäumt war, als Koselzow von einem Munitionstransport aufgehalten wurde; der Wagenzug war mit Bomben und Ka-

<sup>1)</sup> In vielen Linienregimentern bezeichnen die Offiziere, halbverächtlich, halb wohlwollend, die Mannschaften mit dem Spitznamen „Moskwa“ („Moskau“) oder auch „Prisjaga“ („Fahneneid“).

nonentugeln nach Sewastopol unterwegs und staute sich nun auf der Straße.

Zwei Infanteriesoldaten saßen im dicksten Staube am Wege auf den Steinen eines zertrümmerten Zaunes und aßen eine Wassermelone und Brot dazu.

„Kommt Ihr weither, Landsmann?“ fragte ein Soldat, der an einem Stück Brot kaute, einen Kameraden, der mit einem kleinen Sack über der Schulter vor ihnen stehengeblieben war.

„Wir kommen aus unserem Gouvernement, um uns bei unserer Kompanie zu melden,“ antwortete der Soldat, blickte von der Wassermelone weg und schob seinen Sack auf dem Rücken zurecht. „Wir haben dort fast drei Wochen hindurch Heu für die Kompanie gemäht, aber jetzt hat man uns alle zurückkommandiert; wir wissen jedoch nicht, wo unser Regiment augenblicklich steht. Man hat uns gesagt, daß unser Truppenteil in der vorigen Woche die Korabelnaja-Vorstadt bezogen hat. Habt Ihr nichts davon gehört, Kameraden?“

„In der Stadt steht es, in der Stadt,“ entgegnete der andere, ein alter Trainsoldat, der mit seinem Taschenmesser gemächlich in der unreifen, weißlichen Melone herumstocherte. „Wir sind erst seit Mittag von dort fort, Bruder, dort ist's schrecklich, geh lieber gar nicht hin; du wirst besser tun, dich hier irgendwo auf ein, zwei Tage ins Heu zu legen und abzuwarten.“

„Weshalb denn?“

„Hörst du denn nicht, wie Er jetzt ringsherum feuert? Kein Platz ist sicher vor ihm. Von unseren Kameraden sind so viele tot, daß es sich kaum sagen läßt!“

Der alte Soldat machte eine wegwerfende Handbewegung und rückte seine Mütze zurecht.

Der andere schüttelte nachdenklich den Kopf, schmalzte mit der Zunge, zog aus dem Stiefelschaft ein Pfeifchen hervor, lockerte,

ohne es frisch zu stopfen, den angebrannten Tabak auf, zündete ein Stückchen Feuerschwamm an, indem er einen rauchenden Soldaten um Feuer bat, und lüftete leicht die Mütze.

„Gott ist über uns! Laßt es euch gut gehen, Kameraden!“ sagte er, rüttelte seinen Sack zurecht und ging seines Weges weiter.

„Ach! du solltest lieber warten!“ erklärte der Melonenesser noch einmal eindringlich.

„Es kommt alles auf eins heraus!“ brummte der marschierende Soldat und kroch zwischen den Rädern der dichtgedrängten Fuhrwerke hindurch. „Ich sollte mir auch eine Melone kaufen, hier übernachten, und mal hören, was die Leute sich erzählen.“

### 3

Die Station war voller Menschen, als Roselzow sie erreichte. Der erste, der ihm auf der Außentreppe begegnete, war der Stationsinspektor, ein magerer, sehr junger Mann, der gerade in einem heftigen Wortwechsel mit zwei ihm auf dem Fuße folgenden Offizieren begriffen war.

„Nicht dreimal vierundzwanzig Stunden – zehnmal vierundzwanzig Stunden werden Sie warten müssen! Auch die Herren Generale warten, mein Lieber,“ erklärte der Inspektor in der Absicht, den Offizieren einen Stich zu versetzen. „Ich werde mich doch nicht Ihretwegen selbst vorspannen lassen.“

„Dann soll man aber auch keinem anderen Pferde geben, wenn keine da sind! Warum hat man irgendeinem Lakaien mit Gepäck Pferde gegeben?“ fuhr ihn der ältere der beiden Offiziere an, der ein Glas Tee in der Hand hielt, wobei er eine direkte Anrede vermied und hiermit dem Inspektor zu fühlen geben wollte, daß er ihn sehr wohl mit „du“ hätte anreden können.

„Sie werden doch selbst einsehen, Herr Inspektor,“ wandte der



andere, ein ganz junger Offizier, zögernd ein, „wir reisen doch nicht zu unserem Vergnügen. Wir sind doch jedenfalls notwendig, da man uns angefordert hat. Sonst muß ich es unbedingt dem General melden. Was ist das eigentlich! Sie achten den Offizierstand nicht!“

„Sie verpfuschen immer alles!“ unterbrach ihn der Ältere unwillig. „Lassen Sie mich nur machen; man muß mit seinesgleichen zu reden verstehen. Daher hat er auch keinen Respekt vor uns. Sofort Pferde her, verstehen Sie mich!“

„Ich wäre Ihnen gern zu Diensten, aber woher Pferde nehmen?“ ...

Der Inspektor schwieg eine Weile, dann ereiferte er sich plötzlich und begann mit den Händen zu fuchteln:

„Ich sehe das alles vollkommen ein und weiß es selber, mein Lieber; doch Sie können nichts daran ändern! Also, geben Sie mir nur (in den Gesichtern der Offiziere malte sich eine hoffnungsvolle Erwartung) ... geben Sie mir nur eine Frist bis zum Monatsende — und Sie sollen mich nicht mehr hier sehen ... Ich gehe lieber auf den Malachowhügel, als daß ich noch länger hier bleibe, wahrhaftigen Gott! Sehen Sie selber zu, was Sie machen können, wenn solche Orders gegeben werden! Auf der ganzen Station ist jetzt nicht ein einziges haltbares Fuhrwerk aufzutreiben, und die Pferde haben schon drei Tage lang kein Bündel Heu zu sehen bekommen.“

Und damit verschwand der Inspektor in der Haustür.

Roselzow ging mit den beiden Offizieren ins Wartezimmer.

„Was ist da zu machen,“ sagte der ältere Offizier zum jüngeren, in ganz ruhigem Ton, obwohl er eben erst vor Wut getobt hatte, „nun sind wir schon drei Monate unterwegs, und können auch noch ein bißchen warten. S' ist weiter kein Unglück — wir kommen noch zur Zeit.“

Das vollgequalmte, schmutzige Zimmer war derart mit Offizieren und mit Koffern angefüllt, daß Roselzow nur mit Mühe ein Plätzchen auf dem Fensterbrett fand, wo er sich niederließ; er vertiefte sich in die Gespräche und die Gesichter um ihn herum und begann sich eine Zigarette zu drehen. Rechts vom Eingang stand ein windschiefer, beschmutzter Tisch, darauf standen zwei Samowars, mit Grünspan am Kupferbeschlag, und Zucker auf allerhand Papierunterlagen; um diesen Tisch herum saß die Hauptgruppe; ein junger, bartloser Offizier, in einem neuen gesteppten Baumwollrock, der aus einem bunten Frauenkleide angefertigt zu sein schien, goß gerade kochendes Wasser in die Teekanne; weitere vier, ebenfalls sehr junge Offiziere, befanden sich in verschiedenen Ecken des Zimmers: der eine hatte sich einen Pelz unter den Kopf geschoben und schlief auf dem Sofa; der zweite stand am Tisch und schnitt Hammelbraten für einen neben ihm sitzenden Offizier auf, dem ein Arm amputiert war. Zwei andere Offiziere hatten sich auf der Ofenbank niedergelassen, der eine in einem Adjutanten-, der andere in einem Infanteristenmantel, aber aus feinem Tuch und mit einer Feldtasche am Schulterriemen — schon an der Art und Weise, wie sie auf die anderen blickten und wie der mit der Feldtasche seine Zigarre rauchte, konnte man erkennen, daß es keine gewöhnlichen Frontoffiziere waren, und daß sie damit sehr zufrieden zu sein schienen. Nicht etwa, daß sich in ihren Mienen eine Verachtung gegenüber den anderen kundtat — aber doch eine gewisse selbstzufriedene Ruhe, die teils in ihrer gesicherten Lebenslage, teils in ihren nahen Beziehungen zu den Generalen ihren Grund hatte — ein Bewußtsein ihrer Vortrefflichkeit, mit dem gleichzeitigen Bestreben, sich dieses Selbstgefühl nicht anmerken zu lassen, erfüllte sie. Ferner waren dort ein junger Doktor, mit wulstigen Lippen, und ein Artillerieoffizier mit den Gesichtszügen eines Deutschen;

sie saßen fast auf den Füßen des auf dem Sofa schlafenden Offiziers und zählten ihr Geld. Endlich waren da noch vier Offiziersburschen, die entweder schliefen oder sich mit den Koffern und Bündeln an der Tür zu schaffen machten. Koselzow entdeckte unter all den Gesichtern kein einziges ihm bekanntes; aber er begann interessiert den Gesprächen zu lauschen. Die jungen Offiziere, die, wie er auf den ersten Blick erkannte, direkt von der Kriegsschule gekommen waren, gefielen ihm und erinnerten ihn insbesondere daran, daß sein Bruder ebenfalls in diesen Tagen von der Kriegsschule bei einer der Sewastopoler Batterien eintreffen mußte. Der Offizier mit der Geldtasche, dessen Gesicht er irgendwo gesehen zu haben glaubte, kam ihm sehr widerlich und frech vor. Koselzow erhob sich von seinem Fenster-  
sitz, ging hinüber und setzte sich auf die Ofenbank, fest entschlossen, „den Frechling gehörig zurechtzuweisen, wenn er es wagen sollte, eine Bemerkung zu machen“. Als echter rechter Frontoffizier hegte Koselzow nicht nur keinerlei Liebe, sondern einen aufrichtigen Widerwillen gegen die „Herren vom Stabe,“ als die er diese beiden Offiziere sofort erkannt hatte.

4

„Das ist doch wirklich furchtbar ärgerlich,“ meinte einer der „jungen Offiziere, „daß wir schon so nahe am Ziel sind und es nicht erreichen können! Vielleicht gibts heute ein Gefecht, und wir können nicht dabei sein!“

In dem wehleidigen Tone seiner Stimme und in der frischen Röte, mit der sich das junge Gesicht dieses Offiziers überzog, äußerte sich jene sympathische jugendliche Scheu eines Menschen, der ständig fürchtet, seine Worte nicht richtig gewählt zu haben.

Der einarmige Offizier sah ihn lächelnd an:

„Glauben Sie mir, Sie kommen noch zeitig genug hin!“ sagte er.

Der junge Offizier blickte voll Respekt in das abgehärmte Gesicht des Einarmigen, das unerwartet von einem Lächeln verklärt worden war, dann schwieg er und machte sich wieder mit dem Tee zu schaffen. In der Tat: das Gesicht dieses verstümmelten Offiziers, seine ganze Haltung und besonders der leere Armel seines Mantels versinnbildlichten ein gutes Stück jener Gemütsruhe, die angesichts eines jeden Gefechts oder Gesprächs gleichsam zu besagen scheint: „Alles das ist sehr schön, alles das kenne ich und alles das kann auch ich machen, wenn ich nur will.“

„Wie machen wir's nur?“ wandte sich der junge Offizier an seinen Kameraden im bunten Baumwollrock. „Übernachten wir hier oder fahren wir mit unserem eigenen Pferde weiter?“

Der Kamerad lehnte es ab mitzufahren.

„Sie können es sich ja vorstellen, Kapitän,“ sagte der junge Offizier, der den Tee einschenkte, zum Einarmigen und hob dessen heruntergefallenes Taschenmesser auf. „Man hat uns erzählt, daß die Pferde in Sewastopol furchtbar teuer sind, und da haben wir uns denn gemeinsam ein Pferd in Simferopol gekauft.“

„Man hat Sie wohl gründlich übers Ohr gehauen, was?“

„Ich weiß es nicht, Kapitän; wir haben mitsamt dem Wagen neunzig Rubel dafür bezahlt. Ist das übermäßig teuer?“ fuhr er fort, wobei er sich an alle und auch an Koselzow wandte, der ihn in diesem Augenblick ansah.

„Nicht teuer, wenn's ein junger Gaul ist,“ erklärte Koselzow.

„Nicht wahr? Und man hat uns versichert, daß es teuer sei... Es lahmt zwar ein wenig, doch das wird sich wohl geben. Man hat uns gesagt, daß es ein kräftiges Tier sei.“

„Aus welcher Kriegsschule kommen Sie?“ erkundigte sich

Koselzow, in der Hoffnung, etwas über seinen Bruder zu erfahren.

„Wir kommen jetzt aus dem Adelsregiment, wir sind unser sechs und gehen alle auf unseren eigenen Wunsch nach Sewastopol,“ sagte der redselige junge Offizier. „Nur wissen wir nicht, wo unsere Batterien stehen, die einen sagen – in Sewastopol, die anderen – in Odessa.“

„Konnten Sie dies nicht in Simferopol erfahren?“ fragte Koselzow.

„Man weiß dort von nichts... Stellen Sie sich bitte vor, ein Kamerad von mir wollte sich in einer Kanzlei darüber informieren, und man hat ihm nur Grobheiten gesagt... Sie können sich denken, wie unangenehm das ist... Darf ich Ihnen eine fertige Zigarette anbieten?“ fragte er den einarmigen Offizier, der eben seinen Tabakbeutel hervorholen wollte.

Er war mit einer begeisterten Dienstbeflissenheit unausgesetzt bemüht, ihm gefällig zu sein.

„Sie kommen auch aus Sewastopol?“ fragte er weiter. „D Gott, wie ist das großartig! Wie haben wir in Petersburg an Sie alle, an all die Helden gedacht!“ rief er aus, wobei er sich voll Achtung in treuherzigem Schmeicheln an Koselzow wandte.

„Wenn Sie aber nun umkehren müssen?“ fragte Koselzow.

„Das ist es eben, was wir befürchten. Sie müssen nämlich wissen, daß wir kein Geld mehr übrig haben, nachdem wir uns nun das Pferd und alles Notwendige angeschafft haben, unter anderem eine Spiritus-Kaffeemaschine und noch allerhand nützliche Kleinigkeiten,“ erklärte er mit gesenkter Stimme und schaute sich dabei nach seinem Kameraden um. „Wenn wir also wirklich kehrt machen müßten, wüßten wir nicht, was tun.“

„Haben Sie denn keine Reisegelder erhalten?“ fragte Koselzow.

„Nein,“ antwortete der junge Offizier kleinlaut, „man hat uns versprochen, sie hier an Ort und Stelle auszuzahlen.“

„Haben Sie eine Bescheinigung darüber?“

„Ich weiß schon, eine Bescheinigung ist immer die Hauptsache; aber in Moskau hat mir ein Senator — mein Onkel — als ich bei ihm war, die Versicherung gegeben, daß man uns das Geld ohne weiteres hier auszahlen würde. Sonst hätte er es mir aus seiner Tasche gezahlt. Also glauben Sie nun, daß wir's hier bekommen?“

„Ganz bestimmt.“

„Auch ich glaube, daß wir's ohne Schwierigkeiten erhalten werden,“ bestätigte er in einem Tone, der bewies, daß er niemand mehr recht glaubte, nachdem er auf dreißig Stationen ein und dasselbe gefragt und überall die verschiedensten Auskünfte erhalten hatte.

5

„Wie kann man mir die Gelder vorenthalten!“ hörte man plötzlich die Stimme eines Offiziers, der auf der Vortreppe mit dem Stationsinspektor in Streit geraten war und jetzt ins Wartezimmer zu den übrigen Offizieren trat, wobei er seine Worte auch an die zunächststehenden Stabsoffiziere, als die würdigsten Ohrenzeugen, richtete. „Ich habe mich doch, ebenso wie diese Herren hier, zur aktiven Armee abkommandieren lassen, habe sogar um meine Versetzung von einem glänzenden Posten direkt nach Sewastopol nachgesucht, und man hat mir außer 136 Silberrubeln — den Kosten für die Reise von Petersburg — nichts gegeben, ja ich habe schon über 150 Rubel aus meiner eigenen Tasche verausgaben müssen. Bedenken Sie nur, ich bin nun schon den dritten Monat unterwegs und habe eine Strecke von 800 Werst zurückgelegt. Mit diesen Herren hier

sind wir zwei Monate zusammen gereist. Gut, daß ich über eigene Geldmittel verfügte. Wenn das aber nun nicht der Fall gewesen wäre?

„Wie? Sie sind wirklich drei Monate unterwegs?“ fragte jemand.

„Ja, was soll man denn machen!“ fuhr er in seiner Erzählung fort. „Wenn ich nicht selbst hätte fahren wollen, hätte ich doch meine schöne Stelle nicht aufgegeben und all die Strapazen der Reise auf mich genommen; nicht, daß ich mich vor Unbequemlichkeiten fürchte, aber man weiß sich wirklich nicht zu helfen... In Berekop z. B. habe ich zwei Wochen kampiert; der Inspektor läßt überhaupt nicht mit sich reden, — man mag weiterreisen, wenn's einem paßt; wieviel reisende Kuriere sind auf diese Weise stecken geblieben... So will's offenbar das Schicksal... Ich habe den brennenden Wunsch, aber das Schicksal fügt es anders; versteht sich, nicht etwa deshalb, weil jetzt gerade ein Bombardement im Gange ist — mag man es noch so eilig haben und mag man es noch so ernst damit nehmen, — es läßt sich nichts ändern; und ich wünsche so sehr, dort zu sein...“

Dieser Offizier versuchte so eifrig die Gründe der Verzögerung seiner Reise auseinanderzusetzen und sich so offensichtlich zu rechtfertigen, daß man unwillkürlich den Eindruck hatte, er sei ein Hasenfuß. Dies wurde noch deutlicher, als er sich nach dem Standort seines Regiments erkundigte und ausforschte, ob es an einem gefährlichen Platz stünde. Er erblaßte sogar und seine Stimme stockte, als der einarmige Offizier, der demselben Regiment angehörte, ihm berichtete, daß während der letzten zwei Tage allein 17 Offiziere dieses Regiments gefallen seien.

Tatsächlich war der Offizier in diesem Augenblick ein jämmerlicher Feigling, obwohl er es vor sechs Monaten keineswegs gewesen war. Es war eine Wandlung mit ihm vorgegangen, wie

sie so viele vor und nach ihm am eigenen Leibe erfahren haben. Er hatte bisher in einem unserer Gouvernements gelebt, wo es Kadettenkorps gibt, und einen schönen ruhigen Posten bekleidet; doch als er in Zeitungen und Privatbriefen von den Taten unserer Sewastopoler Helden, seiner ehemaligen Kameraden, las, erwachte plötzlich der Ehrgeiz und noch mehr der patriotische Tatendrang in ihm.

Diesem Gefühl hatte er sehr vieles zum Opfer gebracht — seine angenehme Stellung, seine Wohnung, deren behagliche Ausstattung eine Frucht seiner fünfjährigen Bemühungen war, mancherlei Bekanntschaften und die Aussichten auf eine reiche Heirat. Er hatte dies alles im Stich gelassen und bereits im Februar ein Gesuch um Abkommandierung zur aktiven Armee eingereicht, und er träumte von einem unsterblichen Ruhmeskranz und von Generalsepauletten. Zwei Monate nach Einreichung des Gesuchs erhielt er die Rückanfrage, die durch alle Instanzen hindurchgegangen war, ob er auf eine staatliche Unterstützung reflektieren würde. Er antwortete in verneinendem Sinne und wartete geduldig auf den Tag, da er seine Marschorder erhalten sollte, obwohl sein vaterländischer Feuereifer während dieser zweimonatigen Wartezeit schon beträchtlich abgeflaut war. Wieder nach zwei Monaten kam die Anfrage, ob er nicht etwa Mitglied einer Freimaurerloge sei, und endlich, nach Erledigung noch mancher ähnlicher Formalitäten und nach verneinenden Auskünften, erreichte ihn im fünften Monat sein Marschbefehl. Im Laufe dieser ganzen Zeit hatten seine Freunde, vor allem aber ein gewisses Beklemmungsgefühl, das uns immer angesichts eines bevorstehenden Situationswechsels überkommt, ihn hinlänglich zu überzeugen vermocht, daß er mit seinem Eintritt in die aktive Armee eine gewaltige Dummheit begehe. Und als er dann einsam und allein, mit Sodbrennen und mit staub-



bedecktem Gesicht, auf der ersten Station angelangt war, wo er mit einem Kurier aus Sewastopol zusammentraf, der ihm von den Schrecken des Krieges erzählte, und wo er ganze zwölf Stunden auf die Pferde warten mußte, — bereute er vollends seine Leichtfertigkeit, dachte mit dumpfem Bangen an das Komende und setzte seine Fahrt mechanisch fort, als werde er zur Schlachtbank geschleppt. Während der drei Monate seiner Irrfahrt, die ihn über verschiedene Stationen führte, wo es fast überall zu warten galt und wo er Begegnungen mit Sewastopoler Offizieren hatte und die schauerlichsten Berichte anhören mußte, — wurde dieses Gefühl immer mächtiger und brachte den bedauernswerten Offizier schließlich dahin, daß aus dem tollkühnsten aller Helden, der er in Petersburg in seinen Träumen gewesen, nunmehr bei der Ankunft in Dschankoi ein erbärmlicher Feigling geworden war; als er vor Monatsfrist mit den jungen aus der Kriegsschule an die Front reisenden Offizieren zusammentraf, war er darauf bedacht, sein Reisetempo möglichst zu verlangsamen, da er der Meinung war, dies seien die letzten Tage seines Lebens; er nahm auf jeder Station sein Feldbett und sein Reisebesteck auseinander, hielt Umschau nach Partnern für eine Partie Préférence, betrachtete die Lektüre des Beschwerdebuches als angenehmen Zeitvertreib und freute sich diebisch, wenn er keine Pferde zur Weiterfahrt erhielt.

Er wäre wirklich ein Held geworden, wenn er unmittelbar aus Petersburg auf die Bastionen versetzt worden wäre, aber jetzt mußte er noch zahllose moralische Martern erdulden, um ein ruhiger, zäher, in Arbeit und Gefahr erprobter Mensch zu werden, wie wir den russischen Offizier zu sehen gewohnt sind. Jedoch, es war bereits schwer, den alten Enthusiasmus in ihm zu entfachen.

„Wer hat hier Kohlsuppe bestellt?“ rief die Wirtin, ein „ziemlich schmieriges dickes Weib, von ungefähr vierzig Jahren, die mit einer Schüssel Kohlsuppe ins Zimmer trat.

Die Unterhaltung wurde im Nu abgebrochen, und alle im Zimmer Anwesenden richteten ihre Blicke auf die Wirtin. Ein Petersburger Offizier zwinkerte sogar beim Anblick der Weibsperson einem Kameraden zu.

„Ach, Koselzow hat sie bestellt!“ äußerte einer der jungen Offiziere. „Man muß ihn aufwecken. Steh auf, Mittag essen!“ sagte er, sich dem auf dem Sofa Schlafenden nähernd und ihn an der Schulter rüttelnd.

Ein siebzehnjähriger Knabe mit munteren schwarzen Augen und roten Backen sprang energisch vom Sofa auf und blieb, sich die Augen reibend, mitten im Zimmer stehen.

„Entschuldigen Sie bitte!“ wandte er sich mit seiner silberhellen Stimme an den Doktor, den er beim Aufspringen gestoßen hatte.

Oberleutnant Koselzow erkannte sofort seinen Bruder und eilte auf ihn zu.

„Erkennst du mich nicht?“ fragte er lächelnd.

„A—aa!“ rief der jüngere Bruder, „das ist doch wunderbar!“ und begann den Bruder zu küssen.

Sie küßten einander dreimal, doch beim drittenmal hielten sie einen Augenblick inne, als käme ihnen beiden der plötzliche Gedanke: warum es denn unbedingt dreimal sein müsse?

„Ist das eine Freude!“ sagte der Ältere und blickte seinem Bruder ins Gesicht. „Komm auf die Treppe hinaus! Wir wollen uns mal aussprechen!“

„Komm nur, komm. — Ich will keine Kohlsuppe . . . isz du sie, Federßon!“ rief er seinem Kameraden zu.

„Aber du wolltest sie doch essen!

„Gar nichts will ich!“

Draußen auf der Treppe fragte der jüngere einmal über das andere: „Nun, wie geht's dir? Wie? Erzähle, erzähle!“ und beteuerte immer wieder seine Freude über das Wiedersehen, erzählte aber selber gar nichts.

Nachdem etwa fünf Minuten vergangen waren und die Brüder dazwischen auch ein wenig geschwiegen hatten, fragte der Oberleutnant seinen Bruder, warum er nicht, wie allgemein erwartet wurde, nach Absolvierung der Kriegsschule zur Garde kommandiert worden sei.

„Ach ja!“ erwiderte der Jüngere und errötete schon allein bei der Erinnerung, „das war ein furchtbarer Schlag für mich und kam ganz unerwartet. Kannst du dir vorstellen, kurz vor unserer Entlassung gingen wir zu dritt rauchen — erinnerst du dich noch an das kleine Zimmer hinter der Pförtnerloge, es wurde gewiß zu deiner Zeit auch dazu benutzt — also, denke dir nur, dieses Scheusal von Pförtner hatte es bemerkt und es sofort dem diensttuenden Offizier gemeldet (und wir hatten doch dem Pförtner mehrmals Trinkgelder gegeben); der Offizier lauerte uns auf: kaum daß wir ihn gesehen hatten, warfen die anderen ihre Zigaretten weg und nahmen Reißaus durch die Seitentür, — und weißt du, ich blieb stecken und wurde erwischt. Der Offizier fuhr mich unwirsch an; ich blieb ihm natürlich die Antwort nicht schuldig, er meldete es dem Inspektor, und so ging's weiter! Ich bekam eine ungenügende Note für Betragen, obwohl ich durchweg glänzende Noten hatte, nur für Mechanik eine 12, und so war mir der Eintritt in die Garde unmöglich gemacht. Man stellte mir eine spätere Versetzung zur Garde in Aussicht, ich wollte nichts mehr davon wissen und meldete mich zum aktiven Kriegsdienst.“

„Sieh mal an!“

„Scherz beiseite, der ganze Krempel war mir so zuwider geworden, — daß ich möglichst schnell nach Sewastopol fort wollte. Übrigens, wenn ich Glück habe, kann ich hierbei noch mehr profitieren, als wenn ich in die Garde eingetreten wäre; bei der Garde kann man binnen zehn Jahren — zum Oberst befördert werden, und hier habe ich die Chancen eines Totleben: in zwei Jahren vom Oberstleutnant zum — General! Und sollte ich im Felde fallen, — nun, dann ist eben nichts zu machen!“

„Also so einer bist du!“ sagte der Bruder lächelnd.

„Vor allem aber weißt du,“ fuhr der Jüngere gleichfalls lächelnd fort und errötete, als schicke er sich an, etwas sehr Schimpfliches zu sagen: „alles das sind Kleinigkeiten: ich habe mich hauptsächlich deshalb zur Front gemeldet, weil mir mein Gewissen in Petersburg keine Ruhe ließ, wenn ich an unsere fürs Vaterland sterbenden Kameraden dachte. Außerdem wollte ich auch an deiner Seite sein,“ fügte er noch schüchterner hinzu.

„Nein, bist du komisch!“ rief der ältere Bruder und holte sein Zigarettenetui hervor, indem er seine Augen von dem Bruder abwandte. „Schade nur, daß wir nicht zusammen sein werden.“

„Sag mir mal ehrlich, ist es wirklich so fürchterlich auf den Bastionen?“ fragte der Jüngere plötzlich.

„Anfangs ist's schrecklich, später gewöhnt man sich daran. Du wirst es ja selbst sehen.“

„Und sage mir bitte noch: meinst du, daß sie Sewastopol erobern werden? Ich glaube, daß sie es nie und nimmer kriegen.“

„Gott weiß...“

„Eins nur ist ärgerlich... Denk dir bloß, welch ein Pech; man hat uns unterwegs ein ganzes Bündel gestohlen, und mein Eschako war darin, so daß ich jetzt in Verlegenheit bin, in welchem Aufzuge ich mich melden soll. Du weißt doch, daß wir

jetzt neue Tschakos haben; überhaupt sind viele Neuerungen eingeführt worden, alles zum besseren. Ich kann dir das alles erzählen... ich hab mich in Moskau überall umgeschaut..."

Wladimir Koselzow, der jüngere, sah dem Bruder Michailo sehr ähnlich, doch so, wie ein eben erblühender Rosenstrauch einem abgeblühten wilden Rosenbusch ähnlich sieht. Sein Haar war gleichfalls blond, jedoch sehr dicht und an den Schläfen lockig. Im zarten weißen Nacken hatte er einen kleinen Haarschopf — ein Glückszeichen, wie die Ammen sagen. Unter der zarten weißen Haut seines Gesichts flammte förmlich ein junges Vollblutrot auf und verriet alle seine Seelenregungen. Er hatte dieselben Augen wie sein Bruder, doch ihr Blick war offener und strahlender, besonders da sie oft von einem feuchten Schimmer verklärt wurden. Ein blonder Flaum sproßte auf seinen Wangen und über den roten Lippen, die sich sehr häufig zu einem verlegenen Lächeln verzogen und seine weißen blitzenden Zähne sehen ließen. Gut gewachsen, breitschulterig, in offenem Mantel, unter dem ein rotes, seitwärts geschlossenes Hemd sichtbar war, in der Hand eine Zigarette, mit einer naiven Freude in Gesicht und Gebärden, über das Treppengeländer gelehnt, — so stand er vor seinem Bruder und war wirklich ein strammer Bursche, an dem man sich nicht satt sehen konnte. Seine Freude über das Wiedersehen mit dem Bruder war unbändig, er staunte ihn voll Respekt und Stolz an und sah in ihm den Helden; in anderer Hinsicht, was Weltgewandtheit, französisch Parlieren, Schliff im Umgang mit feinen Leuten, Tanz usw. anbetraf, — schämte er sich ein wenig seines Bruders, sah milde auf ihn herab und gab die Hoffnung nicht auf, ihn gelegentlich noch in seine Schule zu nehmen. Er befand sich noch völlig im Banne seiner Petersburger Erlebnisse, besonders gedachte er des Heims einer vornehmen Dame, die eine Schwäche für nette junge Leute hatte

und ihn für die Fesertage zu sich einzuladen pflegte, und er stand noch ganz unter dem Eindruck eines pompösen Balles im Hause eines Moskauer Senators, wo er einmal getanzt hatte.

7

Nachdem die Brüder sich satt geredet und schließlich auf dem Punkt angelangt waren, wo man fühlt, daß einen, im Grunde genommen, trotz aller gegenseitigen Liebe, nur wenig Gemeinsames verbindet, schwiegen sie eine gute Weile.

„So nimm denn deine Sachen, und wir fahren gleich los!“ sagte der Ältere.

Der Jüngere errötete instinktiv und zögerte einen Augenblick.

„Direkt nach Sewastopol?“ fragte er, nachdem er eine Minute geschwiegen hatte.

„Ja doch. Du hast doch nicht viel Gepäck mit, wir werden es schon unterbringen.“

„Famos! wir fahren also gleich!“ erklärte der Jüngere seufzend und ging ins Wartezimmer.

Doch, ohne die Tür zu öffnen, blieb er unschlüssig im Flur stehen, senkte betrübt den Kopf und überlegte:

„Sofort direkt nach Sewastopol, in diese Hölle — ein fürchterlicher Gedanke! Meinetwegen; einmal muß es doch sein! Wenigstens fahre ich jetzt in Gesellschaft meines Bruders . . .“

Bei dem Gedanken, daß er sich nun gleich in den Wagen setzen, ohne weitere Unterbrechung davonfahren und bald in Sewastopol sein würde und daß kein Zufall ihn mehr aufhalten könnte, — stand ihm die langersehnte Gefahr leibhaftig vor Augen, und er empfand Furcht und Beklemmung angesichts ihrer drohenden Nähe. Er beschwichtigte mit Mühe seine Bedenken und trat ins Wartezimmer; eine Viertelstunde verstrich, und er ließ sich nicht blicken, so daß der Bruder schließlich die Tür öffnen und ihn

rufen mußte. Der jüngere Koselzow sprach gerade, mit der Miene eines schuldbewußten Schuljungen, mit einem Offizier aus P.; als der Bruder die Tür aufriß, verlor er vollkommen seine Fassung.

„Gleich, gleich komme ich heraus!“ rief er und winkte dem Bruder zu. „Warte bitte draußen auf mich.“

Nach etwa einer Minute kam er tatsächlich heraus und trat, tiefaufseufzend, auf den Bruder zu.

„Denk dir nur, ich kann nicht mit dir fahren, Bruder,“ erklärte er.

„Was? Unsinn!“

„Ich will dir die volle Wahrheit sagen, Mischal! Wir haben nämlich alle kein Geld mehr, und wir haben alle bei diesem Petersburger Stabskapitän Schulden gemacht! Eine furchtbare Schand!“

Des älteren Bruders Gesicht verfinsterte sich, und beide schwiegen eine ganze Weile.

„Bist du ihm viel schuldig?“ fragte er und warf dem Bruder einen forschenden Blick zu.

„Viel . . . nein, nicht sehr viel; es ist mir aber sehr peinlich. Er hat auf drei Stationen für mich bezahlt, und wir haben die ganze Zeit von seinem Zucker genommen . . . so daß ich wirklich nicht weiß . . . und richtig, dann haben wir auch noch *Préférence* gespielt . . . ich blieb ihm eine kleine Summe schuldig.“

„Das ist schlimm, Wolodja! Was hättest du nun gemacht, wenn du mich nicht getroffen hättest?“ fragte der Ältere streng, ohne den Bruder anzusehen.

„Ich dachte mir, lieber Bruder, daß ich mein Reisegeld in Ssewastopol erhalten werde, und wollte es ihm dann zurückgeben. Da ist doch weiter nichts dabei; es ist besser: ich setze morgen meine Reise mit ihm fort.“

Der ältere Bruder zog seinen Geldbeutel und holte mit leicht zitternden Fingern zwei Zehnrubelscheine und einen Dreirubelschein hervor.

„Das ist meine ganze Barschaft,“ sagte er. „Wieviel bist du ihm schuldig?“

Koselzow hatte nicht die volle Wahrheit gesagt: es war nicht all sein Geld; er besaß noch vier Goldstücke, die er für alle Fälle in den Armelausschlag seines Rockes eingenäht hatte, aber er hatte sich fest vorgenommen, diesen Notgroschen vorderhand nicht anzutasten.

Indessen erwies es sich, daß Koselzow, die Préférencepartie und den Zucker mit einbegriffen, dem Offizier aus B. alles in allem 8 Rubel schuldete. Der ältere Bruder gab sie ihm, wobei er die Bemerkung nicht unterdrückte, daß es nicht angehe, Karten zu spielen, wenn man kein Geld habe.

„Worum hast du denn gespielt?“

Der Jüngere erwiderte kein Wort. Des Bruders Frage berührte ihn wie ein Zweifel an seiner Rechtschaffenheit. Der Ärger über sich selbst, die Scham wegen seiner Handlungsweise, die zu solchen Verdächtigungen Anlaß gegeben hatte, und die ihm vom geliebten Bruder zugefügte Kränkung, hatten sein leicht entzündliches Gemüt so tief verletzt und so wehleidig gestimmt, daß er nichts zu entgegnen vermochte. Er fühlte es, daß er außerstande sein würde, die weinerlichen Töne zu unterdrücken, die ihm bereits auf der Zunge schwebten; schnell ohne hinzusehen, ergriff er das Geld und ging damit zu seinen Kameraden.

## 8

Nikolajew hatte sich in Duwanka durch zwei Lagen Schnaps gestärkt, die er bei einem Soldaten erstanden hatte, der auf der Brücke Wodka feilbot; nun zerrte er wieder an den



Zügeln, die Droschke hüpfte über den Steinweg, der längs des Belbeck-Flusses nach Sewastopol führt, und die beiden Brüder, die mit den Beinen immerfort zusammenstießen, dachten zwar unausgesetzt aneinander, schwiegen jedoch hartnäckig.

„Warum hat er mich beleidigt? — dachte der Jüngere. — Warum konnte er diese Angelegenheit nicht mit Stillschweigen übergehen? Nein, als wenn er mich einer Dieberei verdächtigte; er ist scheint's noch immer auf mich böse, so daß wir uns ein für allemal entzweit haben! Und wie schön wäre es gewesen, Seite an Seite in Sewastopol zu sein! Ein Brüderpaar, das gute Freundschaft miteinander hält, beide im Kampf gegen den Feind: der eine — ein alterprobter, freilich nicht sehr gebildeter, aber wackerer Krieger, der andere — an Jahren ein Jüngling, doch auch ein tapferer Kerl . . . Schon nach einer Woche hätte ich's aller Welt gezeigt, daß ich gar nicht so jung bin, wie ich aussehe! Ich werde nicht mehr so oft erröten, mein Gesicht wird mutig dreinschauen und mein jetzt zwar noch unansehnlicher Schnurrbart wird bis dahin einigermassen gewachsen sein,“ — und er kniff sich in die Flaumhärchen, die ihm an den Rändern des Mundes sproßten. „Vielleicht treffen wir noch heut an Ort und Stelle ein und müssen mit dem Bruder sofort ins Gefecht. Er ist sicher sehr standhaft und tapfer — einer von denen, die nicht viel reden, aber ihre Sache besser machen, als die anderen. Ich würde gar zu gern wissen — dachte er weiter — ob er mich jetzt absichtlich an den Wagenrand preßt oder nicht. Er muß es doch spüren, daß ich unbequem sitze, und gibt sich dennoch den Anschein, als wäre ich gar nicht für ihn da. Also heute treffen wir ein“ — grübelte er weiter, indem er sich hart an den Wagenrand drückte und nicht zu mucksen wagte, aus Furcht, der Bruder könnte seine unbequeme Lage bemerken, — „und dann direkt auf die Bastion: ich mit den Geschützen und mein Bruder mit seiner Kompanie,

und wir werden zusammen marschieren. Wenn aber die Franzosen uns plötzlich überfallen? Ich lasse feuern und wieder feuern: ich schieße furchtbar viele tot, aber trotzdem stürmen die übrigen direkt auf mich los. Ans Feuern ist nicht mehr zu denken, und schließlich gibt's keine Rettung mehr für mich; da stürzt plötzlich mein Bruder mit blankem Säbel vor, ich ergreife ein Gewehr, und wir laufen mit den Soldaten schnurstracks vorwärts. Die Franzosen werfen sich auf meinen Bruder. Ich eile hinzu, töte einen Franzosen, töte den zweiten und rette meinen Bruder. Ich werde an einer Hand verwundet, raffe das Gewehr mit der anderen Hand auf und stürme unentwegt vorwärts. Mein Bruder fällt, von einer Kugel tödlich getroffen, an meiner Seite; ich bleibe einen Augenblick stehen, werfe ihm einen betäubten Blick zu, reiße mich zusammen und rufe: „Mir nach! Rächt ihn! Ich habe meinen Bruder über alles in der Welt geliebt — sage ich — und habe ihn verloren. Rächt ihn, nieder mit den Feinden oder laßt uns alle auf der Stelle sterben!“ Alle rufen und stürmen hinter mir her. Das ganze Franzosenheer tritt auf den Plan, und dazu Bélissier in höchstgener Person. Wir machen alles nieder, ich werde zum zweitenmal verwundet, zum drittenmal, und breche sterbend zusammen. Alle stürzen auf mich zu. Gortschakow tritt an mich heran und fragt nach meinem letzten Wunsch. Ich sage ihm, daß ich nur den einen Wunsch hätte, man solle mich neben meinen Bruder legen und mich an seiner Seite sterben lassen. Man hebt mich auf und legt mich neben den blutigen Leichnam meines Bruders nieder. Ich richte mich auf und spreche: „Ja, ihr habt es nicht verstanden, zwei Männer zu schätzen, die ihr Vaterland wahrhaft geliebt haben; jetzt sind sie beide gefallen... Gott sei euch gnädig!“ und dann werde ich sterben...“

Wer weiß, in welchem Maße diese Phantasien sich verwirklichen werden!

„Warst du schon einmal bei einem Handgemenge dabei?“ fragte er plötzlich seinen Bruder und hatte es total vergessen, daß er eigentlich gar nicht mit ihm reden wollte.

„Nein, kein einziges Mal,“ erwiderte der Bruder. „Zweitausend Mann von unserm Regiment haben den Tod gefunden, und alle bei Schanzarbeiten, und auch ich bin während einer Befestigungsaktion verwundet worden. Der Krieg spielt sich ganz anders ab, als du dir das vorstellst, Wolodja!“

Der Kosename ‚Wolodja‘ rührte den jüngeren Bruder: er empfand das Bedürfnis, sich mit dem Bruder auszusprechen, dem es gar nicht in den Sinn gekommen war, daß er seinen Wolodja vorhin gekränkt hatte.

„Du bist mir doch nicht böse, Mischka?“ fragte er nach kurzem Schweigen.

„Weshalb denn?“

„Nein, nur so . . . weil wir uns so . . . genug davon . . .“

„Aber keine Spur,“ warf der Ältere ein, wandte sich zu seinem Bruder und klopfte ihm aufs Knie.

„Verzeih mir, Mischka, wenn ich dir weh getan habe.“

Und der jüngere Bruder blickte zur Seite, um seine Tränen zu verbergen, die ihm plötzlich in die Augen schossen.

## 9

„Wie? ist das wirklich schon Sewastopol?“ fragte der jüngere Bruder, als sie einen Berg hinanfuhren.

Vor ihnen tauchten Buchten und Schiffsmasten auf, das Meer mit der fernen feindlichen Flotte, weiße Küstenbatterien, Kasernen, Aquädukte, Docks und die Gebäude der Stadt sowie weiße und violette Rauchschwaden, die unablässig die gelben Berge hinantrochen, die Stadt umkreisten und in den rosafarbenen Strahlen der Sonne, die in leuchtendem Abglanz bereits hinter

dem Horizont des dunklen Meeres zu verschwinden begann, am blauen Himmel starrten.

Ohne mit der Wimper zu zucken, gewahrte nun Wolodja jenen Schreckensort, an den er so oft hatte denken müssen; bei dem Gedanken, daß auch er binnen einer halben Stunde dort drüben sein werde, und angesichts dieses eigenartig prächtigen Schauspiels empfand er jetzt ein ästhetisches Vergnügen und ein heroisches Gefühl der Genugtuung; er hatte sich ganz in dieses Bild verloren, bis beide schließlich die Nordseite und den Train von seines Bruders Regiment erreicht hatten, wo sie sich genau über den Standort dieses Regiments und der Batterie informieren wollten.

Der Trainkommandant hatte sein Quartier in der Nähe der sogenannten „Neustadt“ aufgeschlagen – in einem Stadtteil aus lauter Holzbaracken, die dort von den Matrosenfamilien erbaut waren; er wohnte in einem Zelt mit einem recht geräumigen „Balagan“, einer Laube, die aus grünen, auch jetzt noch leidlich frischen Eichenzweigen errichtet war.

Der Trainoffizier saß in seiner Laube vor einem schmierigen Tisch, in einem schmutzig-gelblichen Hemd und zählte mit Zuhilfenahme eines großen Rechenbretts gewaltige Stöße von Banknoten nach; auf dem Tisch stand ein Glas kalten Tees mit Zigarettenasche darin und ein Tablett mit Wodka und Brocken gepressten Kaviars und Brotes. Doch ehe wir uns mit der Persönlichkeit und dem Gespräch des Offiziers befassen, verlohnt es sich, die Einrichtung dieser Laube genauer kennen zu lernen und sich mit der Lebensweise und der Beschäftigung dieses Mannes einigermaßen vertraut zu machen. Der neue „Balagan“ war so groß, solid geflochten und mit Korb- und Rasenbänken und Tischchen bequem ausgestattet, wie dies gewöhnlich nur bei Lauben der Fall ist, die für Generale und Regi-

mentskommandeure erbaut werden; die Seiten und die Decke waren zum Schutz vor herabfallenden Blättern mit drei Teppichen verkleidet, die freilich sehr geschmacklos aussahen, aber neu und sicher teuer waren. Vor dem mit dem Bilde einer Amazone gezierten Hauptteppich stand ein eisernes Bett, darauf lag eine grellrote Plüschdecke, ein schmutziges zerrissenes Lederkissen und ein Waschbärpelz; auf dem Bettisch sah man einen Standspiegel in einem Silberrahmen, eine silberne, entsetzlich schmierige Bürste, einen zerbrochenen, von fettigen Haaren durchsetzten Hornkamm, einen silbernen Leuchter, eine Likörflasche mit einem ungeheuren rotgoldenen Etikett, eine goldene Taschenuhr mit dem Bildnis Peters I., zwei Goldringe, ein Schächtelchen mit Pillen, eine Brotrinde und dazwischen verstreut alte Spielkarten; unter dem Bett befand sich ein Arsenal leerer und voller Flaschen. Dieser Offizier verwaltete das Fuhr- und Fouragewesen des Regiments. Mit ihm zusammen hauste sein alter Busensfreund, ein Kommissionär, der sich gleichfalls mit irgendwelchen Operationen befaßte; in dem Augenblick, als die Brüder Koselzow eintraten, schlief der Kommissionär hinten im Zelt, während der Trainoffizier mit der Abrechnung der Kronsgelder zum Monatschluß beschäftigt war. Das Äußere des Offiziers war sehr imponierend und kriegerisch: ein stattlicher Wuchs, ein mächtiger Schnurrbart und eine angemessene Körperfülle. Unangenehm an ihm war nur eine gewisse Gedunsenheit des ganzen Gesichts, das von Schweiß glänzte und darin seine kleinen grauen Augen förmlich ertranken (als sei sein Leib von oben bis unten mit Porter angefüllt), sowie eine fabelhafte Unsauberkeit, von den fetten öligen Haaren bis herab zu den riesigen nackten Füßen, die in Hermelinpantoffeln staken.

„Wieviel Geld! Wieviel Geld!“ sagte Koselzow der Erste, als er in die Laube trat, und heftete mit unwillkürlicher Gier

seine Augen auf den Banknotenhaufen. „Wenn Sie mir wenigstens die Hälfte davon borgen könnten, Wassilij Michailytich!“

Beim Anblick des eintretenden Gastes duckte sich der Trainoffizier, als sei er bei einem Diebstahl ertappt worden; er strich die Banknoten zusammen und grüßte, ohne sich von seinem Sitz zu erheben:

„Ach, wenn es nur meine Gelder wären! aber es sind doch Kronsgelder, mein Lieber . . . Wen haben Sie denn da mitgebracht?“ fragte er, die Banknoten in eine vor ihm stehende Schatulle verpackend, und blickte Wolodja scharf ins Gesicht.

„Das ist mein Bruder, von der Kriegsschule . . . wir sind zu Ihnen gefahren, um uns nach dem Standort unseres Regiments zu erkundigen.“

„Setzen Sie sich, meine Herren,“ sagte der Trainoffizier, indem er aufstand, ohne sich nach seinen Gästen umzublicken. „Ein Schluck gefällig? vielleicht ein Gläschen Porter?“ fragte er und begab sich ins Zelt.

„Das könnte nichts schaden, Wassilij Michailytich!“

Wolodja war erstaunt über die würdevolle Erhabenheit des Trainoffiziers, sein herablassendes Benehmen und über die zuvorkommende Art, mit der der Bruder sich an ihn gewandt hatte.

„Wahrscheinlich ist das ein sehr braver Offizier ihres Regiments, den alle achten; sicherlich ein etwas ungeschliffener Patron, aber gastfrei,“ dachte Wolodja, der bescheiden und schüchtern auf dem Diwan Platz nahm.

„Also wo steht unser Regiment?“ fragte der ältere Bruder durch die Zeltwand den Trainoffizier.

„Was?“

Koselzow wiederholte seine Frage.

„Seifer war heute bei mir und hat erzählt, daß das Regiment gestern nach der 5. Bastion abmarschiert sei.“

„Bestimmt?“

„Wenn ich es sage, wird es wohl so sein; übrigens, weiß der Teufel: er bindet einem manchmal auch etwas auf. Werden Sie Porter trinken?“ fragte der Trainoffizier, immer aus dem Zelt heraus.

„Ja warum nicht!“ erwiderte Koselzow.

„Trinken Sie mit, Ossip Ignatjewitsch?“ fragte die Stimme im Zelt weiter, und diese Frage galt offenbar dem dort schlafenden Kommissionär. „Sie haben genug geschlafen; es ist schon fünf Uhr.“

„Was wollen Sie nur von mir? Ich schlafe ja gar nicht,“ antwortete eine träge hohe Stimme, die bei der Aussprache des „l“ und „r“ leicht lispelte.

„Stehen Sie auf: ich langweile mich ohne Sie.“

Der Trainoffizier kehrte zu seinen Gästen zurück.

„Bring den Simferopoler Porter her!“ rief der Offizier.

Ein Bursche mit einem, wie es Wolodja schien, ziemlich hochnäsigen Gesichtsausdruck trat in die Laube und holte unter dem Diwan eine Flasche Porter hervor, wobei er Wolodja anstieß.

„Ja, mein Lieber,“ sagte der Trainoffizier und füllte die Gläser. „Wir haben jetzt einen neuen Regimentskommandeur. Das geht ins Geld, er braucht viel für seine Ausstattung.“

„Nun, ich glaube doch, dies ist ein Mann von besonderem Schlage... von der neuen Generation,“ meinte Koselzow und ergriff, mit höflichem Anstand, sein Glas.

„Von der neuen Generation?“ ... Genau so ein Geizkragen ist er, wie der Bataillonskommandeur; als er kommandierte —, wie hat er da geschrien und den Mund vollgenommen! Und jetzt bläst er aus einem anderen Loch.“

„Wer wird denn so reden, mein Lieber,“ widersprach ihm Koselzow.

Der jüngere Bruder verstand nicht, wovon die Rede war, doch er hatte die unbestimmte Empfindung, daß der Bruder nicht das sage, was er denke, und zwar nur deswegen, weil er sich in diesem Augenblick an dem Porter des Trainoffiziers gütlich tat.

Die Flasche Porter war bald geleert, und die Unterhaltung wurde noch ziemlich lange in derselben Tonart fortgeführt. Da wurden die Vorhänge des Zeltes auseinandergeschlagen, und hereintrat ein Mann in einem blauen Atlaschlafrock mit Quasten und einer Beamtenmütze mit rotem Rand und Kokarde. Er war mittelgroß, von frischer Gesichtsfarbe; während er nähertrat, glättete er sein schwarzes Schnurrbärtchen, indem er seitwärts auf den Wandteppich blickte und mit einer kaum merklichen Schulterbewegung die Begrüßungen der Offiziere erwiderte.

„Laßt mich auch ein Gläschen mittrinken!“ sagte er und setzte sich an den Tisch. „Sie kommen wohl aus Petersburg, junger Mann?“ fragte er, sich freundlich an Wolodja wendend.

„Ja, ich fahre nach Sewastopol.“

„Haben Sie sich selbst zum Frontdienst gemeldet?“

„Jawohl.“

„Ich begreife nicht, was Sie davon haben, meine Herren!“ fuhr der Kommissionär fort. „Ich wäre meinetwegen bereit, zu Fuß nach Petersburg zu laufen, wenn man mich nur von hier fortließe! Weiß der Himmel! ich habe dieses Hundeleben gründlich satt.“

„Worüber haben Sie sich zu beklagen?“ entgegnete Koselzow der Ältere. „Als ob Sie hier kein gutes Leben führten!“

Der Kommissionär warf ihm einen Blick zu und wandte sich ab.

„Diese Gefahren, diese Entbehrungen; nichts kann man hier bekommen,“ klagte der Kommissionär, sich an Wolodja wendend.

„Was Sie nur davon haben! wirklich, ich begreife Sie nicht, meine Herren! Wenn Sie wenigstens irgendwelche Vorteile



davon hätten — , aber so, mir nichts dir nichts . . . Ist es ein Vergnügen, sich in Ihren Jahren fürs ganze Leben zum Krüppel schlagen zu lassen?“

„Dem einen ist sein Dienst ein Geschäft, dem anderen — eine Ehre,“ mischte sich Koselzow der Ältere, voller Unwillen, ins Gespräch.

„Große Ehre das, wenn man nichts zu beißen und zu brechen hat,“ rief der Kommissionär verächtlich lachend und sah dabei den Trainoffizier an, der gleichfalls zu lachen begann. „Leg' doch bitte die Platte mit der „Lucia“ auf, ich liebe sie, wir wollen mal ein bißchen Musik hören,“ sagte er und zeigte auf eine Spieldose. —

„Ist er ein guter Mensch, dieser Wassilij Michailytich?“ fragte Wolodja seinen Bruder, als sie die Laube bereits in der Dämmerung verließen und nach Sewastopol weiterfuhren.

„Na es geht; nur ein schrecklicher Geizhals ist er! Er bekommt monatlich mindestens dreihundert Rubel und lebt dabei wie ein Schwein, du hast es ja gesehen. Aber dieser Kommissionär ist ein Ekel, paß auf, ich werde ihn noch mal kurz und klein schlagen. Dieser Schuft hat sich beim türkischen Feldzuge ein Vermögen von 12 000 Rubeln gemacht . . .“ und Koselzow begann ausführlich über die Korruptions- und Wucherwirtschaft zu sprechen, — freilich um die Wahrheit zu sagen — nicht ohne jene besondere Erbitterung eines Menschen, der den Wucher nicht deshalb verdammt, weil er an und für sich ein Ubel ist, sondern weil er sich darüber ärgert, daß es Menschen gibt, die daraus Nutzen ziehen.

10

**W**olodja war nicht gerade in einer mutlosen Stimmung, als sie sich bei Anbruch der Nacht der großen Brücke näherten, die über die Bucht führte; doch er fühlte, wie ihm das

Herz schwer wurde. Alles, was er hier gesehen und gehört hatte, bildete einen gar zu krassen Gegensatz zu jenen Eindrücken, die er erst kürzlich in sich aufgenommen hatte: der helle große Parkettsaal, in dem die Abgangsprüfung stattgefunden hatte; die fröhlichen, lieben Stimmen und das Lachen der Kameraden; der neue Uniformrock; der geliebte Zar, dessen Anblick ihm während der sieben Jahre vertraut geworden war und der beim Abschied von den jungen Offizieren sie mit Tränen in den Augen, seine „Kinder“ genannt hatte —, wie wenig glich alles, was er nun zu sehen bekam, seinen herrlichen, rosigen, hochfliegenden Phantasien.

„So, da wären wir also!“ sagte der ältere Bruder, als sie in der Nähe der Michailowschen Batterie aus dem Wagen stiegen. Wenn man uns über die Brücke läßt, gehen wir sofort in die Nikolai-Kaserne. Du bleibst bis morgen früh dort, und ich suche das Regiment auf, um zu erfahren, wo deine Batterie steht, und morgen hole ich dich ab.“

„Warum denn? Gehen wir doch lieber zusammen,“ meinte Wolodja. „Ich gehe mit dir auf die Bastion. Jetzt ist es doch schon ganz gleich: ich muß mich daran gewöhnen. Wenn du hingehst, kann ich auch mitgehen.“

„Besser ist's, du gehst nicht mit.“

„Nein, bitte; so werde ich wenigstens wissen, wie...“

„Ich rate dir davon ab, aber wenn du durchaus willst...“

Der Himmel war wolkenlos und dunkel; die Sterne und die rasilos aufblitzenden Feuer der Bomben und Schüsse leuchteten grell in der Finsternis auf. Das große weiße Gebäude der Batterie und der Brückenkopf hoben sich scharf vom dunklen Hintergrunde ab. Buchstäblich jede Sekunde wurde die Luft, immer lauter und vernehmlicher, von mehreren Geschützsalven und Explosionen erschüttert, die teils gleichzeitig, teils schnell nach

einander erfolgten. Durch dieses Getöse hindurch war wie eine Begleitmusik das düstere Grollen der See zu vernehmen. Von der Bucht her strich eine Brise und stieg ein feuchter Geruch auf. Die Brüder betraten die Brücke. Ein Landwehrman fällte plump das Gewehr und rief:

„Wer da?“

„Soldaten.“

„Der Übergang ist verboten!“

„Wie das? Wir müssen hier durch.“

„Wenden Sie sich an den Offizier.“

Der Offizier, der schlummernd auf einem Anker saß, richtete sich auf und befahl, die Passage freizugeben.

„Hin dürft ihr, zurück nicht. — Nicht alle auf einmal!“ schrie er den Regimentsführern zu, die mit Schanzkörben hoch beladen sich vor der Brückeneinfahrt angesammelt hatten.

Auf dem ersten Ponton stießen die Brüder auf Soldaten, die laut sprechend von drüben gekommen waren.

„Wenn er seine Equipierungsgelder bekommen hat, kann er keine Ansprüche mehr erheben . . .“

„Ach, Brüder!“ sagte eine andere Stimme. „Sobald man die Nordseite glücklich hinter sich hat, atmet man auf, — schon die Luft hier ist ganz anders.“

„Du hast gut reden!“ meinte der erste. „Neulich kam eine verdammte Bombe bis hierher geflogen und hat zwei Matrosen die Beine abgerissen . . .“

Die Brüder hatten den ersten Ponton überschritten und blieben, ihren Wagen erwartend, auf dem zweiten stehen, der teilweise von Wasser überschwemmt war. Der Wind, der auf dem Festlande schwach zu sein schien, brauste hier in sehr heftigen Stößen; die Brücke schwankte hin und her, und die Wogen überfluteten die Planken, mit starkem Anprall gegen die Balken schla-

gend und sich an den Ankern und Tauen brechend. Rechts toste und dunkelte, neblig und feindselig, das Meer, dessen endlose schwarze Ebene sich messerscharf gegen den hellgrau schimmernden Sternenhorizont abhob, weit in der Ferne blinkten die Lichter der feindlichen Flotte; links ragte das finstere Massiv eines unserer Schiffe empor, dessen Bord von Wellen gepeitscht wurde. Ein Dampfer kam schäumend und flink von der Nordseite herangeschossen; der Feuerstrahl einer in seiner Nähe platzenden Bombe beleuchtete jäh die auf seinem Deck aufgestapelten Schanzkörbe, zwei daraufstehende Menschen, den weißen Gisch und die Spritzer der vom Dampfer zerschnittenen grünlichen Wellen. Auf der Brückenkante saß, mit den Beinen im Wasser, ein Mann im bloßen Hemd und hämmerte am Ponton. Drüben, über Sewastopol, schwebten dieselben Feuergarben, immer lauter drang das schauerliche Getön von dort herüber. Eine heranflutende Woge ergoß sich über die rechte Seite der Brücke und nähte Wolodjas Füße; zwei Soldaten wateten an ihm vorbei, mit den Füßen im Wasser planschend. Ein Krach ertönte, und der vordere Teil der Brücke, eine die Brücke passierende Fuhrer und ein Reiter wurden grell beleuchtet — Bombensplitter klatschten ins Wasser und wirbelten pfeifend Wellenspritzer empor.

„Ah! Michailo Semjonytich!“ rief der Reiter und machte vor dem älteren Koselzow halt. „Sind Sie schon wieder ganz gesund?“

„Wie Sie sehen! — Wohin geht die Fahrt?“

„Auf die Nordseite, Patronen holen: ich vertrete nämlich jetzt den Regimentsadjutanten . . . Wir erwarten stündlich einen Sturmangriff . . . und die vorschriftsmäßigen fünfzehn Patronen in den Ranzen fehlen. Famoser Orders sind das!“

„Wo steckt Marzow?“

„Ihm ist gestern ein Bein abgerissen worden — — in der

Stadt, während er in seinem Zimmer schlief... Vielleicht treffen Sie ihn noch dort."

„Das Regiment steht auf der 5ten? Stimmt's?"

„Ja, es hat dort das M.-Regiment abgelöst. Gehen Sie nach dem Verbandort; dort finden Sie einige unserer Leute, die Ihnen das Geleit geben können."

„Nun, und mein Quartier in der Seestraße? Ist das unbeschädigt?"

„O wo, mein Lieber! Das ist längst ganz und gar von Bomben zertrümmert... Sie werden Sewastopol nicht mehr wiedererkennen; keine Weibslente mehr, keine Gasthäuser, keine Musik; gestern ist das letzte Vergnügungslokal geschlossen worden. Jetzt ist es entsetzlich trostlos dort. — Leben Sie wohl!"

Und der Offizier trabte davon.

Eine jähe Angst bemächtigte sich Wolodjas: er fürchtete, jede Minute könnte eine Kugel oder ein Bombensplitter geflogen kommen und ihn mitten in den Kopf treffen. Diese feuchte Finsternis, alle diese Töne, besonders das murrende Geplätscher der Wellen, — alles schien ihn zu warnen, ihn zurückhalten zu wollen und ihm zu sagen, daß nichts Gutes seiner warte, daß sein Fuß nimmermehr den Boden jenseits der Bucht wieder betreten werde, daß er schleunigst umkehren und davonlaufen solle, möglichst weit fort von dieser schrecklichen Stätte des Todes. „Aber vielleicht ist es schon zu spät, und mein Schicksal bereits besiegelt," dachte er und erschauerte bei diesem Gedanken, und wohl auch deshalb, weil ihm das kalte Wasser in die Stiefel drang und seine Füße netzte.

Wolodja seufzte tief auf und entfernte sich einige Schritte seitwärts vom Bruder.

„Herrgott! werde ich wirklich fallen, ausgerechnet ich? Herr,

erbarme dich meiner!" sprach er im Flüsterton vor sich hin und bekreuzigte sich.

„Vorwärts, Wolodja!" ermunterte ihn der Bruder, als ihr Fuhrwerk auf der Brücke angelangt war. „Hast du die Bombe gesehen?"

Auf der Brücke begegneten ihnen Wagen mit Verwundeten, mit Schanzkörben, und einer mit Möbeln, den eine Frau führte. Auf der anderen Seite der Bucht wurden sie von keinem Posten behelligt.

Die Brüder wählten ihren Weg instinktiv dicht längs der Wand der Nikolai-Batterie, horchten schweigend auf das Säusen der über ihren Köpfen berstenden Bomben, auf das Heulen der herabhagelnden Bombensplitter, und gelangten auf jenen Platz der Batterie, auf dem ein Heiligenbild stand. Hier erfuhren sie, daß die 5. leichte Batterie, der Wolodja zugeteilt war, in der Korabelnaja-Vorstadt stationiert sei, und beschloßen, trotz der Gefahr, auf der 5. Bastion — dem Standort des älteren Bruders — zu übernachten und sich von dort, am folgenden Tage, nach der Batterie zu begeben. Sie bogen in einen Seitengang ein, stiegen über die Füße schlafender Soldaten hinweg, die längs der ganzen Batteriewand herumlagen, und erreichten endlich den Verbandort.

## 11

Das erste Zimmer, das sie betraten, war mit Prittschen angefüllt, auf denen Verwundete lagen; der ganze Raum war von einem dumpfen, widerlich-abstoßenden Hospitalgeruch geschwängert.

Zwei barmherzige Schwestern kamen ihnen entgegen. Die eine Schwester — eine Frau von fünfzig Jahren mit schwarzen Augen und strengem Gesichtsausdruck — trug Verbandzeug und

Charpie und gab dem ihr folgenden jungen Feldscher Anweisungen; die andere — ein sehr hübsches Mädchen von höchstens zwanzig Jahren — hatte einen blassen zarten Blondkopf, der unter dem weißen Häubchen ganz besonders rührend und hilflos aussah; sie hatte die Hände in die Taschen ihrer Schürze gesteckt und ging gesenkten Blickes neben der älteren, ängstlich bedacht, nicht zurückzubleiben.

Koselzow fragte die Schwestern, ob sie nicht wüßten, wo Marzow, dem gestern ein Bein abgerissen wurde, untergebracht sei.

„Sie meinen den Offizier vom P.-Regiment?“ fragte die Ältere. „Ist es ein Verwandter von Ihnen?“

„Nein, ein Regimentskamerad.“

„Führen Sie die Herren hin,“ sagte sie auf französisch zur jungen Schwester, „dorthin,“ und sie trat selbst mit dem Feldscher an einen Verwundeten heran.

„Komm doch . . . was zauderst du!“ rief Koselzow Wolodja zu, der mit hochgezogenen Brauen und einer seltsamen Leidensmiene unverwandt die Verwundeten anstarrte. „Gehen wir!“

„Wolodja folgte dem Bruder, sah sich jedoch immer wieder um und wiederholte unbewußt:

„Oh, mein Gott! Oh, mein Gott!“

„Der Herr ist wohl noch nicht lange hier?“ fragte die junge Schwester Koselzow und wies auf Wolodja, der ächzend und seufzend im Korridor hinter ihnen herging.

„Soeben erst angekommen.“

Die hübsche Schwester blickte Wolodja an und brach plötzlich in Weinen aus. „Mein Gott, mein Gott! wann wird das alles ein Ende nehmen?“ klagte sie verzweifelt. Sie traten in den Krankensaal der Offiziere. Marzow lag auf dem Rücken, die sehnigen, bis zum Ellbogen entblößten Arme unter dem Kopf ausgestreckt; sein gelbes Gesicht sah aus, als bisse er die Zähne zusammen;

um nicht vor Schmerz laut aufzuschreien. Sein unversehrter, mit einem Strumpfe bekleideter Fuß ragte unter der Decke hervor und man sah, wie er krampfhaft die Zehen hin- und herbewegte.

„Nun, wie fühlen Sie sich?“ fragte die Schwester, hob mit ihren schmalen zarten Fingern — an einem bemerkte Wolodja einen Goldring — Marzows etwas kahlen Kopf in die Höhe und rückte ihm sein Kissen zurecht. „Sie bekommen Besuch von Ihren Kameraden.“

„Natürlich schmerzt es noch immer,“ entgegnete er mürrisch. „Lassen Sie! So ist's gut.“ Die Zehen im Strumpfe zuckten noch heftiger. „Guten Tag! Wie ist Ihr Name? Entschuldigen Sie,“ wandte er sich an Koselzow. — „Ach ja! Sie müssen verzeihen! hier vergißt man alles,“ fuhr er fort, als Koselzow ihm seinen Namen genannt hatte. „Du hast doch mit mir zusammen gewohnt,“ fügte er hinzu, ohne den geringsten Ausdruck von Freude, und blickte Wolodja fragend an.

„Das ist mein Bruder, er ist heute aus Petersburg angekommen.“

„Hm! Und ich hatte mir gerade die volle Pension verdient,“ murrte er stirnrunzelnd. „Ach, wie das schmerzt!... Wenn's doch nur lieber ein schnelles Ende nähme!“

Er zog den Fuß hoch, bewegte die Zehen mit beschleunigter Schnelligkeit und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Wir müssen ihn verlassen,“ flüsterte die Schwester, mit Tränen in den Augen. „Sein Zustand ist sehr ernst.“

Bereits auf der Nordseite hatten die Brüder beschlossen, gemeinsam auf die 5. Bastion zu gehen; als sie jedoch die Nikolai-Batterie verließen, kamen sie überein, sich nicht unnütz der Gefahr auszusetzen und sich einzeln auf den Weg zu machen.

„Wie wirst du dich aber zurechtfinden, Wolodja?“ fragte der Ältere. „Übrigens kann Nikolajew dich nach der Vorstadt Kora-



beljnaja begleiten; ich werde allein gehen und morgen bei dir sein."

Das war alles, was die beiden Brüder bei diesem letzten Abschied zueinander gesprochen hatten.

12

Der Kanonendonner dauerte ungeschwächt fort, doch die Katharinenstraße, auf der Wolodja mit seinem Begleiter, dem schweigsamen Nikolajew, einherschritt, war menschenleer und still. In der Finsternis gewahrte er nur die breite Straße mit den weißen, vielfach zertrümmerten Mauern hoher Häuser und den gepflasterten Weg zu seinen Füßen; ab und zu begegneten ihnen Soldaten und Offiziere. Als er links an der Admiralität vorbeiging, bemerkt er beim Schein eines hinter der Mauer brennenden grellen Feuers die längs des Fußsteigs angepflanzten Akazien mit ihren grünen Pfählen und die kümmerlichen bestäubten Blätter dieser Akazien. Mit eindringlichster Deutlichkeit hörte er seine und Nikolajews Schritte, der schwer atmend hinter ihm herging. Er dachte an nichts Bestimmtes: die hübsche Krankenschwester, Marzows Fuß mit den im Strumpf zuckenden Zehen, die Finsternis, die Bomben und die verschiedenen Bilder des Todes zogen verworren an seinem Geiste vorüber. Seine junge, für alles empfängliche Seele krampfte sich zusammen und litt unsäglich unter dem Bewußtsein seiner Verlassenheit und der allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber seinem Geschick. „Man wird mich töten; ich werde mich quälen und leiden, und niemand wird um mich weinen!“ Und das war alles — statt des von Tapferkeit und Mitgefühl beschwingten Heldenlebens, von dessen Herrlichkeit er geträumt hatte. Näher und näher kamen die platzenden und pfeifenden Bomben, Nikolajew seufzte noch öfter, ohne jedoch sein Schweigen zu brechen. Von der nach der Korabeljnaja=

Vorstadt führenden Brücke aus beobachtete Wolodja, wie etwas, unweit von ihm, pfeifend in die Bucht flog, die violetten Wellen auf eine Sekunde purpurrot aufleuchten ließ, verschwand und plötzlich spritzend emporzischte.

„Sieh mal an, sie ist nicht krepirt,“ ließ sich Nikolajews heifere Stimme vernehmen.

„Ja,“ äußerte Wolodja unvermutet in einem kläglichen winselnden Ton, der ihn selbst befremdete.

Sie begegneten Traghahren mit Verwundeten und immer wieder Regimentsfuhren mit Schanzkörben; irgendein Regiment zog auf der Korabelnaja an ihnen vorbei; Reiter trabten vorüber, darunter ein Offizier mit einem Kosaken. Der Offizier ritt im Trabe, doch als er Wolodja erblickte, zügelte er sein Pferd, sah ihm forschend ins Gesicht, wandte sich dann ab und ritt, mit einer Gerte auf sein Pferd losschlagend, davon. „Ich bin allein, allein; allen ist's völlig einerlei, ob ich da bin oder nicht,“ dachte der arme Jüngling, von Entsetzen gepackt, und war nahe daran, zu weinen.

Hügelan, längs einer hohen weißen Mauer, gelangte Wolodja auf eine Straße voll zertrümmerter Häuschen, die in einemfort von Bombenblitzen erhellt wurden. Ein betrunkenes zerzaustes Weib trat mit einem Matrosen aus dem Pförtchen eines Hauses und stieß auf Wolodja.

... „Jedenfalls, wenn er ein anständiger Mensch gewesen wäre, dann . . .“ brachte sie lallend hervor, — „pardon, Euer Wohlgeboren, Herr Offizier!“

Dem armen Knaben krampfte sich das Herz heftig zusammen; immer häufiger sprühten Blitze am schwarzen Horizont auf und rastlos piffen und krachten die Bomben um ihn herum. Nikolajew seufzte tief auf und begann plötzlich mit einer, wie es Wolodja schien, todeswunden erlöschenden Stimme zu sprechen.

„Und da hat sich Ihr Herr Bruder beeilt, aus dem Gouverne-  
ment fortzukommen. Er konnte nicht schnell genug wieder an  
der Front sein. Als ob's wer weiß wohin ginge! Die wirklich  
geschetten Herrschaften bleiben, auch wenn sie nur ein ganz klein  
wenig verwundet sind, ruhig weiter im Hospital. Da ist's gut,  
besser braucht man's sich gar nicht zu wünschen.“

„Mein Bruder ist aber jetzt wieder ganz gesund,“ warf Wo-  
lodja ein, in der Hoffnung, vielleicht durch ein Gespräch das ent-  
setzliche Gefühl der Beklemmung loszuwerden.

„Gesund! Was ist das für eine Gesundheit, wenn er durch  
und durch krank ist! Die wirklich Gesunden und die Geschetten  
leben in solch einer Zeit im Hospital. Ist's etwa ein Vergnügen  
hier zu sein, wie? Entweder wird einem das Bein oder der Arm  
abgerissen — das kommt davon! Ein Unglück ist schnell da! Da  
braucht man gar nicht erst auf die Bastion zu steigen, — selbst  
hier in der Stadt ist man seines Lebens nicht sicher! Man geht  
seine Straße und betet zu Gott... Sieh nur, die Bestie, wie  
sie an einem vorbeizischt!“ schimpfte Nikolajew und horchte auf  
den Ton eines dicht an ihnen vorbeisauhenden Bombensplitters.  
„Jetzt hab ich den Befehl,“ fuhr er fort, „Euer Wohlgeboren  
zu geleiten. Man weiß ja, wie's uns geht: unsere Sache ist es,  
jedem Befehl zu gehorchen; so habe ich denn unsern Wagen dem  
ersten besten Soldaten überlassen müssen, und das Reisebündel  
war schon aufgeschnürt... Und dann heißt's auf einmal: lauf,  
lauf! und wenn ein Gepäckstück abhanden kommt, dann heißt's  
wieder: Nikolajew, du bist verantwortlich!“

Nach einigen Schritt Weges kamen sie auf einen Platz hin-  
aus. Nikolajew verstummte und seufzte.

„Dort steht Ihre Artillerie, Euer Wohlgeboren,“ erklärte er  
plötzlich. „Fragen Sie den Posten; er wird Ihnen die Stelle  
zeigen.“

Nachdem Wolodja noch einige Schritt weitergegangen war, hörte er nicht mehr das Seufzen Nikolajews hinter sich.

Nun fühlte er sich plötzlich ganz einsam und verlassen. Dieses Bewußtsein der Verlassenheit — angesichts der offenbaren Todesgefahr — legte sich ihm wie ein drückend schwerer kalter Stein aufs Herz. Er blieb inmitten des Platzes stehen, sah sich um, ob jemand ihn bemerkte, faßte sich an den Kopf und sprach wirr vor sich hin: „Gott! bin ich denn wirklich ein Feigling, ein gemeiner, ekelhafter, elender Feigling... Den Tod fürs Vaterland, für den Zaren, für den ich mich noch unlängst mit tausend Freuden geopfert hätte, — sollte ich diesen Tod nicht in Ehren sterben können? Nein! ich bin ein unglückseliges, klägliches Geschöpf!“ Mit einem Gefühl aufrichtiger Verzweiflung und Enttäuschung über sich selbst fragte er den Posten nach dem Quartier des Batteriekommandeurs und trat auf das ihm bezeichnete Haus zu.

13

Die ihm vom Posten bezeichnete Wohnung des Batteriekommandeurs war ein kleines zweistöckiges Häuschen mit einem Zugang vom Hof her. In einem mit Papier verklebten Fenster flackerte schwacher Kerzenschein. Der Bursche saß auf der Außentreppe und rauchte ein Pfeifchen. Er ging hinein, um dem Kommandeur Meldung zu erstatten, und führte Wolodja ins Zimmer; die Einrichtung bestand aus einem mit amtlichen Akten bedeckten Tisch, der zwischen zwei Fenstern unter einem zerbrochenen Spiegel stand, ferner aus einigen Stühlen und einer eisernen Bettstelle mit sauberem Bettzeug und einem kleinen Fußteppich davor.

Neben der Tür stand der Feldwebel — ein hübscher Kerl mit mächtigem Schnauzbart, mit Seitengewehr, in einem Mantel mit einem Kreuz darauf und der Verdienstmedaille, die er für

den ungarischen Feldzug erhalten hatte. In der Mitte des Zimmers ging ein etwa vierzigjähriger Stabsoffizier in einem dünnen, abgetragenen Mantel hin und her; er war nicht groß von Wuchs, seine geschwollene Wange war verbunden.

„Habe die Ehre mich zu melden: Fähnrich Koselzow II, zur 5ten Leichten kommandiert,“ lautete die auswendig gelernte Meldung Wolodjas bei seinem Eintritt ins Zimmer.

Der Batteriekommandeur erwiderte kurz seine Verbeugung und forderte Wolodja auf sich zu setzen, ohne ihm die Hand zu reichen.

Wolodja ließ sich schüchtern auf den Stuhl neben dem Schreibtisch nieder und begann eine ihm zwischen die Finger geratene Schere hin und her zu drehen. Der Kommandeur ging noch immer, mit den Händen auf dem Rücken und mit gesenktem Kopf, schweigend auf und ab, als wollte er sich auf etwas besinnen, wobei er bisweilen auf Wolodjas mit der Schere spielende Hände hinblickte.

Der Batteriekommandeur war ein recht behäbiger kleiner Mann, mit einer ansehnlichen Glatze über dem Scheitel, einem dichten, den Mund verdeckenden Schnauzbart und sympathischen rehbraunen Augen. Er hatte hübsche, gepflegte, etwas weiche Hände und setzte seine kleinen Füße stark nach auswärts, mit einer Selbstsicherheit und einer gewissen Gravität, die darauf schließen ließ, daß der Batteriekommandeur nicht zu den Schüchternen gehörte.

„Ja,“ sagte er und blieb vor dem Feldwebel stehen, „den Gäulen, die die Munition heransühren, wird man von morgen ab einen Garnez Hafer mehr geben müssen, sie sehen furchtbar mager aus. Meinst du nicht auch?“

„Gewiß, Euer Hochwohlgeboren, ein größeres Maß würde nichts schaden! Der Hafer ist jetzt bedeutend billiger geworden,“

antwortete der Feldwebel, indem er die stramm an die Hosennaht gelegten Hände bewegte, die es offenbar gewohnt waren, seine Rede durch Gebärden zu unterstützen. „Unser Proviantmeister Frantschuk hat mir gestern vom Train aus einen Zettel zugeschickt: es sei unbedingt notwendig, neue Achsen anzuschaffen, — wie es heißt, sollen sie dort billig sein. Wie befehlen Euer Hochwohlgeboren!“

„Er soll sie nur kaufen: Geld hat er doch.“ Und der Batteriekommandeur fing wieder an, im Zimmer auf und abzugehen. „Und wo sind Ihre Sachen?“ wandte er sich plötzlich an Wolodja, und blieb vor ihm stehen.

Der arme Wolodja war förmlich von dem Gedanken besessen, daß er ein Feigling sei, und jeder Blick, jedes Wort des Kommandeurs schien ihm nichts als Verachtung gegen ihn, den erbärmlichen Feigling, auszudrücken. Ihm war, als habe der Batteriekommandeur bereits sein Innerstes durchschaut und mache sich nun über ihn lustig. Wolodja antwortete, leicht verwirrt, sein Gepäck befände sich im Grafskaja-Hafen und sein Bruder habe ihm versprochen, es ihm morgen zuzustellen.

Aber der Oberstleutnant wartete nicht, bis er seine Rede beendet hatte, sondern richtete an den Feldwebel die Frage:

„Wo wollen wir den Fähnrich unterbringen?“

„Den Fähnrich?“ sagte der Feldwebel und setzte Wolodja durch einen flüchtigen Blick, mit dem er ihn streifte, vollends in Verlegenheit, denn dieser Blick schien ihm zu sagen: was ist das für ein Fähnrich und lohnt es sich überhaupt, ihn irgendwo unterzubringen? — „Vielleicht unten, Euer Hochwohlgeboren, beim Stabskapitän könnten Seine Wohlgeboren einquartiert werden,“ erklärte der Feldwebel nach kurzer Überlegung. „Der Stabskapitän ist augenblicklich auf der Bastion, so daß seine Bettstelle leer steht.“

„Wird es Ihnen einstweilen so recht sein?“ fragte der Kommandeur. „Sie sind, denke ich, müde; morgen werden wir das besser ordnen.“

Wolodja stand auf und verbeugte sich.

„Wünschen Sie Tee zu trinken?“ fragte der Kommandeur ihn noch, als er bereits an der Tür war. „Man kann den Ssamowar aufstellen.“

Wolodja verbeugte sich dankend und ging hinaus. Der Bursche des Oberstleutnants begleitete ihn nach unten, in ein kahles, schmutziges Zimmer, wo allerhand Gerümpel herumlag und eine eiserne Bettstelle ohne Wäsche und Decke stand. Auf dem Bette schlief jemand in einem hellroten Hemde, mit einem dicken Mantel zugedeckt.

Wolodja hielt ihn für einen Soldaten.

„Pjotr Nikolajewitsch!“ rief der Offiziersbursche und rüttelte den Schläfer an der Schulter. „Hier werden der Fähnrich sich hinlegen . . . Das ist unser Junker,“ bemerkte er zu Wolodja.

„Ach bitte, lassen Sie sich nicht stören!“ sagte Wolodja; aber schon war der Junker — ein stattlicher blonder junger Mann mit einem hübschen, aber ungemein dummen Gesicht — vom Bett aufgesprungen, warf sich den Mantel um und verließ, augenscheinlich noch halb im Schlafe befangen, das Zimmer.

„Schadet nichts; ich lege mich draußen hin,“ sagte er vor sich hinmurmelnd.

Nun war Wolodja allein und seinen Gedanken überlassen; sein erstes Gefühl war ein Schreck vor jenem trostlos zerrütteten Zustande, in dem sein Gemüt sich befand. Einschlafen wollte er, und seine ganze Umgebung, vor allem sich selbst, vergessen. Er löschte die Kerze, streckte sich aufs Lager hin und be-

deckte sich mit seinem Mantel bis über die Ohren, um die Angst vor dem Dunkel los zu werden, die ihn seit Kindesbeinen verfolgte. Plötzlich kam ihm der Gedanke, eine Bombe werde herankommen, das Dach durchschlagen und ihn töten. Er begann aufzuhorchen: unmittelbar über seinem Kopf ließen sich die Schritte des Batteriekommandeurs vernehmen.

„Übrigens, wenn sie auch geflogen kommt,“ überlegte er nun, „so wird sie jedenfalls zuerst die dort oben, und dann mich töten; wenigstens nicht mich allein.“ Diese Erwägung beruhigte ihn einigermaßen und er schickte sich an einzuschlafen. „Wie nun, wenn Sewastopol des Nachts plötzlich besetzt wird und die Franzosen hier eindringen? Womit werde ich mich verteidigen?“ Er sprang vom Bett auf und ging im Zimmer hin und her. Die Furcht vor der wirklichen Gefahr hatte seine geheimnisvolle Angst vor der Finsternis besiegt. Außer einem Sattel und dem Samowar befand sich kein harter Gegenstand im Zimmer. „Ein Schurke bin ich, ein Feigling, ein abscheulicher Feigling!“ mußte er sich eingestehen und wieder überkam ihn das drückende Gefühl der Verachtung, des Widerwillens gegen sich selbst. Er legte sich abermals hin und versuchte, an nichts mehr zu denken. Jedoch die Eindrücke des Tages bemächtigten sich unversehens seiner Einbildungskraft, zumal das unausgesetzte Getöse, das die Scheiben in dem einzigen Fenster erzittern machte, ihn aufs neue an die Gefahr gemahnte: und er träumte halbwach von Blut und von Verwundeten, von Bomben und Sprengstücken, die ins Zimmer fliegen, von der hübschen Schwester, die ihm, dem Sterbenden, einen Verband anlegt und ihn beweint, und endlich von der Mutter, die ihm in der kleinen Kreisstadt das Geleit gegeben und nun mit inbrünstigen Tränen vor einem wunderbar tätigen Heiligenbilde betet, — und wiederum vermochte er keinen Schlaf zu finden.



Mit jäher Klarheit kam ihm der Gedanke an Gott, den Allmächtigen und Gütigen, dem kein Ding unmöglich ist und der sich jedem Gebete gnädig neigt. Er kniete nieder, bekreuzigte sich und faltete die Hände so, wie er als Kind das Beten gelernt hatte. Diese Gebärde rief unverhofft ein längst vergessenes Frohgefühl in ihm wach.

„Wenn ich sterben muß, wenn es nottut, daß ich scheiden muß, so laß es bald geschehen, Herr,“ dachte er, „vollende es bald; wenn es aber der Tapferkeit und des festen Mutes bedarf, deren ich ermangele, so beschere sie mir, erlöse mich von unerträglicher Schmach und Schande und lehre mich, was ich tun soll, auf daß Dein Wille geschehe.“

Seine kindliche, eingeschüchterte, kleinmütige Seele erlangte eine plötzliche Reife, es kam eine Erleuchtung über ihn, und er gewahrte neue unermessliche, lichte Horizonte. Noch mancherlei Gedanken und Empfindungen durchlebte er in der kurzen Zeit, solange jenes Gefühl andauerte. Und bald schlief er ruhig und sorglos ein bei dem fortwährenden Getrach und Gedröhn des Bombardements und dem Zittern der Fensterscheiben.

Großer Gott! Nur Du allein vernahmst und kennst jene schlichten, aber heißen und verzweifelten Klagen der Ratlosigkeit, der dumpfen Reue, jene Bitten um Genesung des Leibes und Erleuchtung der Seele, die von dieser Stätte des Todesgrauens zu Dir aufstiegen, — angefangen vom General, der noch vor einer Sekunde an sein Frühstück dachte und an das Georgskreuz am Bande und nun erschauernd Deine Nähe verspürt, bis zu dem abgehetzten, hungrigen, verlausten Soldaten, der sich auf den nackten Fußboden der Nikolai-Batterie niedergeworfen hat und zu Dir fleht, ihm droben den unbewußt ersehnten Lohn für alle seine Leiden zu gewähren! Ja, Du hast mit unermüdlicher Langmut die Bitten Deiner Kinder erhört und ihnen allüberall den

Engel des Trostes herniedergesandt, der ihnen Geduld, Pflichtgefühl und das Frohgefühl der Hoffnung in die Seele pflanzte.

15

Der ältere Koselzow war auf der Straße einem Soldaten seines Regiments begegnet und hatte sich mit ihm direkt zur 5. Bastion begeben.

„Halten Sie sich dicht an die Mauer, Euer Wohlgeboren!“ empfahl ihm der Soldat.

„Wieso?“

„Es ist gefährlich, Euer Wohlgeboren! Sehn Sie, da fliegt schon eine hinüber,“ sagte der Soldat und horchte auf den pfeifenden Ton einer Kanonenkugel, die auf der anderen Seite der Straße in den harten Boden einschlug.

Koselzow schritt, ohne den Rat des Soldaten zu befolgen, unbekümmert in der Mitte der Straße weiter.

Es waren dieselben Straßen, dasselbe jetzt noch häufigere Feuern und Getöse, das Stöhnen, die Begegnungen mit Verwundeten, dieselben Batterien, Brustwehren und Laufgräben wie im Frühjahr, da er in Sewastopol gewesen; das alles bot indessen jetzt einen weit traurigeren und zugleich markanteren Anblick dar: es gab noch mehr zerschossene Häuser, es war kein Licht mehr in den Fenstern sichtbar, mit Ausnahme des Hospitals im Kuschtschinschen Hause; keine einzige Frau begegnete einem auf der Straße; alles trug nicht mehr den früheren Charakter des Gewohnten und Sorglosen, sondern den Stempel einer dumpfen Erwartung und Erschlaffung.

Doch da ist schon der letzte Laufgraben, da erschallt auch schon die Stimme eines Soldaten vom P.-Regiment, der seinen alten Hauptmann erkennt, und dort steht das dritte Bataillon in der Dunkelheit, dicht an die Wand gedrückt, zuweilen blitzartig durch

Schüsse beleuchtet, und man hört gedämpftes Murmeln und das Klirren der Gewehre.

„Wo ist der Regimentskommandeur?“ fragte Koselzow.

„Im Blendwerk, bei den Seeleuten, Euer Wohlgeboren,“ lautete die Auskunft eines dienstfertigen Soldaten. „Erlauben Sie, ich werde Sie hinführen.“

Durch ein Gewirr von Laufgräben geleitete der Soldat Koselzow zu einem kleinen Graben. Dort saß ein pfeiferauchender Matrose; hinter ihm war eine Tür sichtbar, durch deren Spalt Licht hindurchschimmerte.

„Kann ich eintreten?“

„Ich melde Sie sogleich,“ und der Matrose verschwand hinter der Tür.

Zwei Stimmen ließen sich von dorthier vernehmen. „Wenn Preußen seine Neutralität weiterhin bewahrt,“ erklärte die eine Stimme, „so tut Osterreich das gleiche.“

„Ach was, Osterreich,“ meinte der andere, — „wenn die slawischen Länder . . . Bitte ihn, näher zu treten!“

Koselzow war noch niemals in diesem Blendwerk gewesen. Seine luxuriöse Einrichtung setzte ihn in Erstaunen. Der Fußboden war getäfelt, ein Wandschirm verdeckte die Tür. An den Wänden standen zwei Betten, in der Ecke ein großes Muttergottesbild mit Goldbeschlag, davor ein rosafarbenes Lämpchen brannte. Auf dem einem Bett schlief ein Marineoffizier, vollständig angekleidet; auf dem andern saßen der neue Regimentskommandeur und sein Adjutant im Gespräch vor einem Tisch mit zwei halbgeleerten Flaschen Wein. Obwohl Koselzow keineswegs feige war und sich weder der Regierung, noch dem Regimentskommandeur gegenüber schuldig fühlte, empfand er doch in diesem Augenblick ein leichtes Zagen, und seine Halsadern bebten, als er den Obersten, seinen einstigen Kameraden, vor sich

sah: denn dieser Oberst hatte sich mit solchem Stolz erhoben, um seine Meldung entgegen zu nehmen. Auch der danebensitzende Adjutant verwirrte ihn durch seinen Blick und seine Pose, die zu sagen schienen: „Ich bin nur der Gefährte Ihres Regimentskommandeurs. Ihre Meldung gilt nicht mir, und ich kann und mag daher von Ihnen keinerlei Ehrerbietung verlangen.“

„Seltsam — dachte Koselzow, während er seinen Kommandeur ansah — es ist erst sieben Wochen her, daß er das Regiment übernommen hat, und schon kommt in seiner ganzen Umgebung, in seiner Kleidung, seinem würdevollen Benehmen und in seinem Blick die Machtstellung eines Regimentskommandeurs zum Ausdruck — eine Macht, die nicht so sehr mit seinem Alter und Rang oder seinen militärischen Verdiensten zusammenhängt, als auf seinem Reichtum beruht. Ist es denn wirklich solange her, daß dieser Batrischtschew mit uns zusammen gezecht, wochenlang ein Waschhemd aus Kattun getragen und ewig Hackfleisch und Quarkklöße gegessen hat, ohne je Gäste zu sich einzuladen? Und jetzt — präsentiert er sein feines steifes Hemd unter dem breitärmeligen Tuchrock; in der Hand eine 10 Rubel-Zigarre, auf dem Tisch einen Lafite zu 6 Rubel die Flasche — alles das zu phantastischen Preisen vom Quartiermeister in Ssimferopol eingekauft — und in seinem Blick jener kalte Dünkel des Geldaristokraten, der dir gleichsam zu verstehen gibt: Obzwar ich dein Kamerad bin — denn ich bin ein Regimentsoberst von der neuen Schule — tätest du gut, nicht zu vergessen, daß du ein Gehalt von 60 Rubeln nebst einem Drittel Zulage hast, während durch meine Hände Zehntausende von Rubeln gehen, und glaube mir, ich weiß, daß du die Hälfte deines Lebens hergeben würdest, nur um an meiner Stelle zu sein.“

„Sie haben eine ziemlich lange Zeit zu Ihrer Kur gebraucht,“ sagte der Oberst zu Koselzow, ihn kühl anblickend.

„Ich bin krank gewesen, Herr Oberst! Auch jetzt noch ist die Wunde nicht ganz geheilt.“

„Dann haben Sie sich unnützerweise beeilt,“ äußerte der Oberst, die kräftige Figur Koselzows mißtrauisch musternd. „Sie können aber doch Dienst tun?“

„Gewiß, das kann ich.“

„Freut mich sehr. So übernehmen Sie die 9. Kompanie vom Fähnrich Saizew – Ihre frühere; Sie erhalten sofort Ihre Ordre.“

„Zu Befehl.“

„Haben Sie die Güte, wenn Sie dorthin gehen, mir den Regimentsadjutanten herzuschicken,“ schloß der Kommandeur und gab durch eine leichte Verbeugung zu verstehen, daß die Audienz zu Ende sei.

Aus dem Blendwerk kommend, knurrte Koselzow etwas vor sich hin und zuckte mit den Achseln, als belästige ihn ein schmerzliches, peinliches und verdrießliches Gefühl: er ärgerte sich nicht etwa über den Regimentskommandeur (warum auch?), sondern er war mit sich selbst und mit seiner ganzen Umwelt unzufrieden. Die Disziplin und ihre Bedingung – die Subordination – ist, wie jedes gesetzlich geregelte Verhältnis, nur dann angenehm, wenn sie, außer auf der beiderseits anerkannten Notwendigkeit, auf der dem Vorgesetzten von dem Untergebenen zugestandenen größeren Erfahrung, den militärischen Verdiensten oder sogar einfach auf der moralischen Überlegenheit beruht; wenn aber die Disziplin – wie bei uns so häufig – Sache des Zufalls oder der Geldverhältnisse ist, so entartet sie einerseits immer in Wichtigtuerei, andererseits in versteckten Neid und Arger, und statt eine zweckdienliche Konsolidierung der Massen herbeizuführen, übt sie gerade die entgegengesetzte Wirkung aus. Ein Mensch, der nicht die Kraft in sich fühlt, durch seinen inneren

Wert dem anderen Achtung einzulößen, sucht instinktiv eine Annäherung an seine Untergebenen zu vermeiden und versucht durch eine äußerlich zur Schau getragene Großtuerei sich die Kritik vom Leibe zu halten. Die Untergebenen, die nur diese äußere, sie kränkende Seite der Sache zu sehen bekommen, sind infolgedessen (meist mit Unrecht) der Meinung, daß dahinter überhaupt nichts Gutes verborgen sei.

16

Bevor Koselzow seine Offiziere aufsuchte, machte er sich auf, seine Kompanie zu begrüßen und sich zu vergewissern, wo sie stand. Die aus Schanzkörben errichteten Brustwehren, die Sappen, die Kanonen, an denen er vorbei mußte, sogar die Sprengstücke, über die er unterwegs stolperte, das alles, durch das unaufhörliche Feuer der Schüsse erhellt, war ihm wohlbekannt; es hatte sich vor drei Monaten während der zwei Wochen, die er ununterbrochen auf der Bastion zugebracht hatte, seinem Gedächtnis lebhaft eingepägt. Obwohl diese Erinnerung viel Schreckliches barg, war sie doch von einem gewissen Reiz der Vergangenheit verklärt, und nicht ohne Befriedigung sah er die ihm vertrauten Orte und Gegenstände wieder, als seien jene zwei hier verlebten Wochen ein angenehmer Aufenthalt gewesen. Seine Kompanie lag am Bollwerk der 6. Bastion.

Koselzow trat in ein langes, vom Eingang her vollständig offenes Blendwerk, wo, wie man ihm gesagt hatte, seine 9. Kompanie stehe. Im ganzen Blendwerk war buchstäblich kein Fußbreit Platz: es war bis zum Eingang von Soldaten überfüllt. Auf der einen Seite flimmerte ein schiefes Talglicht, das von einem liegenden Soldaten gehalten wurde; bei dem Schein dieser Kerze buchstabierte ein anderer Soldat aus einem Buche etwas vor. Im Dunstkreis des Lichtes, im dumpfen Halbdunkel

des Blendwerks gewahrte man erhobene Köpfe, die gierig dem Vorleser lauschten. Das Buch war eine Fibel. Koselzow hörte folgende Worte vorlesen:

„Gebet — nach — Schluß — der — U — bung: Ich danke Dir, Schöpfer ...“

„Putz doch das Licht!“ rief eine Stimme. „Ein prächtiges Buch!“ — „Gott ... ist ...“ fuhr der Vorleser fort.

Als Koselzow nach dem Feldwebel fragte, verstummte der Vorleser, die Soldaten gerieten in Bewegung, begannen zu hüsteln und sich zu schneuzen, wie das so immer nach einem gespannten Schweigen zu geschehen pflegt; der Feldwebel erhob sich von seinem Platz in der Nähe des Vorlesers, knöpfte sich den Rock zu und schritt über die Füße der gedrängt nebeneinander lagernden Soldaten auf den Offizier zu.

„Grüß Gott, Bruder. Wie? gehören die alle zu unsrer Kompanie?“

„Grüß Gott! Willkommen, Euer Wohlgeboren!“ rief der Feldwebel und sah dabei Koselzow froh und freundlich an. „Sind Sie wieder gesund, Euer Wohlgeboren? Nun, Gottlob! Es war langweilig ohne Sie.“

Man sah es sofort, daß Koselzow bei seinen Leuten beliebt war.

In der Tiefe des Blendwerks ließen sich Stimmen vernehmen: „Der frühere Hauptmann ist angekommen ... der verwundet war ... Koselzow ... Michail Ssemjonysch ... der Oberleutnant ...“ und dergl. Einige Soldaten kamen sogar auf ihn zu, der Trommler begrüßte ihn.

„Guten Tag, Obantschuk!“ sagte Koselzow. „Bist du gesund? — Grüß Euch Gott, Kinder,“ rief er dann mit erhobener Stimme.

„Grüß Gott!“ erdröhnte es von allen Seiten des Blendwerks.

„Wie geht es Euch, Kinder?“

„Schlecht, Euer Wohlgeboren; der Franzose setzt uns hart zu, er feuert mordsmäßig aus seinen Schanzen . . . das gibt uns den Rest; ins offene Feld wagt er sich nicht hinaus!“

„Vielleicht gibt's Gott zu meinem Glücke, daß sie auch ins offene Feld ausrücken, Kinder!“ erwiderte Koselzow. „Ich bin ja nicht das erstemal mit Euch zusammen: wir werden sie wieder verhauen!“

„Stehen gern zu Diensten, Euer Wohlgeboren!“ antworteten einige Stimmen.

„Unser Hauptmann ist wirklich tapfer,“ meinte einer.

„Ungeheuer tapfer!“ bestätigte der Trommler, zwar nicht laut, doch so, daß es zu hören war, wobei er sich an einen anderen Soldaten wandte, als wollte er vor ihm die Worte des Kompaniechefs rechtfertigen und ihn überzeugen, daß darin nichts Brählerisches und Unwahrscheinliches enthalten wäre.

Nach seinem Besuch bei den Mannschaften begab sich Koselzow in die Kaserne zu seinen Offizieren.

## 17

In dem großen Zimmer der Kaserne befand sich eine Unmenge von Flotten-, Artillerie- und Infanterieoffizieren. Die einen schliefen; andere unterhielten sich, auf einem Kasten und der Lafette einer Festungskanone sitzend; die dritte, größte und am lautesten lärmende Gruppe hatte sich hinter dem Gewölbe auf dem Fußboden auf zwei ausgebreiteten Filzmänteln gelagert, trank Porter und spielte Karten.

„Ah! Koselzow! Koselzow! gut, daß du wieder da bist! Brav von dir! . . . Was macht die Wunde?“ erscholl es von verschiedenen Seiten. Auch hier konnte man sofort merken, daß man ihn liebte und sich über seine Ankunft freute.

Koselzow drückte seinen Bekannten die Hände und gesellte sich zu der lärmenden Gruppe der Karten spielenden Offiziere,



unter denen sich die meisten seiner Kameraden befanden. Ein hübscher hagerer brünetter Offizier hielt soeben die Bank; unter seiner langen spitzen Nase wuchs ihm ein mächtiger Schnurrbart, der bis zur Mitte der Wangen reichte und seitwärts abstand; an einem seiner weißen wohlgeformten Finger saß ein großer goldner Siegelring. Beim Bankhalten zeigte er sich sehr hastig und nahm es nicht sehr genau; er war offenbar durch irgendwas erregt und bemühte sich, nachlässig zu scheinen. Rechts neben ihm lag, auf die Ellbogen gestützt, ein grauhaariger Major, der bereits stark bezechet war und mit erkünstelter Kaltblütigkeit je einen halben Rubel pointierte und immer gleich bezahlte. Links kauerte ein junger Offizier, dessen Gesicht erhitzt und rot war und der gezwungen lächelte und scherzte. Wenn man seine Karten schlug, wühlte er fortwährend mit der einen Hand in der leeren Tasche seiner Pluderhosen und spielte mit einer großen Spielmarke; er spielte augenscheinlich nicht um bares Geld, was den hübschen brünetten Offizier beunruhigte. Ein magerer, blasser, bartloser Offizier mit einer Glaze, einer riesigen Nase und bösem Munde ging im Zimmer umher, hielt ein großes Bündel Banknoten in der Hand, machte immerfort Einsätze in Bargeld und gewann regelmäßig.

Koselzow trank einen Schnaps und setzte sich zu den Spielern.

„Michail Ssemjonjtsch, pointieren Sie mal!“ rief der Bankhalter. „Sie haben sicher viel Geld mitgebracht!“

„Woher soll ich Geld haben! Im Gegenteil, ich habe meine letzten Groschen in der Stadt ausgegeben!“

„Wirklich? Na ich denke, Sie haben bestimmt jemand in Ssimferopol bluten lassen.“

„Wahrhaftig, wenig genug,“ entgegnete Koselzow, doch er wollte scheinbar nicht, daß man ihm Glauben schenke, knöpfte seinen Mantel auf und nahm die alten Karten in die Hand.

„Man kann's ja riskieren, mag der Teufel sein Spiel treiben, man weiß ja nie, wie's kommt. Ich muß mir nur noch Mut antrinken!“

Und nach kurzer Zeit, nachdem er noch drei Schnäpse und mehrere Glas Porter getrunken hatte, ließ er sich bereits ganz von der Stimmung der Gesellschaft mitreißen, das heißt, er versank in einen Taumel der Vergessenheit und verspielte seine letzten drei Rubel.

Der kleine schwitzende Offizier hatte mittlerweile 150 Rubel verspielt.

„Nein, ich habe heute Pech,“ ächzte er und schickte sich an, auf eine neue Karte zu setzen.

„Bitte, begleichen Sie erst Ihre Schuld,“ erklärte der Bankhalter, hielt einen Augenblick inne und blickte ihn scharf an.

„Gestatten Sie, daß ich sie morgen begleiche,“ entschuldigte sich der kleine Offizier, indem er aufstand und heftig in seiner leeren Tasche wühlte.

„Hm!“ brummte der Bankhalter und taillierte, wütend die Karten nach rechts und links schleudernd, zum letztenmal. „So geht das aber nicht!“ sagte er und warf die Karten hin. „Ich passe! Das geht nicht, Sachar Iwanjtsch,“ fügte er hinzu, „wir haben um bar Geld gespielt, nicht auf Borg.“

„Wieso, trauen Sie mir etwa nicht? Das ist doch aber merkwürdig!“

„Wer wird für Sie aufkommen?“ knurrte der Major, der inzwischen schon stark angetrunken war und ungefähr acht Rubel gewonnen hatte. „Ich habe bereits über zwanzig Rubel angelegt und kann jetzt nicht einmal meinen Gewinn einkassieren!“

„Wie soll ich denn auszahlen,“ ereiferte sich der Bankhalter, „wenn kein Geld auf dem Tisch ist?“

„Ich will nichts von ihm wissen!“ schrie der Major und er-

hob sich. „Ich spiele mit Ihnen, d. h. mit ehrlichen Leuten, und nicht mit ihm!“

Der schwitzende Offizier geriet in Zorn.

„Ich sag's Ihnen doch, daß ich morgen bezahlen werde: wie unterstehen Sie sich, mir Grobheiten zu sagen?“

„Ich sage, was ich will! So handeln keine Ehrenmänner — und damit basta!“ schrie der Major.

„Genug, genug, Fjodor Fjodorjtsch!“ mischten sich plötzlich alle in den Streit und redeten auf den Major ein.

Doch der Major hatte offenbar nur auf diese allseitigen Beschwichtigungsversuche gewartet, um seiner Wut endgültig die Zügel schießen zu lassen. Er sprang plötzlich auf und ging schwankenden Schrittes auf den kleinen Offizier zu.

„Ich — sage Grobheiten? Wer ist hier der Ältere? zwanzig Jahre diene ich meinem Kaiser. — Grobheiten? Ach du, Milchbart du!“ rief er beinahe winselnd und berauschte sich immer mehr am Klang seiner Stimme.

Doch lassen wir nun schnell über dieser tiefbedauerlichen Szene den Vorhang fallen. Morgen oder vielleicht schon heute wird jeder dieser Männer froh und kühn dem Tode die Stirn bieten und festen ruhigen Mutes sterben; der einzige Trost in solchen, die grausamste Phantasie übertreffenden, menschenunwürdigen Lebensverhältnissen, aus denen es kein Entrinnen gibt —, der einzige Trost ist eben Vergessenheit, Ertötung des Bewußtseins. Im Grunde einer jeden Seele schlummert jener edle Funke, der aus ihm einen Helden zu machen vermag; allein dieser Funke wird es bald müde, immer lichterloh zu brennen — doch wenn die Schicksalsstunde schlägt, lodert er zur Flamme empor und wird der leuchtende Zeuge gewaltiger Taten.

Tags darauf dauerte das Bombardement mit unverminderter Stärke an. Um 11 Uhr morgens saß Wolodja Koselzow im Kreise einiger Batterieoffiziere; er hatte bereits Zeit gehabt, sich an sie zu gewöhnen, betrachtete aufmerksam all die neuen Gesichter, beobachtete, fragte sie aus und erzählte selbst. Das schlichte Gespräch der Artillerieoffiziere, dessen gelehrter Charakter nur ein wenig betont war, flößte ihm Achtung ein und gefiel ihm sehr gut. Das schüchterne, knabenhafte und hübsche Äußere Wolodjas machte ihm die Offiziere geneigt. Der Älteste in der Batterie, ein Hauptmann, war nicht groß von Wuchs und hatte rötliches Haar mit einem kleinen Schopf und an den Schläfen glatt gekämmt; er war in den alten Traditionen der Artillerie erzogen, ein galanter Kavaliere und liebte es, den gelehrten Militär zu spielen. Der Hauptmann fragte Wolodja nach seinen artilleristischen Kenntnissen und nach neuen Erfindungen aus, machte gutmütige Scherze über seine Jugend und sein hübsches Gesichtchen und verhielt sich überhaupt zu ihm, wie ein Vater zu seinem Sohne, was Wolodja sehr angenehm war. Der junge Sekondeleutnant Djadenko, ein Ukrainer, was sich besonders in seiner Aussprache des „o“ kundtat, mit wild zerzausten Haaren und in zerrissenem Mantel, sprach zwar sehr laut, suchte fortwährend nach einem Vorwand zu einem erbitterten Wortstreit und gestikulirte heftig; dennoch fand Wolodja Wohlgefallen an ihm, denn er fühlte unter dieser groben äußeren Hülle den prächtigen gütigen Menschen heraus. Djadenko bot Wolodja unermüdlich seine Dienste an und versuchte ihm zu beweisen, daß sämtliche Geschütze in Sewastopol regelwidrig aufgestellt seien. Nur einer mißfiel Wolodja, nämlich der Oberleutnant Tschernowitzkij, der immer seine Brauen hochzog, sich noch höflicher benahm als all

die übrigen, einen ziemlich sauberen, zwar nicht neuen, aber sorgfältig geflickten Rock trug und eine goldene Uhrkette auf seiner Atlasweste sehen ließ. Er erkundigte sich bei Wolodja wiederholt nach dem Befinden des Zaren und des Kriegsministers, berichtete mit gekünstelter Begeisterung von den Heldentaten vor Sewastopol, bedauerte, daß es so wenig wahrhafter Patrioten gäbe und daß vielerlei törichte Anordnungen getroffen würden, und bekundete viel Wissen, Verstand und edle Gefühle; doch alles dies berührte Wolodja aus irgendeinem Grunde unangenehm und unnatürlich. Vor allem aber hatte er die Beobachtung gemacht, daß die übrigen Offiziere sich fast gar nicht mit Tschernowitzkij unterhielten. Der Junker Wlang, den er abends geweckt hatte, war ebenfalls da: er sprach kein Wort, saß bescheiden in einem Winkel, lachte, wenn es etwas zum Lachen gab, fiel nur hilfsbereit ein, wenn jemand sich auf etwas nicht besinnen konnte, befahl Wodka zu reichen und drehte Zigaretten für alle Offiziere. Mochte nun das bescheidene höfliche Wesen Wolodjas, der mit ihm wie mit einem Offizier umging und ihn nicht wie einen dummen Jungen durchhechelte, oder aber Wolodjas angenehmes Äußere den Junker Wlanga fesseln („Wlanga“ — so nannten ihn die Soldaten, die seinen Familiennamen kurioserweise als Femininum deklinierten), — kurzum, der Junker wendete seine gutmütigen, großen, einfältigen Augen nicht eine Minute vom Gesicht des neuen Offiziers ab, versuchte all seine Wünsche zu erraten und ihnen zuvorzukommen, und befand sich die ganze Zeit über in einer Art von Liebesextase, die, natürlich, von den Offizieren bemerkt und ins Lächerliche gezogen wurde.

Vor dem Mittagessen wurde ein Stabskapitän von der Bastion abgelöst, der sich nun zu ihrem Kreise gesellte. Stabskapitän Kraut war ein blonder, hübscher, flotter Offizier, mit einem stattlichen rötlich-blonden Schnurrbart und Backenbart;

er sprach ein vorzügliches Russisch, so korrekt und hübsch, wie es der geborene Russe nicht zu sprechen pflegt. Im Dienst und im Leben war er genau so untadelig, wie in seiner Redeweise: sein Dienstfeifer war musterhaft, er war ein ausgezeichnetes Kamerad, unbedingt zuverlässig in Geldangelegenheiten; doch in rein-menschlicher Hinsicht ließ er — eben weil alles so makellos an ihm war — etwas zu wünschen übrig. Wie alle Deutsch-russen war er — in merkwürdigem Gegensatz zu den idealen „deutschen“ Deutschen — im höchsten Grade praktisch.

„Da kommt unser Held!“ rief der Hauptmann, als Kraut, die Arme schwenkend, mit klirrenden Sporen ins Zimmer trat. „Wünschen Sie Tee oder Wodka, Friedrich Christiantysch?“

„Ich habe mir bereits den Ssamowar aufsetzen lassen,“ erwiderte er, „was mich jedoch nicht hindern soll, vorerst ein Schlüßchen Schnaps als Seelenlabung zu genehmigen. — Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen. Seien Sie uns herzlich willkommen,“ wandte er sich an Wolodja, der aufstand und sich verbeugte. . . „Stabskapitän Kraut. . . Der Feuerwerker hat mir auf der Bastion gemeldet, daß Sie schon gestern eingetroffen seien.“

„Ich danke Ihnen sehr für Ihr Bett, ich habe die Nacht darin geschlafen.“

„Hoffentlich ungestört? Ein Fuß des Bettes ist nämlich gebrochen, und jetzt während des Belagerungszustandes hat niemand Zeit, ihn auszubessern, — man muß immer was drunter legen.“

„Nun, wie war's, ist Ihr Tagesdienst glücklich verlaufen?“ fragte Djadenko.

„Es gab nichts besonderes; nur Skworzow hat was abbekommen, und eine Lafette ist gestern repariert worden: das Gestell war in tausend Stücke zerschossen.“



Er erhob sich von seinem Platz und begann auf und ab zu gehen. Man sah, daß er ganz von dem angenehmen Gefühl eines Menschen erfüllt war, der soeben der Gefahr entronnen ist.

„Na wie geht's, Dmitrij Sawrilytsch?“ sagte er zum Hauptmann und klopfte ihm auf's Knie. „Ist noch nichts von Ihrer Beförderung zu hören?“

„Sie ist noch nicht heraus.“

„Und sie wird auch gar nicht herauskommen,“ mischte sich Djadenko ins Gespräch. „Ich habe Ihnen das schon früher klar gemacht.“

„Wieso nicht?“

„Weil Sie Ihren Bericht nicht so, wie sich's gehört, abgefaßt haben.“

„Ach Sie Krakeeler!“ schalt Kraut, vergnügt lächelnd. „Sie sind doch der richtige rechthaberische Kleinrusse! Passen Sie auf, Ihnen zum Trost werden Sie nun gerade zum Oberleutnant befördert!“

„Nein, das kann nicht sein.“

„Wlang! bitte bringen Sie mir meine Pfeife und stopfen Sie sie mir!“ rief er dem Junker zu, der sich sogleich bereitwillig entfernte, um das Gewünschte zu holen.

Kraut hatte auf alle belebend gewirkt; er erzählte vom Bombardement, fragte, was in seiner Abwesenheit geschehen sei, und unterhielt sich mit jedem.

19

„Nun, haben Sie sich schon in Ihren Dienst eingelebt?“ fragte Stabskapitän Kraut Wolodja. „Verzeihung, wie ist Ihr Vor- und Vatersname? Wissen Sie, unter uns, bei der Artillerie ist es halt so Usus. Haben Sie sich schon ein Reitpferd angeschafft?“

„Nein — antwortete Wolodja — ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich habe es dem Hauptmann mitgeteilt; ein Pferd besitze ich nicht und Geld auch nicht, bis ich meine Proviant- und Reisegelder erhalte. Ich will vorläufig den Batteriekommandeur um ein Pferd bitten; fürchte aber, daß er's mir abschlagen wird.“

„Apollon Sfergesitsch? schwerlich . . .“ meinte Kraut und brachte mit den Lippen einen Laut hervor, der einen gewichtigen Zweifel ausdrücken sollte, wobei er den Hauptmann ansah.

„Es ist ja auch kein Unglück, wenn er's abschlägt,“ äußerte der Hauptmann. „Eigentlich ist hier ein Pferd gar nicht notwendig; aber versuchen kann ich's ja mal, ich werde es noch heute tun.“

„Da kennen Sie den Kommandeur schlecht,“ warf Djadenko ein. „Was anderes würde er todsicher abschlagen, aber das . . . Wollen Sie wetten?“

„Wir wissen schon: Sie müssen immer widersprechen.“

„Ich widerspreche deshalb, weil ich's weiß: er knausert sonst mit allem, aber ein Pferd wird er ohne weiteres bewilligen, weil er kein Interesse daran hat, es zu verweigern.“

„Wieso kein Interesse, wenn ihm der Hafer hier auf 8 Rubel zu stehen kommt!“ entgegnete Kraut. „Natürlich hat er ein Interesse, kein überflüssiges Pferd zu halten!“

„Bitten Sie um den Skworez, Wladimir Ssemjonysch!“ schlug Wlang vor, der eben mit der Pfeife des Stabskapitäns zurückgeekelt kam. „Ein prächtiger Gaul!“

„Ist es vielleicht der, von dem Sie in Sforokt in den Straßen-graben gefallen sind, Wlanga?“ scherzte der Stabskapitän.

„Wie können Sie nur sagen, daß ihm der Hafer auf 8 Rubel zu stehen kommt! In seinem Kostenanschlag ist er mit 10 $\frac{1}{2}$  Rubel angegeben,“ wandte Djadenko aufs neue ein. „Selbstverständlich hat er keinerlei Interesse . . .“



„Glauben Sie wirklich, daß ihm nichts davon übrig bleibt? Warten Sie mal, wenn Sie erst Batteriekommandeur sind, werden Sie nicht erlauben, daß man auf seinem Pferde in die Stadt rettet!“

„Wenn ich Batteriekommandeur sein werde, sollen die Pferde bei mir 4 Garnez Hafer täglich bekommen. Seien Sie unbesorgt: Extraeinkünfte werde ich mir nicht einheimfen!“

„Wenn wir am Leben bleiben – werden wir ja sehen,“ meinte der Stabskapitän, „auch Sie werden sich schadlos halten, und auch Sie – er wies dabei auf Wolodja – werden, was übrig bleibt, in die Tasche stecken, wenn Sie Batteriekommandeur sind.“

„Warum glauben Sie denn, Friedrich Christiantysch, daß auch Koselzow Lust verspüren würde, sich zu bereichern?“ fiel ihm Tschernowitzkij ins Wort. „Vielleicht besitzt er Vermögen, warum sollte er sich bereichern wollen?“

„Nein; Sie verzeihen, Kapitän, ich halte eine solche Handlungsweise für unedel,“ versetzte Wolodja und errötete bis über die Ohren.

„Oho! Seht nur den Teufelsterl,“ rief Kraut. „Avancieren Sie nur erst bis zum Hauptmann, und Sie werden anders reden!“

„Das ist ganz gleich: ich meine nur, daß man sich in keinem Falle an fremden Geldern vergreifen darf.“

„Und ich will Ihnen folgendes sagen, junger Mann,“ begann der Stabskapitän in ernsterem Ton, „wissen Sie schon: wenn Sie eine Batterie kommandieren und das Heeresgut vernünftig verwalten, so verbleibt Ihnen in Friedenszeiten unbedingt ein Überschuß von 500 Rubeln, und im Kriege einer von 7 bis 800, und das allein von den Pferden; in das Proviantwesen der Mannschaften mischt der Batteriekommandeur sich nicht ein; das ist bei der Artillerie alter Brauch. Wenn Sie schlecht wirtschaften, bleibt natürlich nichts übrig. Sagen wir z. B.: Sie müßten unvor-

hergesehener Weise fürs Beschlagen der Pferde eine bestimmte Summe verausgaben — das wäre eins (der Stabskapitän bog einen Finger ein), für die Feldapotheke — das wäre zwei (er bog den zweiten Finger ein), für die Kanzlei — das wäre drei; für Zugpferde zahlt man bis 500 Rubel, mein Lieber; für die Remonte 50 Rubel, — alles notwendige Ausgaben . . . das wäre das vierte; oder die Mannschaften müssen unvorhergesehener Weise neue Kragen bekommen; die Kohlen kosten Ihnen mehr, als veranschlagt war; Sie sorgen für die Beköstigung der Offiziere. Als Batteriekommandeur müssen Sie anständig leben; Sie müssen sich eine Equipage halten, einen Pelz besitzen, und dies und jenes . . . man weiß schon."

"Und vor allem, Wladimir Semonyttsch, müssen Sie eins bedenken," fiel der Hauptmann ein, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, „ein Mensch wie ich z. B. hat seine zwanzig Jahre gedient, anfangs für ein Gehalt von 200, später für eins von 300 Rubeln: wie sollte man ihm da für seinen Dienst und seine alten Tage nicht ein Stück Brot gönnen, wenn die Kommissiönäre wöchentlich Zehntausende von Rubeln beiseite legen!"

"Das ist keine Frage!" versicherte der Stabskapitän aufs neue. „Seien Sie nicht zu schnell mit dem Urteil bei der Hand, sondern lernen Sie erst das Leben und den Dienst kennen."

Wolodja schämte sich sehr, daß er vorhin so unüberlegt geurteilt hatte; in seiner Verlegenheit murmelte er etwas und hörte dann schweigend zu, wie Djadenko wieder mit dem größten Feuereifer etwas bestritt und das Gegenteil zu beweisen suchte.

Der Streit wurde durch den eintretenden Burschen des Obersten unterbrochen, der die Offiziere zum Mittagessen rief.

"Sagen Sie doch heute Apollon Ssergejewitsch, er soll Wein auf den Tisch stellen lassen," sagte Tschernowitzkij zum Hauptmann, indem er sich den Rock zuknöpfte. „Warum er nur damit

knäufert? Wenn man uns tötet, wird niemand mehr was davon haben!"

„Sagen Sie's ihm doch selbst.“

„Nein. Sie sind der älteste Offizier: Bei allem muß Ordnung sein.“

20

Das Mittagessen war in demselben Zimmer serviert, in dem Wolodja sich gestern beim Oberst gemeldet hatte; der Tisch war von der Wand weggerückt und mit einem schmutzigen Tischtuch bedeckt. Der Batteriekommandeur reichte ihm heute die Hand und fragte ihn nach Petersburg und nach seiner Reise aus.

„Meine Herren, wer trinkt Schnaps, bitte bedienen Sie sich. Die Fähnriche trinken natürlich keinen,“ erklärte der Batteriekommandeur lächelnd.

Überhaupt machte der Kommandeur heute nicht einen solch grimmigen Eindruck wie gestern; er benahm sich wie ein gütiger, gastfreier Hausherr und wie ein älterer Kamerad unter den Offizieren. Indessen bekundeten alle Offiziere, vom alten Hauptmann bis zum Fähnrich Djadenko, in ihrem ganzen Verhalten eine unleugbare Achtung vor dem Kommandeur; dies zeigte sich schon darin, wie sie mit ihm redeten und ihm dabei mit geflüstertlicher Höflichkeit in die Augen blickten und wie sie zögernd, einer nach dem andern, sich Schnaps einschenkten.

Das Mittagsmahl bestand aus einer großen Schüssel Kohlsuppe, worin Stücke von fettem Rindfleisch und eine Unmenge Pfeffer und Lorbeerblätter schwammen, ferner aus polnischen Rinderrouladen mit Senf und aus Kolduny (gekochte Fleischpasteten) mit nicht ganz frischer Buttertunke. Servietten gab es nicht, man aß mit Zinn- oder Holzlöffeln, auf dem Tisch standen nur zwei Gläser und eine Wasserkaraffe mit einem abgebrochenen

Halse; das Mittagessen verlief aber keineswegs uninteressant: die Unterhaltung kam keinen Augenblick ins Stocken. Zuerst drehte sich das Gespräch um die Schlacht bei Inkerman, an der die Batterie teilgenommen hatte; jeder erzählte von seinen Eindrücken, äußerte seine Ansicht über die Ursachen des Mißerfolgs und schwieg, wenn der Kommandeur das Wort ergriff; dann ging das Gespräch naturgemäß zu dem unzureichenden Kaliber der leichten Geschütze und zu den neuen leichteren Kanonen über, wobei Wolodja Gelegenheit fand, seine artilleristischen Kenntnisse zu bekunden. Doch von der augenblicklichen verzweifelten Lage Sewastopols war mit keinem Wort die Rede, als ob dieser Gegenstand schon ohnedies jedermanns Gedanken allzusehr beschäftigte, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Zur Verwunderung und Betrübniß Wolodjas sprach man ebensowenig von den Pflichten des Dienstes, den er zu übernehmen hatte, als wäre er lediglich deshalb nach Sewastopol gekommen, um dort von den leichteren Geschützen zu erzählen und beim Batteriekommandeur zu Mittag zu speisen. Während des Mittagessens schlug unweit des Hauses, in dem sie saßen, eine Bombe ein. Der Fußboden und die Wände erzitterten wie bei einem Erdbeben, und dicker Pulverdampf verhüllte die Fenster.

„So was haben Sie wohl in Petersburg nicht gesehen; hier dagegen sind solche Überraschungen nichts Seltenes,“ sagte der Batteriekommandeur.

„Sehen Sie mal nach, Wlang, wo sie geplatzt ist.“

Wlang ging hinaus, um nachzusehen, und meldete, daß die Bombe in den Platz eingeschlagen wäre; darnach sprach niemand mehr davon.

Kurz vor Ende des Mahles trat der Batterieschreiber, ein Veteran, ins Zimmer, und überreichte dem Kommandeur drei versiegelte Schreiben. „Dieses hier ist sehr dringend, soeben hat

ein Kosak es vom Oberbefehlshaber der Artillerie überbracht." Alle Offiziere blickten erwartungsvoll und ungeduldig auf die Finger des Batteriekommandeurs, die mit geübtem Griff das Siegel des Umschlages erbrachen und das „sehr dringende“ Schreiben entfalteten. „Was mag wohl drinstecken?“ fragte sich ein jeder. Es hätte ebensogut eine Beurlaubung der Batterie aus Sewastopol, als auch der Befehl sein können, die gesamte Batterie solle eine Stellung auf den Bastionen beziehen.

„Schon wieder!“ sagte der Batteriekommandeur und warf das Papier ärgerlich auf den Tisch.

„Was ist es, Apollon Ssergejitsch?“ fragte der Hauptmann.

„Ein Offizier mit Bedienungsmannschaften soll zu einer Mörserbatterie abkommandiert werden. Ich habe sowieso nur 4 Offiziere und kann keine vollzählige Bedienung aufstellen,“ murkte der Batteriekommandeur, „und dann verlangt man noch Leute von mir . . . Aber jemand von Ihnen, meine Herren, muß jedenfalls hin,“ sagte er nach einer Weile. „Der Befehl lautet, um 7 Uhr am Schlagbaum zur Stelle zu sein. — Der Feldwebel soll herkommen! — Wer von Ihnen soll hin? entscheiden Sie selbst, meine Herren,“ wiederholte er.

„Koselzow ist noch nirgends gewesen,“ sagte Tschernowitzkij, indem er auf Wolodja wies.

Der Batteriekommandeur entgegnete nichts.

„Ja, ich würde gern hingehen,“ erklärte Wolodja und fühlte, wie ihm der kalte Schweiß am Rücken und Hals hervortrat.

„Nein, warum denn!“ fiel ihm der Hauptmann ins Wort. „Natürlich wird sich niemand weigern; aber sich anzubieten — hat auch keinen Sinn; wenn Apollon Ssergejitsch das uns überlassen will, so lassen wir's doch wieder wie damals durchs Los entscheiden.“

Alle stimmten zu. Kraut schnitt Papierschnitzel zurecht, rollte

sie zusammen und schüttete sie in eine Mütze. Der Hauptmann scherzte und ergriff die Gelegenheit, den Oberst um Wein zu bitten, — zur Stärkung des Mutes, wie er sagte. Djadenko saß finster da, Wolodja lächelte vor sich hin, Tschernowitzkij versicherte, daß das Los unbedingt auf ihn fallen werde, Kraut war vollkommen ruhig.

Wolodja mußte als Erster ziehen. Er griff nach dem längsten Papierröllchen, doch plötzlich kam es ihm in den Sinn, ein anderes, ein kürzeres und dünneres, zu ziehen; er entfaltete es und las: „gehen“.

„Ich,“ sagte Wolodja mit einem leichten Seufzer.

„Nun denn, mit Gott. Sie werden sich dabei auch gleich einschließen,“ meinte der Kommandeur und blickte gutmütig lächelnd in des Fähnrichs verwirrtes Gesicht. „Machen Sie sich nur schnell auf den Weg. Damit Sie's nicht so einsam haben, geht Wlang als Feuerwerker mit Ihnen.“

## 21

Wlang war mit seinem Auftrag äußerst zufrieden; er machte sich schnell fertig und trat, marschmäßig angekleidet, an, um Wolodja zu helfen. Er redete fortwährend auf Wolodja ein, er möge nur ja ein Feldbett mitnehmen und einen Pelz, einen alten Jahrgang der „Vaterländischen Denkwürdigkeiten“, einen Kaffee-Spirituskoher sowie andere unnütze Dinge. Der Hauptmann erteilte Wolodja den Rat, zuvörderst im „Handbuch für Artillerieoffiziere“ den Abschnitt über das Mörser-schießen durchzulesen und sich sofort die Tabellen der Elevationswinkel daraus abzuschreiben. Wolodja machte sich gleich an die Arbeit, wobei er zu seiner Verwunderung und Freude bemerkte, daß die Furcht vor der Gefahr und noch mehr davor, sich als feig zu erweisen, ihn lange nicht mehr in dem Maße beunruhigte, wie

gestern abend. Der Tag und seine Arbeit übten ihren wohlthätigen Einfluß auf ihn aus, hauptsächlich jedoch lag das daran, daß die Angst, wie jedes starke Gefühl, nicht längere Zeit in gleichem Grade anzuhalten vermag. Kurzum, sein Angstgefühl hatte bereits den Höhepunkt überschritten und flaute nun merklich ab. Gegen sieben Uhr abends, als die Sonne eben hinter der Nikolai-kaserne zu verschwinden begann, trat der Feldwebel ein und meldete, daß die Leute fertig seien und draußen warteten.

„Die Namenliste habe ich Wlangu übergeben, wollen Sie sich, bitte, an ihn wenden, Euer Wohlgeboren,“ sagte der Feldwebel.

Zwanzig Artilleriesoldaten mit Seitengewehren, ohne Gepäck, standen hinter der Ecke des Hauses; Wolodja und der Junker traten auf sie zu. „Soll ich eine kleine Ansprache halten oder einfach ‚Grüß Gott, Kinder!‘ oder gar nichts sagen?“ überlegte Wolodja, „warum sollte ich ihnen nicht ‚Grüß Gott, Kinder!‘ zurufen, das gehört sich sogar so.“ Und er rief wacker mit seiner hell tönenden Stimme: „Grüß Gott, Kinder!“ Die Soldaten antworteten munter; die frische jugendliche Stimme tönte angenehm im Ohre eines jeden. Wolodja schritt flott voran, und obwohl sein Herz so heftig klopfte, als sei er etliche Werst aus Leibeskräften gelaufen, war sein Gang leicht und sein Gesicht heiter. Als sie unweit des Malachowhügels bergan schritten, bemerkte er, wie Wlang, der dicht an seiner Seite ging und dabei so tapfer erschienen war, sich beständig abwandte und den Kopf beugte, als kämen all die Bomben und Kanonenkugeln, die hier schon recht häufig vorüber pfiffen, direkt auf ihn zugeflogen. Einige Soldaten taten dasselbe und auf den meisten Gesichtern malte sich wenn nicht Angst, so doch Unruhe. Dieser Umstand beruhigte und ermunterte Wolodja vollends.

„Nun bin auch ich auf dem Malachowhügel, den ich mir

tausendmal schrecklicher vorgestellt habe! Und ich marschiere, ohne mich vor den Kugeln zu bücken, und bin imstande, so mutig zu sein, wie andere. Also bin ich doch kein Feigling?" dachte er mit Genugthuung und sogar mit einem gehobenen Selbstgefühl.

Dieses Gefühl der Furchtlosigkeit und Selbstzufriedenheit geriet indessen sehr bald ins Wanken, als er in der Dämmerung auf der Kornilow-Batterie den Befehlshaber der Bastion suchte und plötzlich folgendes Bild vor sich sah: nahe der Brustwehr hielten vier Matrosen einen blutigen Leichnam ohne Stiefel und Mantel und versuchten, ihn an Beinen und Armen schwenkend, über die Brustwehr zu werfen. (Am zweiten Tage des Bombardements hatte man nicht überall auf den Bastionen die Leichen fortschaffen können und war genötigt, sie in den Graben zu werfen, damit sie auf den Batterien nicht störend im Wege lägen.) Wolodja war einen Augenblick ganz starr, als er sah, wie der Leichnam auf die Rinne der Brustwehr aufschlug und dann in den Graben rollte; doch zu seinem Glück kam ihm gerade der Kommandant der Bastion entgegen, erteilte ihm Befehle und gab ihm einen Führer nach der Batterie und dem für die Bedienungsmannschaft bestimmten Blendwerk mit. Wir wollen nicht weiter schildern, wieviel Gefahren und Enttäuschungen unser Held an diesem Abend erleben mußte: statt der Präzision und Ordnung, die er von den Schießübungen auf dem Wolkowfelde her gewohnt war und die er auch hier zu finden hoffte, fand er zwei beschädigte Mörser ohne Aufsatz, von denen einer an der Mündung durch eine Kugel platt gequetscht war, während der andere auf den Trümmern einer zerschossenen Plattform stand; es war ihm nicht geglückt, vor dem Morgen Arbeiter zur Instandsetzung der Plattform zu erlangen; nicht eine einzige Ladung wies das im „Handbuch“ vorgeschriebene Gewicht auf; zwei Soldaten



seines Kommandos wurden verwundet und wohl zwanzigmal war er selbst um Haarsbreite dem Tode entgangen. Zum Glück wurde ihm ein hünenhafter Seemann zur Hilfe beigegeben, der seit Beginn der Belagerung bei den Mörsern Dienst tat; dieser überzeugte ihn von der Gebrauchsfähigkeit der Geschütze, führte ihn nachts mit der Laterne auf der ganzen Bastion wie in seinem Hausgarten herum und versprach ihm, morgen alles instandzusetzen. Das Blendwerk, zu dem ihn sein Führer geleitete, war eine in den Steinboden gehauene, längliche, zwei Kubik-Faden tiefe Grube, die mit meterdicken Eichenbalken überdacht war. In ihr quartierte er sich mit allen seinen Soldaten ein. Kaum hatte Wlang die niedrige Tür des Blendwerks entdeckt, so stürzte er als erster, Hals über Kopf, hinein, wobei er sich auf dem Steinboden fast wund schlug, und kauerte in einem Winkel nieder, aus dem er nicht mehr hervorkroch. Als alle Soldaten sich längs der Wände auf dem Boden gelagert und einige ihre Pfeifen angezündet hatten, schlug Wolodja sein Bett in einer Ecke auf, zündete eine Kerze an und streckte sich, eine Zigarette rauchend, aufs Lager. Über dem Blendwerk hörte man unablässig Schüsse, die jedoch nicht sehr laut dröhnten; eine Ausnahme bildete eine Kanone, die in nächster Nähe stand und mit ihrem Gedonner das Blendwerk erschütterte. Im Blendwerk selbst war es still; nur die Soldaten, die sich noch vor dem neuen Offizier scheuten, wechselten gelegentlich ein paar Worte, indem der eine den andern Platz machte oder um Feuer für seine Pfeife bat; irgendwo zwischen den Steinen nagte eine Ratte, oder Wlang, der noch immer nicht zu sich gekommen war und mit wildem Entsetzen um sich starrte, seufzte plötzlich laut auf. Wolodja, der auf seinem Bett lag, empfand nun in diesem mit Menschen angefüllten, stillen, nur durch eine Kerze erleuchteten Winkel jenes Gefühl des Behagens, das ihm von seiner

Kinderzeit her so vertraut war: damals, als er noch beim Versteckspiel in einen Schrank oder unter den Rock der Mutter kroch, atemlos lauschte, sich vor der Finsternis fürchtete und dennoch ein Vergnügen daran hatte. Es war ihm zugleich gruselig und fröhlich ums Herz.

22

Schon nach zehn Minuten hatten die Soldaten Mut gefasst und kamen ins Gespräch. Zunächst dem Licht und dem Bett des Offiziers hatten sich die bedeutsameren Mannschaften gelagert — zwei Feuerwerker: der eine — ein grauhaariger Alter mit sämtlichen Medaillen und Kreuzen, außer dem Georgskreuz; der andere — ein junger Mann und Kantonist, der selbstgedrehte Zigaretten rauchte. Wie üblich, hatte der Trommler die Obliegenheit, den Offizier zu bedienen. Die Bombardiere und Reiter saßen in der Mitte, und dort im Schatten am Eingang hatten sich die übrigen Mannschaften, die „Untergebenen“, niedergelassen; diese waren es, die die Unterhaltung in Fluß brachten, wozu der Einbruch eines ungestüm ins Blendwerk stürzenden Soldaten die Veranlassung gab.

„Ei, warum bist du nicht auf der Straße sitzen geblieben, Bruder? Singen dir die Mäd'el nicht lustig genug?“ äußerte jemand.

„Solch wundervolle Lieder singen sie, wie ich sie bei uns im Dorf nie gehört habe!“ entgegnete der Eindringling lachend.

„Ach, Wassin liebt die Bomben nicht, ach, er liebt sie nicht!“ bemerkte einer aus der aristokratischen Ecke.

„Wenn es sein muß — das ist eine andere Sache! Aber so . . .“ ließ sich die bedächtige Stimme Wassin's vernehmen, bei dessen Worten alle übrigen schweigend aufzumerken pflegten. „Am 24. haben wir im ärgsten Feuer durchgehalten; aber wozu sich zweck=

los der Gefahr aussetzen? Man wird nur unnützerweise totesgeschossen, und die Vorgesetzten sagen unsereinem für so was keinen Dank."

Bei diesen Worten Wassin's lachten alle.

„Melnikow sitzt wahrscheinlich noch draußen," meinte jemand.

„Holt ihn doch her, den Melnikow," rief der alte Feuerwerker, „sonst wird er noch wirklich ganz zwecklos erschossen."

„Was ist das für ein Melnikow?" fragte Wolodja.

„Wir haben da so einen dummen Kerl, Euer Wohlgeboren, der fürchtet sich vor gar nichts und irrt jetzt draußen allein umher. Bitte sehen Sie sich ihn nur an, Euer Wohlgeboren: ausschauen tut er, wie ein leibhaftiger Bär."

„Er kennt eine Beschwörungsformel," bemerkte Wassin bedächtigen Tones aus seinem Winkel.

Melnikow kam ins Blendwerk. Er war ein dicker Mann (was bei Soldaten eine außerordentliche Seltenheit ist), rothaarig und rot von Gesicht, mit mächtig gewölbter Stirn und hellblauen hervortretenden Augen.

„Wie, du fürchtest dich nicht vor den Bomben?" fragte Wolodja ihn.

„Warum sollt' ich mich vor den Bomben fürchten?" antwortete Melnikow, wobei er sich streckte und kratzte. „Durch eine Bombe sterbe ich nicht, das weiß ich."

„Du möchtest wohl am liebsten ganz hier wohnen?"

„Versteht sich. Hier ist's lustig," sagte er und brach in ein lautes Gelächter aus.

„O, du mußt unbedingt bei einem Ausfall dabei sein! Willst du, so werde ich es dem General melden," schlug Wolodja ihm vor, obwohl er hier keinen General kannte.

„Warum sollt' ich's nicht wollen? Ich will's schon."

Und Melnikow mischte sich unter die anderen Soldaten.

„Kinder! wollen wir doch ‚Noski‘ (Schnauze) spielen!“ hörte man ihn hastig rufen. „Wer hat Karten?“

Und alsbald entwickelte sich in der hintersten Ecke ein lebhaftes Kartenspiel, wobei der Verlierer einen Schlag mit den Karten auf die Nase erhielt; es wurde gelacht und aufgetrumpft. Wolodja schenkte sich Tee aus dem Ssamowar ein, den der Trommler für ihn aufgestellt hatte, lud die Feuerwerker ein, mit ihm zu trinken, scherzte und unterhielt sich mit ihnen, in dem Wunsche, sich populär zu machen, und sehr befriedigt von der Achtung, die ihm entgegengebracht wurde. Auch die Soldaten wurden immer gesprächiger, als sie sich überzeugt hatten, daß Wolodja ein leutseliger Mensch sei. Ein Soldat beteuerte, der Belagerungszustand in Sewastopol werde bald aufgehoben werden: ein durchaus zuverlässiger Mann von der Marine habe ihm erzählt, des Zaren Bruder Konstantin sei mit der amerikanischen Flotte zur Befreiung Sewastopols unterwegs; demnächst werde ein zweiwöchiger Waffenstillstand abgeschlossen werden, und sollte jemand während dieser Zeit feuern, so werde er für jeden Schuß fünf- undsiebzig Kopeken Strafe zu zahlen haben.

Wolodja ergötzte sich daran, wie der kleine Wassin mit dem großen Backenbart und den großen freundlichen Augen eine Geschichte aus seiner Urlaubszeit zum besten gab, die mit allgemeinem Stillschweigen angehört und endlich mit lautem Lachen quittiert wurde: anfangs habe man sich über seine Heimkehr gefreut, aber schon sehr bald habe der Vater ihn aufs Feld zur Arbeit geschickt, und seine Frau sei vom Forstadjunkten in einer feinen Droschke abgeholt worden. Alles das belustigte Wolodja ungemein. Er empfand keinerlei Furcht oder Mißvergnügen in der Enge und dumpfen Luft des Blendwerks; es war ihm heiter und leicht zumute.

Viele Soldaten schnarchten schon. Auch Wlang hatte sich auf

dem Fußboden ausgestreckt, und als der alte Feuerwerker seinen Mantel ausgebreitet hatte und, sich bekreuzigend, vor dem Schlafengehen seine Gebete murmelte, bekam Wolodja plötzlich Lust, aus dem Blendwerk hinauszutreten, um nachzusehen, was draußen vor sich gehe.

„Nimm die Füße weg!“ riefen, sobald Wolodja aufgestanden war, die Soldaten einander zu und gaben ihm den Weg frei.

Wlang, der zu schlafen schien, erhob plötzlich den Kopf und packte Wolodja bei den Mantelschößen.

„Tun Sie's nicht! Wie können Sie nur jetzt hinausgehen!“ flehte er in weinerlichem Tone. „Sie haben das noch nicht erlebt; draußen fallen unaufhörlich Bomben nieder; hier ist's sicherer.“

Ohne jedoch auf Wlangs Bitten zu achten, strebte Wolodja aus dem Blendwerk hinaus und setzte sich auf die Schwelle, auf der Melnikow, der gerade im Begriff war sein Schuhzeug zu wechseln, sich bereits niedergelassen hatte.

Die Luft war rein und erfrischend — besonders nach dem Aufenthalt im Blendwerk — und die Nacht war klar und still. Sobald der Geschützdonner verstummte, drang das Geratter der Wagen herüber, die Schanzkörbe heranzführten, sowie das Stimmengewirr der am Pulverkeller arbeitenden Mannschaften. Hoch oben wölbte sich der gestirnte Himmel, an dem die feurigen Streifen der Bomben rastlos entlang huschten; links führte eine kleine meterhohe Öffnung in ein anderes Blendwerk, in dem die Füße und Rücken der dort kampierenden Matrosen sichtbar waren. — Ihre trunkenen Stimmen schallten herüber. Vorn erhob sich der Hügel des Pulverkellers, an dem ab und zu die gebückten Gestalten der dort arbeitenden Leute auftauchten und auf dessen Höhe ein riesengroßer Matrose in schwarzem Mantel stand: er hielt die Hände in den Manteltaschen und stampfte mit den Füßen die auf den Hügel geschüttete Erde fest,

die von anderen Mannschaften in Säcken herangeschleppt wurde; über seinem Kopfe piffen unablässig die Kugeln und Bomben, oft geschah es, daß eine vorüberfliegende Bombe in unmittelbarer Nähe des Kellers platzte. Die Soldaten mit ihren Säcken duckten sich und sprangen zur Seite; die hohe schwarze Gestalt jedoch stampfte unbeirrt weiter und änderte keinen Augenblick ihre Haltung.

„Wer ist dieser Schwarze dort?“ fragte Wolodja den neben ihm sitzenden Melnikow.

„Ich weiß es nicht; ich werde mal hingehen und nachsehen.“

„Geh nicht! Es ist nicht nötig.“

Melnikow aber stand auf, trat dicht an die schwarze Gestalt heran und verharrete eine ganze Weile ebenso gleichmütig und ruhig neben ihr.

Dann kam er zurück und berichtete:

„Das ist der Kellermeister, Euer Wohlgeboren! Der Pulverkeller ist durch eine Bombe beschädigt und nun tragen Infanteriesoldaten Erde dorthin.“

Zuweilen hatte es den Anschein, als kämen die Bomben direkt auf die Tür des Blendwerks losgeflogen. Wolodja zog schnell den Kopf zurück und lugte dann in die Höhe, ob die Bomben noch herflögen. Obwohl Wlang Wolodja mehrmals inständig gebeten hatte, ins Blendwerk zurückzukehren, blieb dieser etwa drei Stunden auf der Schwelle sitzen und fand ein besonderes Vergnügen daran, das Schicksal auf die Probe zu stellen und die Flugbahn der Bomben zu beobachten. Am späten Abend wußte er genau, von wo die Geschütze feuerten, wie viele es waren und wo ihre Geschosse niederzufallen pflegten.

Tags darauf, am 27., trat Wolodja, durch einen zehnstündigen Schlaf erquickt und ermuntert, in der Frühe auf die Schwelle des Blendwerks hinaus. Wlang hatte sich auch hinausgewagt; doch beim ersten Pfiff einer Kugel stürzte er spornstreichs, sich mit dem Kopf einen Weg bahnend, zurück in die Öffnung des Blendwerks, unter dem allgemeinen Gelächter der Soldaten, die zumeist ebenfalls hinausgegangen waren. Nur Wassin, der alte Feuerwerker und wenige andere betraten selten den Laufgraben; die übrigen ließen sich nicht abhalten: es zog sie ab und zu aus dem dumpfigen Blendwerk in die frische Morgenluft hinaus und sie lagerten sich an der Schwelle oder unterhalb der Brustwehr, trotzdem das Bombardement ebenso heftig war, wie gestern. Melnikow promenierte bereits seit Sonnenaufgang in den Batterien umher und guckte mit größter Geiassenheit in die Luft.

An der Schwelle saßen zwei alte Soldaten und ein junger, kraushaariger jüdischer Soldat, der aus der Infanterie hierher abkommandiert war. Er hatte eine der herumliegenden Gewehrflugeln aufgehoben, sie mit einer Scherbe an einem Stein plattgeschlagen und schnitt nun daraus mit einem Messer ein Kreuz in der Art des Georgskreuzes; die andern schauten seiner Arbeit zu und unterhielten sich. Es kam wirklich ein sehr hübsches Kreuz zustande.

„Wie, wenn wir hier noch einige Zeit stehen?“ sagte einer von ihnen. „Wird man uns wohl allen nach Friedensschluß den Abschied bewilligen?“

„Wahrscheinlich doch; ich hatte alles in allem noch vier Jahre zu dienen, und stehe jetzt schon fünf Monate in Sewastopol.“

„Das zählt bei der Verabschiedung nicht mit, hörst du,“ äußerte ein anderer.

In diesem Augenblick piff eine Kanonenkugel über die Köpfe der Sprechenden hinweg und schlug einen Meter weit von Melnikow ein, der aus dem Laufgraben auf sie zukam.

„Es fehlte nicht viel, so wäre Melnikow getötet worden,“ sagte jemand.

„So eine trifft mich nicht,“ versicherte Melnikow.

„Da nimm das Kreuz für deine Tapferkeit!“ rief der junge Soldat, der es angefertigt hatte, und überreichte es Melnikow.

„Nein, Bruder, hier gilt ein Monat soviel wie ein Dienstjahr,“ fuhr einer im Gespräch fort. „So stand es ausdrücklich im Armeebefehl.“

„Jedenfalls wird nach Friedensschluß eine Kaiserparade in Warschau abgehalten werden, und dann gibt's, wenn nicht gar den Abschied, so doch wenigstens Urlaub auf unbestimmte Zeit.“

Eine Prellkugel sauste heulend gerade über die Köpfe der Sprechenden hinweg und prallte erneut gegen einen Stein.

„Paß auf, daß du nicht noch vor Abend deinen Urlaub nach dem Jenseits kriegst!“ meinte einer der Soldaten.

Alle lachten.

Und nicht erst gegen Abend, sondern schon nach zwei Stunden wurde dieser Urlaub zweien von ihnen zuteil, während fünf verwundet wurden; dennoch scherzten die übrigen unverdrossen weiter.

In der Tat waren die beiden Mörser am Morgen soweit instand gesetzt, daß man aus ihnen feuern konnte. Auf Befehl des Bastionskommandanten ließ Wolodja um 10 Uhr morgens sein Kommando antreten und begab sich mit ihm nach der Batterie.

Bei den Mannschaften war jetzt keine Spur jenes Furchtgefühls von gestern zu bemerken, sobald sie sich an die Arbeit gemacht hatten. Nur Wlang vermochte sich nicht zu beherrschen: er duckte und krümmte sich genau so wie früher; auch Wassin hatte



seine Ruhe ein wenig verloren, er war aufgereggt und setzte sich in einem fort nieder. Wolodja jedoch war in hellster Begeisterung: nicht einmal ein flüchtiger Gedanke an Gefahr kam ihm in den Sinn. Das freudige Bewußtsein, daß er seine Pflicht erfülle, daß er nicht nur kein Feigling, sondern ein tapferer Kerl sei, ferner das Hochgefühl, Kommandeur zu sein, sowie die Anwesenheit von zwanzig Mann, die, wie er wußte, mit neugieriger Spannung auf ihn blickten, — alles das hatte aus ihm einen richtigen Teufelskerl gemacht. Er trug sogar seine Tapferkeit vor seinen Leuten zur Schau, kletterte auf das Bankett hinaus und knöpfte mutwillig den Mantel auf, damit man ihn besser sehen könne. Der Kommandant der Bastion, der gerade zu dieser Zeit einen Rundgang durch seine „Wirtschaft“ machte, wie er sie nannte, war zwar während der acht Monate an alle Arten von Tapferkeit gewöhnt; dennoch erregte der Anblick dieses jungen schmucken Offiziers sein besonderes Wohlgefallen, wie er so mit offenem Mantel, im roten, seinen weißen zarten Hals umschließenden Hemde da stand, mit flammendem Gesicht und funkelnden Augen in die Hände klatschte, mit hellklingender Stimme seinen Kommandoruf: Das erste! Das zweite! (d. h. Geschütz) ertönen ließ und dann keck auf die Brustwehr hinaufstieg, um zu sehen, wohin seine Bombe fiel. Gegen halb zwölf Uhr mittags hörte das Schießen auf beiden Seiten auf — und Punkt zwölf Uhr begann der Sturm auf den Malachow-Hügel, auf die 2., 3. und 5. Bastion.

## 24

Diesseits der Bucht, zwischen Inferman und dem nördlichen Fort, auf dem Telegraphenhügel, standen um die Mittagszeit zwei Marineoffiziere: einer blickte durch ein Fernrohr auf Sewastopol, der andere war soeben mit einem Kosaken herangeritten und bei der großen Signalstange abgestiegen.

Die Sonne stand hell und hoch über der Bucht, die in heiterem warmem Glanz mit ihren ruhenden Schiffen und gleitenden Segeln und Booten spielte. Ein leichter Wind bewegte sacht die Blätter der vertrockneten Eichenbäumchen am Telegraphenmast, blähte die Segel der Boote und wiegte die Wellen. Sewastopol, das noch immer dasselbe war, Sewastopol mit seiner halbvollendeten Kirche, mit seiner Säule, seinem Kai, dem grünen Boulevard auf der Höhe und dem vornehmen Gebäude der Bibliothek, mit den kleinen, azurblauen, von Masten belebten Buchten, mit den malerischen Bogen der Aquädukte und mit den Wolken blauen Pulverdampfes, der zuweilen vom Purpurschein der Schüsse grell durchschnitten wurde, — dieses noch immer schöne, festliche, stolze Sewastopol, umrahmt von gelben dampfenden Bergen und vom strahlend blauen sonnespiegelnden Meer, war jenseits der Bucht sichtbar. Über dem Meereshorizont, an dem eines Dampfers schwarzer Rauchschleier emporflatterte, krochen lange weiße Wolken, die Vorboten des Windes. Längs der ganzen Befestigungslinie, besonders links über den Bergen, bildeten sich mehrfach und unausgesetzt, unter Blitzen, die sogar in der Mittagssonne leuchteten, dicke weiße Rauchballen, die anschwellen, verschiedene Formen annahmen, in die Höhe stiegen und sich am Himmel dunkler färbten. Diese Rauchknäuel tauchten bald hier, bald dort über den Bergen auf, über den feindlichen Batterien, in der Stadt und hoch am Himmel. Die Explosionen hörten nicht auf und erschütterten ineinanderklingend die Luft.

Gegen zwölf Uhr mittags wurden die Rauchwölkchen immer spärlicher, und der Geschützdonner durchdröhnte seltener die Luft.

„Die 2. Bastion erwidert das Feuer nicht mehr,“ bemerkte der zu Pferde sitzende Offizier. „Sie ist total zusammengeschossen! Entsetzlich!“

„Auch der Malachowhügel antwortet ihnen auf drei Schüsse kaum mit einem,“ entgegnete der Beobachter am Fernrohr. „Das macht mich rasend, daß er schweigt. Sie treffen genau die Kornilow-Batterie, und die regt sich nicht.“

„Du siehst es, um zwölf Uhr stellen sie — wie ich dir schon gesagt habe — das Bombardement gewöhnlich ein. So ist's auch heute. Komm lieber frühstücken . . . man erwartet uns schon . . . es gibt nichts mehr zu sehen.“

„Wart', stör' mich nicht!“ entgegnete der Offizier am Fernrohr und spähte mit besonderer Spannung nach Sewastopol hinüber.

„Was ist dort los? Was?“

„Bewegung in den Laufgräben, dichte Kolonnen rücken heran.“

„Ja, jetzt sieht man's auch so,“ bestätigte der andere. „Sie gehen in Kolonnen vor. Wir müssen das Signal geben.“

„Sieh! Sieh! Sie steigen aus den Laufgräben.“

In der Tat ließ sich auch mit bloßem Auge erkennen, wie sich dunkle Punkte bergab von den französischen Batterien auf die Bastionen zu bewegten. Vor diesen Punkten sah man dunkle Streifen in der Nähe unserer Linie. An verschiedenen Stellen flammten auf den Bastionen, gleichsam über die Front hinlaufend, weiße Rauchwölkchen auf, die von Schüssen herrührten. Der Wind trug das beiderseitige Gewehrgeknatter herüber, das sich anhörte wie unaufhörliches Regengeprassel gegen Fensterscheiben. Die schwarzen Streifen schoben sich im dicksten Rauch näher und näher heran. Die immer stärker werdenden Schüsse verschmolzen zu einem ununterbrochen rollenden Getöse. Immer häufiger wirbelte Rauch empor, zerflatterte längs der Linie und floß endlich zu einer violetten, sich hier ballenden, dort spaltenden Wolke zusammen, durch die ein Feuerschein und schwarze Pünktchen spärlich hindurchschimmerten; alle Töne gingen in einem polternden und krachenden Donner unter.

„Sturm!“ sagte der Offizier, mit bleichem Gesicht, und ließ seinen Kameraden durchs Fernrohr sehen.

Kosaken sprengten die Straße entlang, Offiziere ritten vorbei, der Oberbefehlshaber mit Gefolge fuhr in seiner Kalesche vorüber. Ein jedes Gesicht verriet dumpfe Erregung und Erwartung.

„Es kann nicht sein, daß sie ihn genommen haben!“ rief der Offizier zu Pferde.

„Wahrhaftig, sieh nur die Fahne! sieh doch!“ seufzte der andere und trat vom Fernrohr zurück. „Die französische Flagge auf dem Malachowhügel . . .“

„Es kann nicht sein!“

25

Der ältere Koselzow, der während der letzten Nacht seine Spielverluste wieder wettgemacht und dann alles wieder verloren hatte, einschließlich der in seinem Armelausschlag eingnähten Goldrubel, schlief noch in der Frühe einen ungesunden, schweren, aber festen Schlaf im Bollwerk der 5. Bastion, als plötzlich der von verschiedenen Stimmen weitergegebene, verhängnisvolle Ruf ertönte:

„Alarm!“

„Was schlafen Sie, Michailo Ssemjonitsch! Sturm!“ schrie ihm eine Stimme entgegen.

„Sicher so ein junger Angsthase . . .“ dachte Koselzow und schlug ungläubig die Augen auf.

Plötzlich aber sah er einen Offizier in vollkommener Verwirrung mit so bleichem Gesicht aus einer Ecke in die andere taumeln, — daß er alles begriff. Der Gedanke, man könne ihn am Ende für einen Feigling halten, der seine Kompanie im kritischen Augenblick in Stich lasse, versetzte ihn in Bestürzung. In rasender Hast lief er zu seinen Leuten. Das Geschützfeuer

hatte aufgehört, doch das Geknatter der Gewehre war in vollstem Gange. Die Kugeln kamen nicht einzeln, wie Stutzenkugeln, pfeifend dahergeflogen, sondern in ganzen Schwärmen, wie durch die Lüfte schwirrende Züge von Herbstvögeln. Der ganze Platz, auf dem gestern sein Bataillon gestanden hatte, war in Rauch gehüllt, und wilde Schreie und Rufe erschollen von dort her. Ganze Haufen verwundeter und nicht verwundeter Soldaten begegneten ihm. Dreißig Schritt weiter stieß er auf seine Kompanie, die eng an die Wand gedrückt dastand. Die Gesichter der Soldaten waren blaß und erschrocken.

Dieses Angstgefühl teilte sich Koselzow unwillkürlich mit; es überriefelte ihn kalt.

„Die Schwarzew-Redoute ist verloren!“ rief ein junger Offizier, dem die Zähne im Munde hörbar aufeinander schlugen. „Nun ist alles aus!“

„Unsinn!“ erwiderte Koselzow zornig, riß, um sich aufzupeitschen, seinen kleinen stumpfen Eisensäbel aus der Scheide und schrie:

„Vorwärts, Kinder! Hurra!“

Seine Stimme klang voll und laut und Koselzow berauschte sich selbst an ihr. Er stürmte vorwärts den Querwall entlang; etwa fünfzig Soldaten liefen mit Geschrei hinter ihm her. Sie eilten hinter dem Querwall auf einen offenen Platz hinaus, wo sie buchstäblich ein Hagelschauer von Kugeln empfing. Zwei Kugeln trafen Koselzow, aber er hatte keine Zeit sich zu vergewissern, ob sie ihn gestreift oder verwundet hatten. — Vor ihm im Pulverdampf tauchten bereits blaue Waffenröcke und rote Hosen auf, und er hörte Rufe in einer fremden Sprache; ein Franzose war auf die Brustwehr geklettert, schwenkte die Mütze und stieß einen Ruf aus. Koselzow war überzeugt, daß er fallen werde; gerade diese Gewißheit ließ ihn tapfer drauflos gehen, immer vorwärts

und vorwärts. Einige Soldaten überholten ihn; andere erschienen plötzlich von der Seite her und liefen mit. Die blauen Uniformen blieben immer in der gleichen Entfernung von ihm, indem sie vor ihm in ihre Laufgräben zurückwichen; seine Füße stießen gegen Verwundete und Tote. Als Koselzow bereits bis zum Außengraben vorgedrungen war, wurde es ihm plötzlich schwarz vor den Augen, und er fühlte einen Schmerz in der Brust.

Nach einer halben Stunde lag er auf einer Tragbahre vor der Nikolai-Kaserne und wußte, daß er verwundet sei, hatte jedoch fast keine Schmerzempfindung; er spürte nur ein Verlangen nach einem kalten Trunk und völliger Ruhe.

Ein kleiner, dicker Arzt mit einem langen, schwarzen Backenbart trat an ihn heran und knöpfte ihm den Mantel auf. Koselzow beobachtete über das Kinn hinweg, was der Arzt mit seiner Wunde vornahm, und betrachtete das Gesicht des Arztes, doch Schmerz fühlte er nicht. Der Arzt bedeckte die Wunde mit dem Hemde, wuschte sich die Finger an den Schößen seines Mantels ab und ging schweigend, ohne dem Verwundeten ins Gesicht zu sehen, zum nächsten Kranken. Koselzow verfolgte mit den Augen unbewußt alles, was um ihn herum vorging; er besann sich auf die 5. Bastion und ein beglückendes Gefühl erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er brav seine Pflicht getan, daß er zum erstenmal während seiner ganzen Dienstjahre unbedingt vorbildlich gehandelt habe und daß er sich keinen Vorwurf machen könne. Der Arzt, der einen anderen verwundeten Offizier verband, flüsterte, indem er auf Koselzow wies, einem rotbärtigen Geistlichen etwas zu, der mit dem Kreuz in den Händen dastand.

„Werde ich denn sterben?“ fragte Koselzow den auf ihn zukommenden Geistlichen. Dieser antwortete nicht, sondern sprach ein Gebet und reichte dem Verwundeten das Kreuz zum Kusse.

Der Tod erschreckte Koselzow nicht. Mit schwachen Händen

nahm er das Kreuz, drückte es an seine Lippen und begann zu weinen.

„Sind die Franzosen wieder vertrieben?“ fragte er mit fester Stimme.

„Der Sieg ist überall unser,“ antwortete der Geistliche, um den Verwundeten zu trösten: er verschwieg ihm, daß auf dem Malachowhügel bereits die französische Fahne wehte.

„Gott sei gelobt,“ sprach der Verwundete, ohne zu fühlen, wie die Tränen ihm über die Wangen rannen; ein unaussprechliches Entzücken überkam ihn, als er seiner Heldentat inne wurde.

Der Gedanke an den Bruder blitzte einen Augenblick in seinem Bewußtsein auf. „Gott schenke ihm das gleiche Glück,“ dachte er.

26

Jedoch Wolodja sollte ein anderes Geschick beschieden sein. Er lauschte gerade einem Märchen, das ihm Wassin erzählte, als plötzlich der Schrei erscholl: „Die Franzosen kommen!“ Wolodja fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen stieg und wie seine Wangen eiskalt und blaß wurden. Eine Sekunde verharrte er regungslos; dann blickte er um sich und sah, wie die Soldaten gelassen ihre Mäntel zuknöpfen und einer nach dem andern heraustraten; einer von ihnen, vermutlich Melnikow, äußerte sogar scherzend:

„Kinder, empfangt sie mit Salz und Brot!“

Wolodja und Wlang, der keinen Schritt von seinen Fersen wich, krochen aus dem Blendwerk und liefen zur Batterie. Das Artilleriefeuer war auf beiden Seiten verstummt. Nicht so sehr die ruhige Haltung der Soldaten, als der Anblick der kläglichen, unverhohlenen Feigheit des Junkers ermutigte Wolodja: „Wie? Nein, ich darf diesem nicht ähnlich sein!“ dachte er und eilte guten Mutes auf die Brustwehr zu, wo seine Mörser standen. Er ge-

wahrte deutlich, wie die Franzosen über den freien Platz direkt auf ihn zustrebten und wie ihre Scharen mit in der Sonne funkelnden Bajonetten sich in den nahen Laufgräben bewegten. Ein kleiner breitschulteriger Franzose in Zuavenuniform stürmte mit blankem Degen voran und sprang über die Gräben. „Mit Kartätschen feuern!“ schrie Wolodja, eilig von dem Bankett steigend; aber die Soldaten waren seinem Befehl bereits zuvorgekommen, und der metallene Ton der zuerst aus einem, dann aus dem andern Mörser abgefeuerten Kartätschen erklang über seinem Kopf. „Der erste! Der zweite!“ kommandierte Wolodja, von einem Mörser zum andern laufend und die Gefahr völlig vergessend. Von der Seite her ertönte das nahe Gewehrgeknatter unserer Bedeckungsmannschaft und aufgeregtes Geschrei.

Plötzlich erscholl links der von mehreren Stimmen wiederholte erschütternde Verzweiflungsschrei: „Wir sind umzingelt! Wir sind umzingelt!“ Wolodja sah sich um. Hinter ihm tauchten etwa zwanzig Franzosen auf. Einer von ihnen, ein hübscher schwarzbärtiger Mann, lief allen voran, näherte sich bis auf zehn Schritt der Batterie, blieb stehen, schloß direkt auf Wolodja und lief dann noch näher an ihn heran. Eine Sekunde stand Wolodja wie versteinert da und traute seinen Augen nicht. Als er zur Besinnung kam und sich umblickte — sah er vor sich auf der Brustwehr blaue Uniformen; zehn Schritt von ihm entfernt verstopften zwei Franzosen ein Kanonenrohr. In seiner Nähe befand sich niemand, außer Melnikow, der durch eine Gewehr- kugel an seiner Seite gefallen war, und Wlang, der einen Geschützhebel erfaßt hatte und mit wild verstörtem Gesicht und stieren Blickes davonstürzte.

„Mir nach, Wladimir Semjonytich! Mir nach! Wir sind verloren!“ schrie Wlang mit verzweifelter Stimme und wehrte die ihm nachfolgenden Franzosen mit dem Geschützhebel ab. Die



grauenvoll tobende Gestalt des Junkers machte die Franzosen stutzig: einem, dem vordersten, hatte er einen Schlag auf den Kopf versetzt, die andern blieben wie gebannt stehen, und Wlang, der sich immerfort umsah und wie besessen schrie: „Mir nach, Wladimir Ssemjonitsch! Was stehen Sie da! Laufen Sie!“ stürzte auf den Laufgraben zu, in dem unsere Infanterie lag und auf die Franzosen feuerte. Er sprang in den Graben, steckte den Kopf wieder hervor, um nach seinem vergötterten Wolodja zu spähen. An der Stelle, wo Wolodja gestanden, lag nun ein von einem Mantel verhüllter Mann, mit dem Gesicht auf der Erde, und rund herum wimmelte es von Franzosen, die auf die Unsrigen schossen.

27

**W**lang fand seine Batterie in der zweiten Verteidigungslinie. Von den zwanzig Soldaten, die bei der Mörserbatterie dienten, hatten nur acht sich gerettet.

In der neunten Abendstunde trat Wlang auf einem mit Soldaten, Kanonen, Pferden und Verwundeten angefüllten Dampfer die Überfahrt nach der Nordseite an. Die Schüsse waren überall verstummt. Die Sterne glänzten hell am Himmel, wie in der vergangenen Nacht; nur ein starker Wind bewegte die Wellen. Auf der 1. und 2. Bastion flammten über dem Erdboden Blitze auf; Sprengungen erschütterten die Luft und beleuchteten rings mit ihrem Flammenschein schwarze wunderliche Gegenstände und in die Luft fliegende Steine. In der Nähe der Dock's wütete ein Brand und die rote Blut spiegelte sich im Wasser. Die von Menschenhaufen wogende Brücke war durch einen Lichtstrahl von der Nikolai-Batterie beleuchtet. Drüben über der fernen Landspitze der Alexander-Batterie schien eine gewaltige Flamme über dem Wasser zu schweben, die den Saum

einer über ihr ruhenden Rauchwolke erleuchtete; dieselben ruhigen, unerschrockenen, fernen Lichter der feindlichen Flotte blinkten wie gestern über dem Meere. Eine frische Bö schaukelte die Gewässer der Bucht. Im Widerschein der roten Brände gewahrte man die Masten unserer versenkten Schiffe, die langsam, tiefer und tiefer, im Wasser verschwanden. Kein Gespräch war auf dem Deck des Dampfers zu hören: durch das gleichmäßige Geräusch der herstenden Wogen und des Dampfers vernahm man nur das Schnauben und unruhige Stampfen der Pferde, die Kommandorufe des Kapitäns und das Stöhnen der Verwundeten. Wlang, der den ganzen Tag nichts gegessen hatte, zog ein Stück Brot aus der Tasche und begann daran zu kauen; doch plötzlich erinnerte er sich an Wolodja und fing so laut an zu weinen, daß die in seiner Nähe sitzenden Soldaten es hörten.

„Seht nur, unser Wlanga isst Brot und weint dazu,“ sagte Wassin.

„Wunderlich,“ meinte ein anderer. „Seht, auch unsere Karferne haben sie in Brand gesteckt,“ fuhr er seufzend fort. „Wie viele unserer Brüder sind dort ums Leben gekommen, und dennoch haben wir vor dem Franzosen weichen müssen!“

„Wenigstens sind wir selbst mit heller Haut davongekommen, auch dafür sei dem Herrn Dank,“ sagte Wassin.

„Dennoch ist es beschämend!“

„Wieso beschämend? Glaubst du, daß „Er“ dort lang herumspazieren wird? Paß auf, wir werden ihm schon alles wieder entreißen? Wie viele unserer Brüder auch dort zugrunde gegangen sind, — so wahr Gott lebt, der Kaiser braucht nur zu befehlen — und wir nehmen's ihm wieder! Werden wir es ihm denn so überlassen? Nie im Leben! Nur die nackten Wände sind ihm geblieben; die Schanzen sind allesamt in die Luft gesprengt. . . Du siehst doch, auf dem Hügel hat er sein Fähnlein

aufgesteckt, aber in die Stadt traut er sich nicht hinein . . . Wartet nur, euch werden wir's noch tüchtig heimzahlen — laßt uns nur Zeit!" schloß er, auf die Franzosen hindeutend.

„Keine Frage; so wird es sein!" bekräftigte der andere voll Überzeugung.

Auf der ganzen Linie der Sewastopoler Bastionen war keine Menschenseele mehr — auf diesen Bastionen, die so viele Monate hindurch der Schauplatz eines ungewöhnlich willenskräftigen Lebens gewesen waren, wo die Helden, einer um den andern, durch den Tod abgelöst wurden, und die so viele Monate lang Schrecken, Haß und schließlich die begeisterte Bewunderung der Feinde erregt hatten. Alles war tot, öde, grauenhaft, aber noch nicht stumm: noch immer wurde das Werk der Zerstörung fortgesetzt. Auf dem durch frische Explosionen zerklüfteten und eingestürzten Erdboden lagen überall verstümmelte Lafetten mit ihrer drückenden Last auf russischen und feindlichen Leichen; dort sah man schwere, nun für immer verstummte gußeiserne Kanonen, die mit unheimlicher Gewalt in die Gruben geworfen und halb mit Erde verschüttet waren; Bomben, Kanonenkugeln, dann wieder Leichen, und Gruben, Trümmer von Balken und Blendwerken, und wieder stumme Leichen in grauen und blauen Mänteln. Dies alles erzitterte noch öfters und wurde von der purpurnen Flamme der fortgesetzt die Luft erschütternden Explosionen erhellt.

Die Feinde sahen, daß etwas Unbegreifliches in dem schaurigen Sewastopol vor sich ging. Diese Sprengungen und die Grabesstille auf den Bastionen machten sie erbeben; doch, unter dem Eindruck des starken, ruhigen Widerstandes von heute, wagten sie noch nicht zu glauben, daß ihr unerschütterlicher Gegner verschwunden sei, und erwarteten, ohne sich zu rühren, mit Schaudern das Ende der finsternen Nacht.

Die Heerschar von Sewastopol, die wie das Meer in schwarzer Sturmnacht schwoll, auseinanderflutete, mit seiner Riesenmasse schreckhaft erbehte, am Rande der Bucht gegen die Brücke schäumte und drüben auf der Nordseite wogte, — dieses Heer bewegte sich nun langsam durch das undurchdringliche Dunkel — fort von der Stätte, wo es so viele wackere Brüder zurückließ — der blutgetränkten Stätte, die es elf Monate hindurch gegen einen zweimal stärkeren Feind verteidigt hatte und nun auf Befehl kampfslos räumen mußte.

Niederschmetternd und unfasslich war für jeden Russen der erste Eindruck dieses Befehls. Alsdann übermannte einen das Gefühl der Furcht vor der Verfolgung. Die Leute fühlten sich plötzlich schutzlos, als sie die Plätze verlassen mußten, auf denen sie gewohnt waren sich zu schlagen; unruhig drängten sie sich im Dunkel am Eingang der Brücke, die von einem starken Wind hin und her geschaukelt wurde. Basonette klirrten aneinander; im Gewimmel der Regimenter, Equipagen und der Landwehr staute sich die Infanterie; berittene Offiziere bahnten sich ihren Weg; Ortsbewohner und Offiziersburschen weinten und klagten, weil kein Gepäck durchgelassen wurde; mit Rädergerassel in fliegender Hast arbeitete die Artillerie sich bis zur Bucht durch. Trotzdem jedermann emsig mit den Vorbereitungen zum Aufbruch beschäftigt war, regte sich doch in jedem der Selbsterhaltungstrieb und der Wunsch, so schnell wie möglich diesem Schreckensort zu entfliehen. Dieses Gefühl bedrängte den tödlich verwundeten Soldaten, der unter fünfhundert anderen Verwundeten auf den Steinfliesen des Nikolai-Kais lag und zu Gott um seinen Tod flehte, und den Landwehrmann, der sich aus Leibeskräften in das dichte Menschengewühl zwängte, um dem vorbeireitenden General Platz zu machen, den General, der standhaft den Transport leitete und die hastenden Soldaten zur Geduld ermahnte, den

Matrosen, der, ganz außer Atem, in ein abmarschierendes Bataillon geraten war und von der wogenden Menge fast erdrückt wurde, den schwerverletzten Offizier, der von vier Soldaten auf einer Bahre getragen wurde und nun im unentrinnbaren Gedränge bei der Nikolai-Batterie halt machen mußte, den Artilleristen, der 16 Jahre lang sein Geschütz bedient hatte und jetzt auf einen ihm unbegreiflichen höheren Befehl hin dieses selbe Geschütz mit Hilfe seiner Kameraden vom steilen Ufer in die Bucht hinabstoßen mußte, und die Seeleute, die, in ihren Barkassen flink rudern, die soeben versenkten Schiffe im Stich ließen. Fast jeder Soldat, der an das jenseitige Ende der Brücke gelangt war, nahm seine Mütze ab und bekreuzigte sich. Doch zu diesem Gefühl gesellte sich ein anderes, ein bleiernes, zehrendes, tief aufwühlendes Gefühl der Reue, der Scham und der Wut. Fast jeder Soldat, der von der Nordseite nach dem verlassenen Sewastopol hinüberschaute, seufzte, mit unaussprechlichem Kummer im Herzen, und blickte drohend nach dem Feind hinüber.

27. 12. 1855 Petersburg.

---

---

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Morgen des Gutsherrn .. .. .	5
Ein Überfall .. .. .	87
Aufzeichnungen eines Markeurs . . . . .	133
Ein Holzschlag . . . . .	163
Sewastopol .. .. .	215

Dietsch & Brückner A.-G.  
Weimar









